

JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1989



Jahrbuch
des Obergeraargaus
1989

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

32. Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: In den Buchsibergen. Bleistiftzeichnung von Ernst Moser

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
(Dr. Thomas Multerer, Seminarlehrer, Langenthal)	
Menschen auf den Hügeln	9
(Aus Maria Waser: «Land unter Sternen»)	
Maria Wasers Roman «Land unter Sternen»	13
(Dr. Thomas Multerer, Seminarlehrer, Langenthal)	
Minister Hans Zurlinden	21
(Karl Stettler, a. Lehrer, Lotzwil)	
Kulturlandschaftswandel am Beispiel der Oberaargauer Wässermatten	39
(Dr. Val. Binggeli, Seminardirektor, Bleienbach)	
Das Land am Napf um die Jahrhundertwende	75
(Jürg Rettenmund, Redaktor, Huttwil)	
Die Jugendzeit von Friedrich Hug	119
(Ernst Troesch, a. Lehrer, Langenthal)	
Der Oberaargau 1848–1874	135
(Dr. Max Jufer, a. Seminarlehrer, Langenthal)	
Die Reformation einer Bauerngemeinde: Madiswil	225
(Simon Kuert, Pfarrer, Madiswil)	
Gregor Bienckher aus Attiswil, ein Solothurner Steinmetz des frühen 17. Jahrhunderts	253
(Markus Hochstrasser, Kant. Denkmalpflege, Solothurn)	
Alte Taufzettel aus dem Museum Wiedlisbach	271
(Bernhard Schär, Sekundarlehrer, Wiedlisbach)	
Einblick in die römische Landwirtschaft	277
(Rudolf Haudenschild, Ing. agr. ETH, Wiedlisbach)	
Urs Burkhardt, Huttwil (1944–1989)	283
(Jürg Rettenmund, Redaktor, Huttwil)	

25 Jahre ASA/Arbeitsgemeinschaft zum Schutz der Aare	293
(Dr. René Monteil, Arzt, Solothurn)	
Zehn Jahre VCS/Verkehrs-Club der Schweiz	299
(Renato Beck, VCS, Herzogenbuchsee)	
Naturschutz Oberaargau 1988	301
(Paul Leuenberger, Volkswirtschaftler, Langenthal, u.a.)	
Heimatschutz Oberaargau 1988	303
(Dr. Samuel Gerber, Herzogenbuchsee, u.a.)	

VORWORT

«Es ist gar schön an einem Orte fremd zu sein, und doch so notwendig, eine Heimat zu haben.» Diese Überzeugung Goethes ist auch der feste Glaube derjenigen, die nun schon seit über dreissig Jahren das wiederum vorliegende Jahrbuch herausgeben. Wer Heimat haben will, muss sie zu allererst kennen, und nur wer seine Heimat kennt, kann andernorts das Fremdsein als etwas Schönes empfinden. Dieses Kennen- und Liebenlernen der engeren Heimat war in all den Jahren das Bestreben des Jahrbuchs und seiner Herausgeber. Auch der nun vorliegende Band verfolgt das gleiche Ziel. Wieder bietet sich dem Leser eine bunte Palette historischer, landschaftskundlicher und geographischer Beiträge dar, in einer Mischung, die bestimmt jedem interessierten Leser etwas zu zeigen vermag. Neben kleineren und grösseren Artikeln findet sich darin auch die Fortsetzung der Geschichte des Oberaargaus im 19. Jahrhundert von Max Jufer. Der Autor beleuchtet darin die wichtigen Jahre von 1848 bis 1874.

Wir gedenken dieses Jahr des fünfzigsten Todestages der Dichterin Maria Waser. Sie hat im Roman «Land unter Sternen» in einmaliger Weise das gestaltet, was auch wir Heimat nennen. Das Werk wurde heuer erfreulicherweise zum Gedenken an die Dichterin neu aufgelegt. Auch im vorliegenden Band soll ihrer gedacht werden.

In Erinnerung behalten wollen wir auch jene Verstorbenen, die zum Jahrbuch in engerer und weiterer Verbindung gestanden haben. Im Frühjahr verstarb alt Nationalrat Peter Dürrenmatt, Historiker und Journalist, der Enkel von Ueli Dürrenmatt. Zu Jahresbeginn verschied Prof. Hans A. Michel, der Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern. Beide Verstorbenen haben durch ihr reiches Wirken unsere Zeit mitgeprägt.

Herzlich gratulieren wir Hans Indermühle, unserem Geschäftsführer, zu seinem 75. Geburtstag. Unserem Mitarbeiter Christian Rubi konnten wir im Juni zu seinem Neunzigsten viel Glück wünschen. An der Hauptversammlung in Wangen wurden Karl H. Flatt und Valentin Binggeli zu Ehrenmit-

gliedern ernannt. Beiden schulden wir für ihre grosse, unermüdliche Arbeit Dank und Anerkennung. Das Redaktionsmitglied Christian Leibundgut ist an die Universität Freiburg im Breisgau berufen worden, als Professor für Geographie, insbesondere Hydrologie. Zu diesem Erfolg gratulieren wir herzlich und wünschen ihm alles Gute auf diesem neuen Wirkungsfeld.

Noch im Jahre 1988 sind von der Einwohner- und Burgergemeinde Attiswil zwei Bücher von Ernst Gygax herausgegeben worden, auf die wir hinweisen möchten: «Attiswiler Chronik» und «Attiswiler Häuser».

Es bleibt dem Verfasser des Vorworts, zum Schluss allen herzlich zu danken, die bei der Entstehung des Jahrbuchs 1989 mitgewirkt haben. Den Autoren, der Redaktion und der Druckerei. Dank gebührt aber vor allem den treuen Lesern, ihnen und ihrem Interesse verdankt das Jahrbuch letztlich sein Bestehen.

Langenthal, im Oktober 1989

Thomas Multerer

Redaktion:

Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident

Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach, Bildredaktion

Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

Prof. Dr. Christian Leibundgut, Freiburg i. Br./Roggwil

Dr. Thomas Multerer, Langenthal, Sekretär

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Ehrenpräsident

Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier

Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

MENSCHEN AUF DEN HÜGELN

Aus dem Roman «Land unter Sternen»

MARIA WASER

Die Höfe sind allein, aber nicht vereinsamt. Mit dem Blick gehn die schönen Strassen von einem zum andern, niederwärts zum grossen Dorf, hinüber zur Stadt – wie glänzt das Solothurn so verheisserisch am blauen Leberberg! – ins Land hinaus und in die weite Welt. So sind auch die Leute da oben nicht eingheckt: «Augen auf und Mund zu!» heisst es bei ihnen, und das will sagen: Gut aufpassen und sich seine Meinung im stillen machen. Das Weltwesen ist ihnen nicht unbekannt, nur dass sie dafür eher ein Lächeln haben als ein Staunen. Ihr Leben führen sie auf eigne Weise, jeder nach seinem Kopf. Es gibt solche, die haben ihre eigene Zeit. Einer hatte die mitteleuropäische zwanzig Jahre vor uns andern. Als diese dann eingeführt wurde, gab er seinem Uhrzeiger noch einmal einen Mupf vorwärts. Dem Fürsprech geben sie wenig zu verdienen. Wenn's Unfrieden gibt, findet sich schon einer, zu dem man das Zutrauen hat und der es versteht, derlei zu geschweigen. In den schweren Fällen aber lässt man einen Andern walten. Auch den Arzt ruft man nur, wenn's ernst gilt. Für den kleinen Bresten weiss Lünisberg-Res schon Mittel und Wege. Er kennt die Kräuter und weiss etwas von den bösen Säften, und er kennt sich auch aus in den Dingen, die weniger den Leib angehn als das Gemüt. Und wenn man auch ganz gern an den Sonntagen, wo der Pfarrer zum Predigen nicht heraufkommt, ins Dorf hinunter zur Kirche geht, man leistet sich doch noch seinen eigenen Gottesdienst, und auch einen besondern Glauben haben sie; ein Hansuli von da oben hat ihm den Namen gegeben.

Allein, man darf sich nicht einbilden, der eigene Kopf und der Stolz, das hange etwa nur am Besitz, obgleich es einem schon den Rücken steifen mag, wenn man so vors Haus hinaus treten kann und sagen: «Was ich jetzt da zu sehen bekomme bis zum Wald hinüber, ist sauber alles mein.» Aber es gibt nicht nur reiche Bauern heroben, es hat da auch ein paar lützle Heimwesen, die sich zwischen den herrscheligen Höfen verschlüpfen wie die Spatzen im Storchennest. Und weiter unten, wo die Schlucht ins Tal bricht, sogar ein

paar armselige Hüttlein an den Felsen geklebt. Aber auch diese Leutchen haben ihren eigenen Kopf, ihren Stolz und ihre Werkader. Von Bettel weiss da keiner etwas.

Zu den Ärmsten gehörte der Sauergrauer, jenes Weiblein, verrunzelt wie ein Apfel im Frühjahr, mit einem Ausdruck, als ob es ständig Sauerampfer im Mund gehabt hätte, das an den Freitagen drunten auf dem Dorfplatz Krämllein feilbot. Aber an den gefrässigen Sonntagen schlug es seinen Stand just unter unserer Terrasse auf. Da habe ich einmal ein Gespräch aufgefangen, das es mit einem andern Weibervölklein hielt. Sie handelten von einem, der ein Erbe in einem Jahr durchgebracht hatte. Fragte Sauergrauer: «Ja, wieviel hat er denn erben können?» «Zweihundert Fränkli!» «Zweihundert Fränkli und in einem Jahr verbraucht? Herrjesses, wie hat er das nur auch angestellt?» «Grausam gut gelebt, nichts gearbeitet, ja, da bringt man's weit.»

Vom grausam guten Leben hat Sauergrauer jedenfalls nie etwas erfahren, und als es dann alt wurde und krächelig, erkannte der Gemeinderat, man sollte es ins Armenhaus drüben am Leberberg verbringen. Aber Sauergrauer wehrte sich wie ein Beil. Es wohnte in einem der Felsenhäuschen bei der Schlucht, Wand an Wand mit dem Hündleinmetzger. (Hündleinmetzger – ich möchte da nicht ein braves Männchen in Unglanz bringen, als ob er etwa ein Hundedieb gewesen wäre; nein, er hielt sich einfach ein Hundeweibchen, und dessen Junge hat er dann jeweils nach und nach verspeist.) Als Sauergrauer merkte, dass die Gemeindemannen Ernst machen wollten, da hat es sich in seinem Felsenest verbarrikadiert und verteidigt wie ein Burggraf; aussen vor die Tür Holzwellen und Scheiterbeige, innen Bett und Kommode und vor das Fenster den Schrank. Natürlich wurden die Männer dem schittern Weiblein dennoch Meister, und mit Gewalt führten sie es ins Armenhaus ab. Was hat da Sauergrauer getan? Gestorben ist es in der ersten Nacht. Zum Trotz! Da hatten sie's nun!

Eins von den Armen war auch das Dorneggbäbi oben auf dem Berg. Kein Wunder, es hatte einen unvatlichen Mann, einen aus einer andern Gegend, einen, der das Bauern nicht verstand. Es hat mir's einmal dargelegt: «Ich möchte es rufen so laut, dass man es zuhinterst in der Welt hörte, es soll kein Mädchen einen Burschen nehmen, der nichts Rechtes gelernt hat. Schaffen tut so einer die halbe Zeit nichts. Dreimal im Tage dreht er sich zum Tisch, und ich kann dafür sorgen, dass etwas drauf steht!»

Nun, das Bäbi hat dafür gesorgt: das Heimwesen hielt es in Ordnung, die Kinder auch. Dreimal in der Woche stieg es ins Dorf hinunter mit dem Ge-



Landschaft der Höfe – Winter in den Buchsibergen. Foto: Val. Binggeli

müsekarren von Haus zu Haus. Und dann besorgte es erst noch das Kirchhöflein im Trichter unten. Das Amt hat es freilich nach dem Tod seines Mannes abgegeben: Es habe jetzt fünfzig Jahre dem Nichtstun zugeschaut. Es wolle jetzt nicht jede Woche den Ärger haben und sehn, wie der dort draussen weiter faulenze. Es habe jetzt Töchter, die ihm helfen können.

Und sie halfen, und als das Bäbi achtzigjährig wurde, feierten sie es: die Verheirateten kamen mit Mann und Kindern, ein Festessen wurde ausgerichtet mit Rübchen und Speck. Unmässig lustig sei es zugegangen. Schliesslich habe das Geburtstagskind noch zu tanzen angefangen, und zu einem Jodler aus dem zahnlosen Mund habe es auch noch gelangt. Und viele Jahre später, als es auch mit Dorneggbäbi abwärts ging und es die Beine nicht mehr brauchen konnte, wie haben sie für die alte Mutter gesorgt, mit wieviel Liebe

haben sie das Restlein Leben der Sonne nach getragen, und als es starb, da war es nicht nur eine grosse Trauer, sondern auch ein wahres Herzeleid. Und seinen eigenen Kopf hat das Bäbi behalten bis zuletzt.

Allein, der eigene Kopf macht es nicht aus, dass jene Menschen dort oben uns besonders erscheinen. An eigenen Köpfen haben wir auch sonst keinen Mangel; denn von jeher waren wir Eidgenossen besser zum Zwängen eingerichtet als zum uns Zwingenlassen. Aber dass ihre eigenwilligen Köpfe sich der Notwendigkeit so wohl zu fügen vermögen, den vielen Notwendigkeiten des Tages, der grossen des Schicksals, darin liegt es. Das war auch Schuld daran, dass mein Vater diese Bauern vom Berg so besonders liebte: «Menschen, die den Mut haben zum Leben und zum Sterben und die die Wahrheit ertragen.» Denn das war in seinen Augen das Beste, was man von einem sagen konnte: «Er erträgt die Wahrheit.» Nie hat er es unterlassen, uns auf das Beispiel ihres Daseins hinzuweisen, und wenn ich ihn etwa auf seinen Arztgängen in den Berg begleitete, nahm er mich nie in ein Haus mit, ohne mich vorher über die Leute zu unterrichten: «Den Mann schau dir gut an, der hat mehr geschichtliches Wissen in seinem Kopf als manches Studentlein vor dem Examen und mehr Weisheit als mancher Gelehrte.» Oder: «Merk dir diese Frau. Nicht manche hielte aus, was die an ihrem Leib und Leben ertragen hat; aber immer ist sie aufrecht geblieben und allen zum Halt.»

MARIA WASERS ROMAN «LAND UNTER STERNEN»

THOMAS MULTERER

«Wo gehen wir denn hin?» – «Immer nach Hause.»
Novalis

Maria Waser widmet ihren Roman «Land unter Sternen» der Schwester. Doch ist diese Zueignung nicht bloss Form oder gar Konvention. Die Widmung drückt der Dichterin Verhältnis zur Wirklichkeit aus, zur Wirklichkeit dessen, was in diesem «Roman eines Dorfes» gestaltet wird. Die Schwester – Frau Gertrud Röthlisberger – wäre, so die Dichterin, eigentlich diejenige, welche den Roman des Dorfes hätte schreiben müssen. Sie stehe mit beiden Beinen im Leben, in der Gunst des Lebens auch, so dass ihre – der Schwester – Schilderung des Heimatdorfes «zu lebendiger Gegenwart» hätte gedeihen müssen. Maria Wasers Wirklichkeit ist demnach nicht einfach die lebendige Gegenwart, denn wer mit ganzer Kraft sich dem Leben widmet, «sieht wohl das Nahe und Einzelne», er verliert aber leicht Zusammenhang und Überblick, oder er bedarf seiner nicht. Dem Dichter ist es gegeben, «Zusammenhang und Überblick zu suchen» und «die Wirklichkeit als Sinnbild zu fassen, als das aus dem Erlebnis der Vergangenheit geschöpfte Beispiel des Lebendigen» .

«Wirklichkeit als Sinnbild zu fassen» geht nicht ohne Schmerz, die Gabe der Deutung schliesst den Dichter nicht selten von dem aus, was er zu deuten versteht. Das Ausgeschlossen sein ist eines der grossen Themen des Romans.

Der Frage der Sinnbildhaftigkeit der Menschen und Geschehnisse des Dorfes soll auf den nächsten Seiten nachgegangen werden. In Ansätzen soll die Symbolhaftigkeit «des kleinen Welttheaters einer lebendigen Dorfschaft» erhellt werden. Auch die Menschen dieses Romans – die grosse Frau, das Genie, Bierchristen – dürfen wir als Sinnbilder verstehen. Wir täten Maria Waser Unrecht, wollten wir ihr Werk nur als einen Schlüsselroman lesen; selbst die Tatsache, dass dieses Dorf selbstverständlich Herzogenbuchsee ist, hat eigentlich geringe Bedeutung. Das ganze Geschehen und alle Menschen darin sind auf die Ebene des Symbolhaften gehoben.

Dieses Symbolhafte wird uns im zentralen Kapitel «Die Sternkarte» erschlossen. Der gestirnte Himmel ist Ausdruck einer grossen Ordnung, die

über allem steht. Wenn das Kind mit dem Vater auf die kleine Sternwarte des elterlichen Hauses steigt, wird es von dieser grossen Ordnung ergriffen. Der Vater, aufs Dach steigend, «verschwindet zwischen Sternen», er erscheint dem Kinde dort oben «wie Gottvater in der Kinderbibel». Der Anblick der grossen Himmelsordnung enthebt die Menschen dem Alltag, das Dorf unten verschwindet. «Ja, wir waren zuoberst in der Welt und unter uns alles weggesunken, die ganze viellärmige, sonst so wichtige Stimme des Dorfes veräuschte, verging, starb irgendwo im undenkbar Tiefen.»

Dem kleinen Mädchen ist das Weltbild, das sich hier eröffnet, noch geozentrisch. Das Dorf ist der Weltmittelpunkt – ein Mikrokosmos. Darüber spannt sich der Sternenhimmel, der dem Dorf Geborgenheit gibt, der es umhüllt mit dem Sternenmantel. Diese kindliche Überzeugung – das Dorf ist ein Mikrokosmos, ein Welttheater, auf dem gültig das ganze Leben und Sein sich abspielt, und es ist umgeben und beschützt von der grossen Ordnung des gestirnten Himmels – diese kindliche Überzeugung durchzieht hoffnungsvoll das ganze Werk. Das Verhältnis Mikrokosmos–Makrokosmos ist das symbolische Grundmuster des Romans. Die Menschen sind eingefügt in den Kosmos; dieser wird durch sie begreifbar, sowie der Mensch seinerseits nur durch das Wissen um den Kosmos begreifbar wird. Die Ordnung des Himmels findet eine Entsprechung in der Ordnung des Dorfes. Doch wie bietet sich der Nachthimmel dem staunenden Kinde dar? Der Himmel ist «eine neue Welt, in der man allein war, die man sich erobern musste». Langsam werden dem Mädchen am Himmel Stern-Bilder sichtbar: Alltägliches, wie man es im Dorfe vorfindet, das «kleinrädrige Leiterwägelchen», aber auch Fremdes, Mythologisches; Tiere bevölkern den Himmel, Geschichten geschehen dort oben – die Mutter erzählt sie, es sind Geschichten, die auch im Dorfe passieren könnten. Insofern stimmt das kindliche Weltbild: das Dorf mit dem Elternhaus, darüber – gleichsam als dessen Abbild – die Geborgenheit des Sternenhimmels.

Aber schlagartig wird dem Kinde auch die Unbehaustheit dessen bewusst, der die grosse Ordnung begreifen will. «Da fiel mir plötzlich ein, wie sie nun drunten bei der warmen Lampe sassen, Mutter und Schwestern, und sich Trauliches erzählten, und auf einmal packte mich dieses Grauen der Einsamkeit und das grenzenlose Heimweh.» Da erleidet das kindliche Weltbild einen ersten Stoss, «die qualvolle Spannung meines Daseins – ach, jedes Menschen-Mittlerdaseins» wird dem Kinde Maria zum ersten Mal bewusst. Der Sternenmantel umhüllt nicht nur und gibt nicht nur Geborgenheit, er



Loch, Oschwand. Land der Hügel Maria Wasers. Foto: Val. Binggeli

lässt uns plötzlich auch in Abgründe blicken. Und wie ist auch das Dorf voll dieser menschlichen Abgründe, die sich den Mitmenschen plötzlich auftun können. Dort, wo das Kind zum ersten Mal das eigentliche Wesen und Schicksal des Suppenkari erkennt, wird es vom nämlichen Grauen ergriffen; auch in Bierchristens Schicksal und in demjenigen Holdis, der am Auffahrtstage aus dem Leben geht, tun sich plötzliche Abgründe auf. Das Dorf ist keine Idylle. Und wie man im Anblick des ordnenden Sternenhimmels plötzlich von Grauen und namenloser Einsamkeit erfasst werden kann, so bricht bei allen Menschen dieses Romans immer wieder ein dunkler Abgrund durch. Hinter dem ganzen Dorf, dem ganzen Land unter Sternen, steht eine Welt des Leides, der Not, der Einsamkeit, des Todes. Diese Welt ist immer da, sie bricht immer wieder ein ins dörfliche Leben. Auch der Sternenhimmel selbst, als Symbol einer grossen Ordnung, bleibt vom Einbruch des Entsetzlichen nicht verschont: Eines Abends scheint er zusammenzustürzen: «Ich

hatte wohl schon öfter vereinzelt Sternschnuppen gesehn, und jedesmal war es ein herzerregendes Ereignis; aber hier dachte man nicht mehr an Sternschnuppen: in kurzen Blitzen, in langen Feuerbahnen, in Funken und Tropfen zuckte, zischte, sprühte, feuerregnete es aus dem schwarzen Schoss, als ob das Firmament auseinanderbräche. Ich weiss nicht mehr, wie ich auf die Terrasse gelangte. Plötzlich stand ich dort draussen, schluchzend, laut schreiend in meiner Verzweiflung: «Die Sterne, meine Sterne fallen herunter!»

Ich möchte die Welt des Entsetzlichen, der Not und der Einsamkeit, des Todes und des Leids vorsichtig die «Welt des Anderen» nennen. Keiner der Menschen des Dorfes bleibt von diesem Anderen verschont. Erst durch das Annehmen der düsteren anderen Welt dahinter wird er zum ganzen Menschen.

Wie deutlich kommt das zum Ausdruck in den beiden zentralen Gestalten des Romans: der grossen Frau und dem Genie. Das ganze Leben und Werk der grossen Frau ist gezeichnet von Leid und Krankheit, von jenem Anderen. Obwohl aus dem Dorfe stammend, kehrt sie aus der Ferne, aus Indien, gleichsam auch aus einer anderen Welt, in den Roman zurück. Ihre grossen sozialen und karitativen Werke, die sie im Dorf vollbringt, sind immer Werke und Taten, die der Krankheit und dem Tode abgerungen sind. Was sie tut, ist immer ein Trotzdem, immer eingedenk des Anderen; «es gab Tage, wo ihr Wesen sich wie ein dunkler Schatten über alles legte. An solchen Tagen schien ihre Gestalt grösser als sonst, ihr Gesicht verschlossener, der Mund gepresster denn je.»

«Die Einsamkeit war dann um sie wie ein kalter Hauch; der breitete sich langsam aus, bis alle Wärme und Freudigkeit ringsum tot war.» Die grosse Frau steht ausserhalb, ihr Leben hat sie zur Aussenseiterin gemacht, aber gerade weil sie aussen steht, jene Welt des Anderen kennt und durchlebt hat, gerade deshalb ist sie ein ganzer Mensch und kann grosse Werke tun. Erst ihre Briefe, die nach dem Tode der grossen Frau in die Hand der Dichterin gelangen, zeigen, aus welchen namenlosen Tiefen diese Frau die Kraft geschöpft hat, ihre grossen Werke zu tun.

Hierin gleicht sie der Dichterin, deren Gabe des Deutens sie auch oft ausschliesst von der lebendigen Gegenwart; ist nicht auch diese Gabe eben nur möglich durch das Namenlose, Andere? Maria Waser deutet es in der «Zueignung» an. Es besteht eine geistige Verwandtschaft zwischen der Dichterin und der grossen Frau. Nur die Kenntnis des Anderen, der Welt hinter den Dingen, befähigt, das «Leben als Sinnbild zu fassen».

Wie stark ist auch die zweite zentrale Gestalt des Romans in beiden Welten zu Hause! Das Genie – der Bäcker-Köbi – wie sehr ist auch er ein unbehauster Mensch. Vor allem als Archäologe macht er sich einen Namen, auch im Bergbau wird er tätig. Dieser Zug in die Tiefe, ins Innere der Erde, ist er nicht auch zu verstehen als ein Umfassen-Wollen und Einbeziehen jener anderen Welt des Hintergrundes und des Todes! Wie der Sternenhimmel Unsichtbares, Unwägbares verbirgt, so liegen auch in der Erde Hintergründe, Anderes verborgen. Die Ausgrabungen und Unternehmungen des Genies sind zwar anfänglich vom Glück begünstigt, doch selten kann es in seiner ruhelosen, stets wandernden Art die Früchte seines Wirkens ernten. Der Weltkrieg zerstört seine Bergbau-Unternehmung, wie einst ein Brand Suppenkaris Chronik zerstört hatte, mit welcher dieser den Käfig seiner Einsamkeit hatte durchbrechen wollen. Auch wenn die Unternehmungen des Genies immer wieder fehlschlagen, es hat – wie die grosse Frau – immer wieder die Kraft zu einem Neuanfang. Als der Bäcker-Köbi später gelähmt ist, hat er trotzdem noch die gleiche Energie zu rastloser Tätigkeit, geschöpft aus der Tiefe jener anderen Welt.

Vielleicht verstehen wir jetzt die Menschen des Dorfes besser auf dem Hintergrunde der beiden Hauptgestalten. Nicht allen ist es gegeben, das Andere, das Wissen um Tod und Nacht, zu ertragen und einzubeziehen, um daraus die Kraft zu Grossem zu schöpfen. Nicht wenige zerbrechen an dieser anderen Welt, leben ein nur vordergründiges Leben, werden aber unentrinnbar von dem Anderen eingeholt. Symbol für dieses nur vordergründige Leben ist die «Sonne». Ein Gasthof zwar, aber eben auch ein Himmelsgestirn – trotz seiner Fassadenhaftigkeit ein Teil der grossen Ordnung. Alles ist hier Fassade, Vordergrund. Die andere, tiefere Welt wird ängstlich versteckt und verleugnet. Gaststube und Saal sind grossartig, prunkvoll und strahlend. «Aber wenn ich einmal am Tag in das Haus kam, wie das alles anders aussah! Da merkte man, dass das mit der Sonne eine Täuschung war. Nur die Fassadenzimmer hatten das helle Licht, alle anderen lagen schattenhalb, dem unendlichen dunklen Gang entlang, in dem es übel roch nach Feuchtigkeit und Wein.» Ausdruck dieser trostlosen Fassadenhaftigkeit ist auch «der Öldruck mit dem betenden kleinen Mädchen», der in der hinteren Wohnstube lieblos zweimal nebeneinander an der Wand hängt.

Die Sonnenwirtin – als menschliche Verkörperung dieser Fassadenhaftigkeit – wird von diesem Anderen eingeholt; fast alle ihre Kinder sterben, sie selbst nimmt sich aus Verzweiflung das Leben. Auch ihre Tochter erleidet ein

ähnliches Schicksal. Der Krämer, der durch die Heirat mit einer viel älteren Frau geglaubt hatte, bald ein reicher Erbe zu sein, um als solcher die Welt vordergründig zu geniessen, lebt ein armseliges Leben ohne Hoffnung, tyrannisiert von seiner kranken Frau. Dennoch liegt es der Dichterin fern, über diese Menschen den Stab zu brechen. Auch sie gehören zum Dorf, ihr Bemühen, das Andere zu verdrängen, macht sie nicht weniger liebenswert. Sie sind Ausgeschlossene durch ihr Unwissen, wie die grosse Frau oder das Genie Ausgeschlossene waren durch ihr Wissen. Auch diese Menschen müssen auf ihre Art das Andere erleben und tragen. «Ja, Sterne und die grosse Ordnung und die heilige Reinheit. Aber wenn es uns so weit hinausführt, dass wir die Not der nahen Schwester nicht mehr verstehen? Wäre es da nicht besser, durch Unordnung und Schuld zu waten als so vor der armen Schwester stehn zu müssen, so hilflos, so unfähig zur Hilfe?» Das Waten durch Schuld und Unordnung ist auch eine Form des Einbezugs des Anderen. Auch dieses ist Erfüllung des Loses; welcher Weg der schwerere sei, braucht nicht entschieden zu werden. Diese Einsicht ist auf der symbolischen Himmelsebene angedeutet. Der Vater erklärt dem Kinde nach und nach die wahren Verhältnisse der Sterne untereinander. Er führt seine Tochter behutsam ein in das Wesen der Planeten, in ihre Bahnen und Kreise. Doch die Einsicht, dass Sternbilder Illusionen sind, dass sie sich nur dem Auge als Bild darstellen, die Einsicht, dass der Himmel nichts Festgefügtes ist, dass er «– ewig werdend – in ungeheuren Kreisen daherbraust», diese Einsicht zerstört das ursprüngliche Weltbild des vom Sternenmantel beschützten Dorfes keineswegs. Im Gegenteil: «Nicht nur mein Kindersternenhimmel, auch meine kindliche, menschlich bestimmte Gottesvorstellung weitete sich nun ins Unendliche, und begrifflich Begrenztes zerging vor den erschütternden Ahnungen des Herzens. Hatte vordem mein Sternenhimmel einer reich gebogenen, vielsrophigen Melodie geglichen, so erhob sich nun die Weltenmusik in unermesslichen Fugen; aber die unendlichen, unendlich sich überwölbenden Stimmen galten dem einen ewigen Thema. Und keine der Stimmen ging verloren, jede behielt ihr Recht. Was hiess nun gross, was klein? Alles geborgen im gleichen Geschehen, alle getrieben, getragen, umhüllt, alle durchdrungen vom Atem Gottes.»

Auch die Einsicht, dass die Erde klein ist, ein Stern unter vielen, vermag nichts zu ändern am Glauben an die Geborgenheit unter dem Sternenzelt. Der Sternschnuppenfall hat ja den Himmel auch nicht zerstört. Eine Zeichnung der winzigen, unbedeutenden Erde im Verein mit den anderen Pla-

neten – ins Allerleiheft auf die letzte Seite gemalt – vermag die Dichterin immer wieder an die grosse Ordnung zu erinnern, die Welt des Dorfes mit ihren Sorgen im rechten Verhältnis zu sehen: «Und jedesmal, wenn es mir heiss oder weh übers Herz kommen oder zornmütig in den Kopf steigen wollte, blickte ich heimlich auf jenes Wunderblatt, und immer fühlte ich Trost und Beschwichtigung und so etwas wie Ausstrahlung eines umhüllenden, allwissenden Lächelns. Der Himmel weiss, wieviel dieses einfältige Schulheftblatt an meiner leidenschaftlichen, vielstrebigem Natur zurechtgerückt hat.» In dieser letzten Einsicht, dass alles eingebettet bleibt in der grossen Ordnung, trotz des Anderen – einer Einsicht, die von allem Anfang an den Roman hoffnungsvoll bestimmt hat –, kann Maria Wasers Werk im Einklang mit der Allharmonie schliessen. Mit ihrem Vater besucht die Dichterin die Bauern in den Hügeln, in der Umgebung des Dorfes. Der Vater, der als Arzt diese Bauern ein Leben lang betreut hat, will sie ein letztes Mal sehen. Er ist fast erblindet, er hat die grosse Ordnung verinnerlicht und bedarf ihres Anblicks am Himmel nicht mehr. Auch die Bauern wissen um die grosse Ordnung, sie spüren sie in unmittelbarer Anschauung. Sie müssen nicht darum kämpfen wie die grosse Frau oder das Genie. Sie müssen sich auch nicht fürchten vor der grossen Ordnung, um doch schliesslich von ihr eingeholt zu werden – wie die Sonnenwirtin, wie der Krämer. Der Lebensweg der Bauern ist ein stetiges Heimwandern in die grosse Sternen-Ordnung hinein.

Biografische Anmerkung

Maria Waser-Krebs wurde am 15. Oktober 1878 als Tochter des Arztes Walther Krebs und seiner Frau Marie, geb. Schüpbach, in Herzogenbuchsee geboren. Sie tritt im Frühling 1894 ins Bernische Lehrerseminar ein, wechselt aber bereits im Herbst ans städtische Knabengymnasium Bern. Im Jahre 1897 erwirbt sie die Matur. Nach Sprachstudien in Lausanne und Bern studiert Maria Waser Geschichte und promoviert als erste Schweizer Historikerin mit einer Dissertation über «Die Politik von Bern, Solothurn und Basel in den Jahren 1466 bis 1468». Es folgen langete Aufenthalte in Italien als Gast bei Irma Cerutti und Vernon Lee. Bis 1904 redigiert Maria Waser die Zeitschrift «Fürs Schweizerhaus» in Neuenburg, später ist sie Redaktorin der Kunst- und Literaturzeitschrift «Die Schweiz» in Zürich. Im Jahre 1905 verheiratet sie sich mit Dr. Otto Waser. Dem Ehepaar werden zwei Söhne geschenkt, Hans 1906 und Heini 1913.

Maria Waser gehört zu den bedeutendsten Dichterinnen der Schweiz, ihr Werk hat weltweite Anerkennung gefunden. Ein Verzeichnis ihrer Schriften findet sich im Band «Berner Erzählungen/Wende», Frauenfeld 1959, Seiten 517–524. In den Jahrbüchern des Oberaargaus

von 1969 und 1974 sind Gedichte von Maria Waser veröffentlicht; Ausschnitte aus den Romanen «Land unter Sternen» und «Sinnbild des Lebens» finden sich in den Jahrbüchern 1971 und 1978. Die Gemeinde Herzogenbuchsee ernannte Maria Waser 1932 zur Ehrenbürgerin. Sie starb 1939, am 19. Januar.

MINISTER HANS ZURLINDEN 1892–1972

Entlang von Texten aus seinem Schrifttum

KARL STETTLER

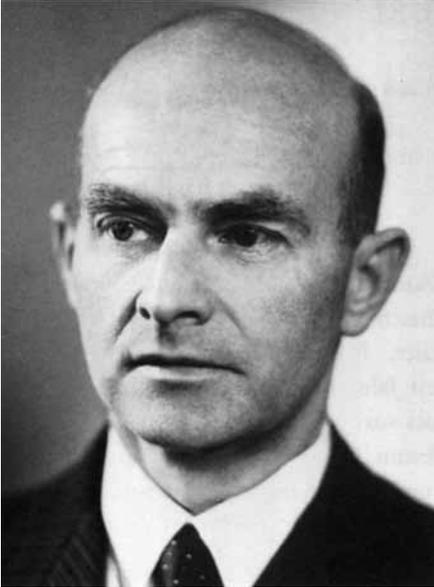
Im Nachruf für Minister Dr. Hans Zurlinden, noch zu seinen Lebzeiten von ihm selbst verfasst, schreibt er: «Vielleicht wird irgendwie einmal die Summe meines Lebens als Student, Offizier, Pfarrer, Diplomat, Schriftsteller, Mensch usw. errechnet werden.» Seit Jahren fühle ich mich angerufen von dieser Bemerkung des Grandseigneurs aus Attiswil.

Es kann sich an dieser Stelle kaum um eine verdiente umfangreiche Würdigung handeln, als vielmehr um einen Anstoss, den aussergewöhnlichen, faszinierenden Oberaargauer aus den Totenschreinen der Vergangenheit ins Bewusstsein unserer Gegenwart hinüberzuretten.

Herkunft und Jugend

Hans Zurlinden wurde am 22. Mai 1892 in Attiswil als Sohn des Johannes Zurlinden (1859–1928) und der Verena Elise (1857–1938), geb. Hubler, verwitwete Ryf, geboren.

Im Wiedlisbacher Kurier 1955 schreibt er über seine Jugendjahre: «Im schönen Bauernhaus im Attiswiler Oberdorf geboren und aufgewachsen, kam für mich der Bauernberuf, der mir als der wünschenswerteste erschien, nicht in Frage, weil die familiären Verhältnisse den Hof für meinen älteren Halbbruder bestimmten. Es musste also für mich etwas anderes in Aussicht genommen werden. Vor allem war es meine liebe Mutter – eine Wiedlisbacherin –, die verständig und weitsichtig nach einer für mich passenden Betätigung als Kopfarbeiter Umschau hielt. Empfänglich für Geschichten von fremden Ländern und Menschen, ging ich schon als kleiner Bub immer wieder zu meiner Tante Marie Lanz-Hubler nach Wiedlisbach, deren unerschöpfliche Märchen und Erzählungen mich in eine faszinierende Phantasiewelt von guten und bösen Geistern einführten. In der Primarschule in Attiswil wurden mir von den Lehrerinnen, Fräulein Spreuermann und Fräu-



Minister Dr. Hans Zurlinden

lein Aebersold, die Elemente der Schulbildung beigebracht. In der Sekundarschule in Wiedlisbach verhalten mir die Lehrer Strasser, Joss und Bütikofer nicht nur zum Verständnis praktischer, trockener Schulweisheit, sondern zum Begreifen weltweiten Wissens und Geschehens. In den Geigenstunden bei Herrn Joss wurde mir das Reich der Musik aufgeschlossen. Weil ich nach der Sekundarschule das Gymnasium in Solothurn besuchen sollte, gab mir Herr Pfarrer Kopp in Oberbipp Unterricht in Lateinisch und Griechisch, und ich hörte da zum ersten Mal von griechischer und römischer Vergangenheit. Durch den Konfirmandenunterricht und die sonntäglichen Predigten in Oberbipp gingen mir die religiösen Horizonte des Christentums auf. Wenn ich es auch mit einigem Bedauern hinnehmen musste, dass all dieses «Bessere» und «Höhere» mich meinen Schulkameraden etwas entfremdete, obgleich ich oft lieber einfach gewesen und geblieben wäre wie sie, und mein Heraustreten aus dem einheimischen Rahmen mit den damit verbundenen Missverständnissen mir Bedenken und Sorgen bereitete – ein Schulschatz liess mich beispielsweise im Stich, weil ich mit meinen lateinischen Büchern und mit meiner Violine nichts für sie sei –, hatte mich doch das Gesehene,

Gehörte, Gelernte und Erlebte gepackt und ergriffen und mein Inneres war empfänglich geworden für Erkenntnisse des Falschen und Wahren, des Hässlichen und Schönen, des Bösen und Guten, für die eigentlichen obersten Instanzen des Lebens und der Welt. So ging ich, eben doch vorbereitet und ausgerichtet, mit fünfzehn Jahren aus dem Bipperamt nach Solothurn ins Gymnasium, womit ein neues Kapitel meiner Existenz ausserhalb der engeren Heimat begann.»

Dankbar gedenkt Hans Zurlinden in seiner Ansprache an die Maturanden der Kantonsschule Solothurn 1961 seiner eigenen Jahre als Gymnasiast dieser Schule und seiner damaligen Lehrer: «So verdanke ich der Kantonsschule Solothurn das unverlierbare Fundament meiner menschlichen Bildung, und die Erinnerungen an die damaligen erzieherischen Einflüsse und Einwirkungen sind keine Selbstgefälligkeiten über eigenes erstes Wachstum, sondern die Anerkennung für Erhaltenes und Empfangenes, für die Einführung in die eigentlichen obersten Instanzen des Lebens und der Welt.»

Auch zu einer kleinen Beichte setzt er an, wenn er in derselben Ansprache erzählt: «Auch ich bin einmal Maturand der Kantonsschule Solothurn gewesen, vor nun bald 50 Jahren. Da sind wir nach bestandnem Examen, mit Zylinderhüten angetan, in feierlicher Prozession durch die Stadt gewandert, zur Aarebrücke und haben dort aus pudeljungem Übermut errungener Freiheit unsere Schulutensilien, Hefte und Bücher in die Aare geworfen. Das war natürlich kein Beweis unserer Reife, sondern eine Eselei ...»

Schiff im Sturm

Hans Zurlinden redet in der erwähnten Ansprache an die Maturanden von ihrer neuen Situation: «Freie Fahrt auf den Strassen des Lebens, ohne mehr allzuviel auf die Mitsprache der Eltern, der Schule, der Ratgeber angewiesen zu sein ...»

Für den vielseitig begabten, sensiblen Attiswiler Maturanden Hans Zurlinden selber war seinerzeit die Weg- und Sinnfindung eine turbulente Angelegenheit gewesen. Allzuvielen Wegen standen offen und wollten ausprobiert werden.

Zwar hatte er in Bern das Theologiestudium begonnen – zwar schreibt er: «So stehe ich da, alle Taschen mit gutem Wissen und guten Räten und Empfehlungen für das Leben vollgestopft, in der Meinung, mich nun leicht für



Hans Zurlinden

alle Zukunft auf dem Lebensweg zurechtzufinden.» Gleichzeitig aber notiert er: «Wozu bin ich eigentlich auf der Welt?» «Was bin ich? – Nichts, nichts, nichts.» «Was ist die Welt, in der ich bin?» – «Es passt halt alles zusammen. Ich und die Welt. Ich, der sein- und zwecklose ...»

In diese wirrnis- und irrnisreichen Taumeleien zündet jäh der Blitzschlag des Kriegsbeginns 1914. Und Hans Zurlinden erlebt ihn als Aufbruch aus den qualvollen Niederungen zu neuen Horizonten.

Der Offizier

Militärischer Werdegang von Hans Zurlinden

Bei Kriegsbeginn schreibt der junge Leutnant am 3. August 1914 in sein Tagebuch:^{*} «Meine Uniform liegt bereit auf Tisch und Stuhl und Boden meines Zimmers. Die Sonne übergiess mit reicher, satter Fülle das feine blaue Tuch des Waffenrockes, die roten Patten am Halskragen, das Gold und Silber der Achselstücke. Da ist der Säbel, da hängen Feldstecher und Pistole. Ich bin marschbereit ... Morgen rücke ich ein. Die schweizerische Armee macht

^{*} Das Tagebuch der Kriegsjahre 1914–1918 von Hans Zurlinden ist 1919 bei Rascher u. Cie. in Buchform erschienen unter dem Titel «Die Symphonie des Krieges».

mobil. Mir ist es recht ... Jetzt ist es auch Schluss mit meinen dummen Fragen nach dem Sinn und Zweck meines Daseins in der Welt ...» Zwei Jahre später schreibt Bataillons-Adjutant Oblt. Zurlinden: «Reiten kann ich nie genug. Es ist schon gut eingerichtet, dass ich als Adjutant nach Stabsanlei- tung zwei Pferde habe; täglich bewege ich die beiden selber ... Mein Dun- kelfuchs, die geliebte «Lili», die in glücklicher Mischung Eleganz, Stärke und Temperament mitbekommen hat, ist mein bester Dienstkamerad».

Die Symphonie des Krieges

Unter dem 27. Juni 1917 lesen wir im Tagebuch:

«Das ist die Symphonie des Krieges:

Erster Satz: Taumel.

Zweiter Satz: Verzweiflung.

Dritter Satz: Aufschwung.»

Der Erlebniswandel Zurlindens während der Kriegsjahre ist ein getreues Spiegelbild der damaligen weltweiten Situation.

Mit welcher enthusiastischer, euphoristisch blinder Begeisterung taumelte die Welt doch in die Katastrophe! «Krieg! Gibt es ein gewaltigeres Wort, eine gewaltigere Tat! ...» «Ein toller Tanz ist der Krieg! ...» «Ein Gewitter auch ist der Krieg. Es war vorher auch nicht mehr zum Atmen. Es war ein faules, wurmstichiges Treiben auf der Welt ...» «Und wiederum ist der Krieg ein Feuermeer. In Brand gesteckt ward die Welt. Dürr war sie ja.»

Und dann die Ernüchterung nach langen banger Jahren. Im Tagebuch des Jahres 1917 lesen wir: «Ein Misston fiel in das jubelnde Lied der Begeiste- rung, schrill und ohrenzerreissend. Die Freudenmusik vom August 1914 hat sich in einen einzigen ungeheuren Notschrei gewendet.»

«Das ist unsere Welt: Dunkelheit.

Das ist unsere Welt: Wahnsinn.

Verflucht eine solche Erde. Verflucht eine solche Menschheit.»

Tröstlich dann ist der Wille zu Besinnung und Aufschwung. «Im Blute watend, merkt endlich die Menschheit, dass der Krieg Gottes scharfe Lehre

für eine entartete Gesellschaft ist ...» «Ein neues Zeitalter muss anbrechen: Langsam öffnen sich seine Tore. Neues heiliges Land tut sich auf ...» «Die Welt voller Aufgaben und Postulate. Ein unermessliches Betätigungsfeld, dringlich der Arbeiter harrend! Und ich habe einst fragen können, für was ich auf der Welt sei!»

Der Pfarrer

Am 18. Oktober 1916 besteht Hans Zurlinden in Bern das theologische Staatsexamen.

«Das war ganz eine anregende Disputation, welche meine Professoren mit mir führten ... Schon am nächsten Tag fuhr ich wieder in Uniform in den Jura, in die Delsberger Gegend, wo wir jetzt noch sind.» «Dann geht es weg in die Welt. In Berlin will ich meine Studien fortsetzen. Georg Wildbolz kommt mit. Freut mich. Weniger treibt uns der Wissensdurst, als der Wunsch, ein Land, das Krieg führt, zu schauen.»

Am 16. März 1917 ist das obligate Auslandssemester zu Ende. Bereits am 17. Juli 1917 kann der neugebackene Pfarrherr ins Tagebuch notieren: «Also ein Amt! Nachdem ich noch an gar keines gedacht. Gut, ich will arbeiten in der Gemeinde, die mich berief.» (Lengnau)

«Heute habe ich das Amt angetreten, und wie ich nun einmal nicht anders kann, als die Welt zu verklären, muss ich auch diesem Eintritt ins öffentliche Leben Rosenkränze umhängen, die wahrscheinlich gar nicht vorhanden sind.»

Im Buch «Letzte Ernte» schreibt zwar Hans Zurlinden im Prolog: «Es wird in diesem Band nichts von meiner pfarramtlichen Tätigkeit berichtet werden ...» Aber der Roman «Der Halbheilige», 1923 erschienen im Rhein-Verlag in Basel, bietet, scheint mir, reichlich Bezüge und Parallelen zu der sechsjährigen Amtszeit Zurlindens in Lengnau.

Grundhaltung und Zielrichtung des «Halbheiligen» werden deutlich aufgezeigt in der Vorbemerkung des Verfassers zum Roman: «Unerbittlich wird der Kampf eines christlichen Gewissens in der sittlichen Wirrnis jüngster Gegenwart durchgeführt. Nicht die Phantome einer bänglichen Orthodoxie, sondern der helle Geist eines wahren Christentums, allem Neuzeitlichen zugekehrt, allem Menschlichen offen, steht hier gegen die dumpfe Welt der Lüge ...»

Hans Zurlinden

Att. Suisse

den 17. Mai 82

Herrn H. Tschudy

Verleger
St. Gallen

Ihre geehrte Herr Tschudy,

Beiliegend die Abzüge wieder zurück.

Es sind mir nur 5 Stellen, Seite 31, 32, 34, 38 + 61 zu korrigieren. (Was die im Text mit Rotstift angekreuzt, bitte nicht einbringen! S. St. 11, 23, ist mir nicht klar. Ich nehme an, dass diese Bemerkungen für den Leser gelten)

Die Abbildungen habe ich nach dem entsprechenden Seiten eingesetzt. (Ausnahmsweise ist Photo + Handschrift im Hermann Hess auf derselben Seite zu platzieren - Vorderseite + Rückseite - damit die gleichen Spalten + Abstände eingehalten werden können)

Somit wäre der Band durch vor meinem feiertag wenigstens vorbereitet. Schade ist mir, dass wir mit dem besticken einige Wochen Verspätung haben.



Hans Zurlinden in jungen Jahren

Die Hauptgestalt des Romans, der junge Pfarrer Walter Stauffer, zerbricht in diesem Kampf eines Idealisten an den Mechanismen einer unbarmherzigen Realität – wogegen der Autor Hans Zurlinden nach sechs Jahren den Pfarrdienst verlässt und zur Diplomatie überwechselt.

Der Diplomat

Es wird laut Prolog in «Letzte Ernte» auch über die diplomatische Tätigkeit nichts berichtet, «obgleich ich», wie Hans Zurlinden schreibt, «mehrere persönliche und groteske Episoden mit meinen obersten Chefs und einigen ihrer, mir feindlich gesinnten Mitarbeitern erleben musste».

So möge die äussere Stufenleiter des Diplomaten Hans Zurlinden von den Anfängen bis hin zum Gesandten in Moskau die notwendigen Hinweise abgeben:

- 1923 Eintritt in den diplomatischen Dienst
- 1923–1930 der Gesandtschaft in Berlin zugeteilt (Fürsorgetätigkeit)
- 1926–1930 Daneben Rechtsstudium in Berlin und Breslau



Akkreditierung 1948 von Dr. Hans Zurlinden als Gesandter der Schweiz in der UdSSR. Von rechts nach links: Vizeausenminister Zorin, Minister Zurlinden, Staatspräsident Schwernik und ein russischer oder schweizerischer Beamter.

- 1930 Promotion zum Dr. iur. in Breslau.
Die Dissertation «Liechtenstein und die Schweiz», eingereicht an der Universität Breslau, Verlag Paul Haupt, Bern, beleuchtet umfassend in souveräner und meisterhafter Art und Sprache die Beziehungen der beiden Staaten in drei Hauptteilen:
A. Rechtsgeschichtlicher Teil. Die geschichtliche Entwicklung Liechtensteins,
B. Staatsrechtlicher Teil. Die verfassungsrechtliche Entwicklung Liechtensteins,
C. Völkerrechtlicher Teil. Die Verträge mit der Schweiz.
- 1930–1934 2. Legationssekretär und Geschäftsträger in Bukarest
1934–1938 1. Legationssekretär in Paris
1938 Zum Legationsrat ernannt
1938–1940 Chef der Abteilung Völkerbund und der Rotkreuzsektion des Eidg. Politischen Departementes in Bern
1941 Abteilungsleiter für fremde Interessen in Bern
1942–1944 Generalkonsul in München

- 1945–1946 Chef der Deutschen Interessenvertretung in der Schweiz, Bern
1946–1948 Minister, Gesandter in Oslo
1948–1950 Gesandter in Moskau
1950 Aus gesundheitlichen Gründen aus dem diplomatischen Dienst ausgetreten.

Brillant berichtet Hans Zurlinden über seine hautnahen Erlebnisse, Beobachtungen und Gedanken in München als schweizerischer Generalkonsul und überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, über die Jahre, die er als Augenzeuge des östlichen Phänomens «Russland und die Sowjetunion» erlebt.

Ganz besonders aber ist Zurlinden immer wieder der unermüdliche Mahner an die schweizerische Adresse. Seine dringenden Rufe nach wahren Schweizerwesen in drangvollen Zeiten haben bis heute ihre überzeugende Kraft behalten.

Den Aufsatz «Was ist schweizerisch?» schliesst Zurlinden mit: «Abschliessend richten wir mit pathetischen Hinweisen die Augen auf einige Symbole des Schweizertums. Es gibt ein Lied: In unseren Herzen hebt ein Singen an mit Gottfried Keller, ein Lied, das beginnt:

«O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innig feurig lieb ich Dich!»
und das aufhört:

«Beten will ich dann zu Gott dem Herrn,
Lasse strahlen Deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!»

Es gibt ein Bild: Es gilt, in unserem rauhen Zeitalter den Widerstandsggeist zu bezeugen, der aus dem ausdrucksvollsten vaterländischen Bild unseres grössten Malers spricht, aus Ferdinand Hodlers «Tell».

Es gibt eine Fahne: In der Landesausstellung in Zürich war da mitten in der reichen, vollen, farbigen Schau der Leistungen unseres Landes ein kahler Raum, in dem gar nichts zu sehen war als eine riesige Schweizer Fahne, die von der Decke auf den Fussboden niederhing. Wer diesen Raum betrat, hielt inne und war gepackt von feierlicher Erleuchtung, dass sich da nicht nur ein rotes Tuch mit einem weissen Kreuz ausbreitete, sondern ein Fanal von schöner Heimat, ruhmvoller Geschichte, kultureller und technischer Leistung eines kleinen, redlichen, zähen Volkes, im Sonnenschein des idealen Schweizertums, dem allerdings das wirkliche noch nicht entspricht.»

17. II. 76.

HOTELS VERENAHOF - OCHSEN

Baden bei Zürich (SCHWEIZ)

BES.: F. X. MARKWALDER

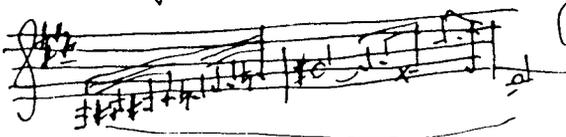
Sehr verehrter Herr Legationsrat!

Es ist mir ein besonderes Ansehen, ob Sie
als Rottach Ihre Briefe lesen, dass Sie die
glücklich doch erlaubt ist. Beweist in den Händen unsere
bestensten Briefe. Ich freue mich sehr
wieder in der Pfalz von Frey, ob in einem
zum Jahr in Auftrag nehmen darf.

Wären Sie ein Brief in Befragung bringen, wenn Salome
in Bern gegeben wird? Ich möchte gerne zu einer Abgabe
als mindestens zur Befragung können!

Mit besten Grüßen aus unserer Familie (so denken
Großmutter)

Sehr
Mit
Richard Strauss



Brief von Richard Strauss an Legationsrat Dr. Hans Zurlinden.

Begegnungen

Die reichen, vielfältigen musischen Anlagen Hans Zurlindens lassen ihn 1914 notieren: «Einst war ich *Musiker*. Ich habe Melodien rauschen hören, wie sie kein Flügel, kein Orchester zum Klingen bringen kann. Ich habe Stimmen gehört, so heiss, so rein, wie Engel nur singen ... Einst war ich *Maler*. Ich fing es an, nachdem es mit der Musik schiefgegangen war. Auf einmal hatten es mir die Linien und Farben angetan ... Einst war ich *Dichter* ... Einiges habe ich dann versucht. Das Beste wiederum gelang nicht ...»

«Musiker, Maler, Dichter. Ob ich Künstler war, bin? Ich zweifle stark am ›bin‹ ... Dass schliesslich immer wieder andere das vollkommen schufen, was ich wollte und wozu ich unfähig war, das hat in mir – Gott sei Dank – nie Neid erregt ...»

Diese ändern aber, die Grossen in Kunst und Wissenschaft, haben Zurlinden lebenslang fasziniert. Hier wehte Geist von seinem Geiste. «Im Laufe der Zeit habe ich das Glück gehabt, durch Zufälle und Umstände bedeutenden Menschen der europäischen Kultur zu begegnen, mit denen sich zum Teil Bekanntschaften, Beziehungen und Freundschaften ohne absichtliche Anstrengungen entwickelten ... Freundschaft mit hochstehenden schöpferischen Menschen beglückt und bereichert ...»

Zu dieser Tafelrunde der befreundeten Berühmtheiten gehören Richard Strauss, Carl Spitteler, Max Huber, Albert Schweitzer, Cuno Amiet, Arthur Honegger, Giacometti, Ernst Morgenthaler, Willy Burkhard, Hermann Hesse, aber auch der geniale Wolfgang Graeser (1906–1928), dessen Hauptleistung die Entdeckung und Wiederherstellung des «letzten Bach», der «Kunst der Fuge» war.

Zahlreiche Publikationen Zurlindens über diesen seinen Freundeskreis bieten ein reichhaltiges, farbiges Stück Geistesgeschichte Europas.

Der Mäzen

Oft hat Hans Zurlinden versucht, durch Stiftungen Schönes, das er so leidenschaftlich liebte, in der Öffentlichkeit aufleuchten zu lassen.

Die Attiswiler Chronik von Ernst Gygax erwähnt zum Beispiel: «Durch seine Vermittlung kam die Sekundarschule Wiedlisbach zum Bild ›Die Obsternte‹ von Cuno Amiet, zu den beiden Flachreliefs von Bildhauer Fueter

in der Eingangshalle und zu der Brunnenschale davor. Damit wollte er seine Dankbarkeit ausdrücken für die Grundausbildung, die er dort erhalten durfte.»

Die Chronik berichtet aber auch von der grossen Enttäuschung des Ministers, als das Amietbild «Die Kreuzigung», das für die Kirche Attiswil gedacht war, von der Gemeindeversammlung abgelehnt wurde ... Diese Geringschätzung gegenüber einem Werk eines international anerkannten Künstlers hat ihn schwer getroffen.

Hingegen kann Zurlinden von seiner grossen Stiftung der Oberbipp Kirchenfenster im Prolog des Buches «Letzte Ernte» schreiben: «Vor drei Jahren bin ich in der kahlen, mit gewöhnlichen Fenstern versehenen Kirche in Oberbipp, in der ich getauft, unterwiesen und konfirmiert worden bin, auf die Idee gekommen, dass ich an deren Stelle künstlerisch wertvolle Glasmalereien von einem anerkannten Künstler stiften könnte, um am Schluss meines Lebens noch etwas Schönes zu tun. Darüber hatte ich mich allein mit dem Kanton Bern und der Eidgenossenschaft zu verständigen, da die Kirche unter dem Denkmalschutz dieser Instanzen steht. So war es möglich, selbst an Kunstmaler Hans Stocker von Basel heranzutreten und ihn mit dem Werk zu beauftragen, ohne vorher der Kirchgemeinde, dem Kirchgemeinderat, dem Pfarramt oder irgendeiner Kunstkommission nachlaufen zu müssen und finanzielle Beihilfe und Mitwirkung zu erbetteln. Nach fast drei Jahren intensiver freundschaftlicher Zusammenarbeit zwischen Hans Stocker und mir und ausgedehnten Diskussionen über das Thema, über die Form, über die Einzelheiten sind nun die drei Chorfenster, die nicht nur ein Kunstwerk, sondern ein Meisterwerk geworden sind und das Thema «Die Schöpfung» in symbolischer Auffassung darstellen, in der Kirche eingebaut.»

Nicht vergessen werden darf, dass der Minister bereits zu Lebzeiten eine grössere Anzahl von Kunstwerken, darunter mehrere Amietbilder, dem Kunstmuseum Solothurn gestiftet hat.

Ein Grandseigneur kehrt in sein Heimatdorf zurück

Wenn Minister Dr. Hans Zurlinden in den Jahren seiner diplomatischen Tätigkeit – erinnern sich Augenzeugen – seine Mutter in Attiswil besuchte, fuhr er im offenen Cabriolet in lässiger Haltung, weissbehandschuht, die staubige Strasse zur Mühle hinauf, ohne sich gross um die Neugierigen am

Strassenrand zu kümmern. «Ist das ein Stolzer, Überheblicher!» mag es schon damals getönt haben im Dorf.

Frühzeitig pensioniert kehrte dann der «Aussergewöhnliche» 1950 endgültig in seine Heimat zurück.

Zwar führte er jetzt mehrere Reisen durch: Darunter 1950 nach Spanien, 1951/52 nach Mallorca, 1953 nach Portugal. (Die meisterhaften Reiseschilderungen müssten jedem heutigen Pyrenäenhalbinsel-Pilger zur Pflichtlektüre erklärt werden!)

Zwar entfaltete sich auf viele Anfragen hin eine rege Vortragstätigkeit; 1954–1956 nahm er sogar deswegen Winterquartier in Zürich.

Zwar stellte er aus seinen bisherigen Schriften den mehr denn tausendseitigen Band «Letzte Ernte» zusammen. «Der Buchtitel», schreibt er, «will verdeutlichen, dass ich noch einmal von meinen verschiedenen Feldern Gepflühtes und Gewachsenes als letzte Ernte, in der vielleicht allerlei Saatgut enthalten ist, in die Scheunen fahre ...»

Aber Hand in Hand mit solchen Unternehmungen bedrückten den Alternden immer mehr Vereinsamung und vielschichtige Verzweiflung. Wir lesen: «Frühere Interessen, etwas zu leisten, zu arbeiten, mich daneben auch allerlei sonstigen weiterreichenden Beschäftigungen und Liebhabereien zu widmen, sind erlahmt und abgeflaut. Den meisten Mitmenschen gegenüber bin ich ein skeptischer und beziehungsloser Eremit geworden.»

Und wenn er seine Stellung in der Dorfgemeinschaft beleuchtet: «Ich war eben aus der Reihe getanz, und meine ländliche Mittelstandsumgebung hat meine Sprünge in Höhen und Tiefen eher mit Neid und Missgunst und Misstrauen betrachtet. Aber ich hatte nie beansprucht, dass mir die Welt ein angenehmes Leben schuldig sei.» Und dann der Ausspruch des elitären Menschen: «Im Grunde ist es in dieser halbverpöfchten Welt immer dasselbe: Eine kleine Minderheit von geistig hochstehenden, talentierten, weitsichtigen, integren, gutwilligen Idealisten steht einer anonymen Riesensmasse von mehr oder weniger durchschnittlichen Zeitgenossen gegenüber ...» «Man könnte die Wenigen auch «Auserwählte» nennen, was aber nicht heisst, dass sie unbedingt glücklich sind.» ... Nein, glücklich war dieser Auserwählte vor allem in seinem Alter keineswegs.

Und trotzdem: Das letzte Wort des selbstverfassten Nachrufes kreist um Gott und schliesst tröstlich: «Dennoch war ich lebenslänglich ergriffen und glücklich, den vielen gelungenen Meisterleistungen des Schöpfers und den echten menschlichen Meisterwerken zu begegnen.»



Alte Mühle Attiswil.

Im Lichte der Ewigkeit

Am Schluss des Buches «Letzte Ernte» gedenkt Minister Dr. Hans Zurlinden des Todes seines Freundes Richard Strauss: «Die Nachricht von seinem Tode hörte ich am Radio von einem westeuropäischen Sender. In der Einsamkeit der eisigen Kommunistenhauptstadt suchte ich, wenn auch für mich allein, nach irgendeiner kleinen «Trauerfeier».

Da erinnerte ich mich einer Antwort, die er mir einmal gegeben hatte, als ich wissen wollte, ob er an etwas arbeite: «Nein. Dafür bin ich jetzt zu alt. Man muss auch aufzuhören wissen.» Und der alte Mann, der in seinen letzten Lebensjahren nur noch Mozart und Goethe als Leitsterne verehrte, hatte von einem Nebentisch Eckermanns Gespräche geholt und eine Stelle gesucht, die er mich lesen liess.

So schlug ich jetzt wieder diese Stelle auf und las: «Überhaupt», fuhr Goethe fort, «werden Sie finden, dass im Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und dass, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und

alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Missgeschick sich auf das andere häuft. Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? Der Mensch muss wieder ruiniert werden. Jeder Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem anderen, bis er zuletzt unterliegt.»

Gewiss ist, dass die Gedanken des Ministers über Jahre weg gefasst um den eigenen Tod kreisten: «Schon seit meinem 70. Lebensjahr habe ich mein Leben, dessen Zeitablauf bei jedem Menschen verschieden ist, physisch und psychisch als vollendet betrachtet und bin der Meinung, dass im hohen Alter im Gegensatz zu früherer Lebensfreude der Augenblick geradezu willkommen sein wird, wenn man, zwar etwas entmutigt, aber doch erleichtert und keineswegs unglücklich zum Schlafen gehen kann, ohne wieder zu erwachen.»

Und 1968 notiert er: «Gewiss ist, dass ich als alter Mann mit meiner persönlichen Existenz hienieden vor dem Ende stehe. Das hat auch keine weitere Bedeutung und bringt mich nicht aus der Fassung.»

Bemerkenswert ist der «Nachruf für Minister Dr. Hans Zurlinden. Noch zu seinen Lebzeiten von ihm selber verfasst». Zurlinden stellt fest: «Der vorliegende Nachruf ist nichts anderes als der Epilog zum Prolog der ‹Letzten Ernte›.»

Nochmals klingt darin das obenstehende ihm wichtige Goethewort an. Nochmals werden abschliessend zeitkritische Gedanken zur heutigen Welt-situation beschworen, die an apokalyptische Bilder gemahnen. «Zu den Erlebnissen der Aussenwelt kommen als zweites die Erfahrungen mit meiner alternden persönlichen Innenwelt.»

Und schliesslich mündet der Nachruf in ein Hohelied auf Gott und seine Schöpfung aus, ein glänzend formuliertes Bekenntnis «zum gewaltigsten, rätselvollsten, philosophischen und religiösen Problem der Menschheit».

Auch über die Formalitäten beim Ableben wird in diesem Nachruf verfügt: «Es ist mein ausdrücklicher Wunsch, dass meine Kremation in Solothurn in ganz unauffälliger, ja, nach vielen illustren Vorbildern geradezu in unbemerkbarer Weise erfolgt. Das will heissen, dass die Öffentlichkeit erst nach der vollzogenen Kremation von meinem Tode durch Todesanzeigen in Zeitungen davon erfährt. Bei der nicht öffentlichen stillen Kremation im

kleinsten Kreis sind Ansprachen, öffentliche Vertretungen und Ehrungen, kirchliche Beteiligung strikte ausgeschlossen. Auch Blumen, Kränze, Musik sind durchaus unerwünscht. Ebenso ist kein Leichenschmaus nach der Einäscherung zu veranstalten. Die Asche ist, wie das bereits vor zwölf Jahren mit dem Bestattungsamt Solothurn vereinbart worden ist, ohne jede Formalität, ohne jedes weitere Dabeisein durch das Kremationspersonal unauffällig zu zerstreuen.»

Am 8. Juni 1972 starb Minister Hans Zurlinden. Am 12. Juni fand die stille Kremation statt. Am 14. Juni erschien nachträglich folgende Todesanzeige:

TODESANZEIGE

Am 8. Juni 1972 ist im Bürgerspital Solothurn

Minister Dr. Hans Zurlinden

nach kurzer Krankheit im Alter von 80 Jahren gestorben.

Auf ausdrücklichen Wunsch des Dahingegangenen hat die stille Kremation im engsten Kreis bereits am 12. Juni 1972 in Solothurn stattgefunden.

Im Auftrag des alleinstehenden Verstorbenen:

Der Testamentsvollstrecker: F. Greub

Attiswil, den 14. Juni 1972

Anmerkungen

Publikationen von Minister Dr. Hans Zurlinden

- Die Symphonie des Krieges, Rascher Verlag Zürich, 1919.
- Der Halbheilige, Rhein-Verlag, Basel, 1924, Orell-Füssli, Zürich, 1925.
- Liechtenstein und die Schweiz, Haupt-Verlag Bern, 1931.
- Wolfgang Graeser, Beck'sche Verlagsbuchhandlung München, 1935.
- Russland und die Sowjetunion, Verlag Vogt-Schild Solothurn, 1952.
- Über die Inspiration, Verlag Musikfreunde Braunwald 1953.
- Zeitgemässe europäische Betrachtungen, Verlag P. Haupt Bern, 1953/Eugen Rentsch Verlag Zürich, 1954.
- Willy Burkhard, Rentsch-Verlag Erlenbach Zürich, 1956.
- Erinnerungen an Richard Strauss, Carl Spitteler, Albert Schweitzer, Max Huber, Cuno Amiet, Tschudy-Verlag, St. Gallen, 1962.
- Letzte Ernte, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach Zürich, 1968.

Das Legat Zurlinden in der Zentralbibliothek Solothurn

Noch zu Lebzeiten schenkte Minister Dr. Hans Zurlinden seine Bücher, Dokumente, Briefe und Fotos der Zentralbibliothek Solothurn. 1987/88 hat Madeleine Brügger in einer Diplomarbeit der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare das Legat gesichtet und geordnet. Unsere Abbildungen entstammen diesem Nachlass.

Minister Zurlinden im «Jahrbuch des Oberaargau»

1968: Greub Gerhard/Wyss Ernst, Die Glasgemälde in der Kirche zu Oberbipp.
1975: Zurlinden Hans, Cuno Amiet malt ein Porträt.

KULTURLANDSCHAFTSWANDEL AM BEISPIEL DER OBERAARGAUER WÄSSERMATTEN

Zerfall und Wiederaufbaumöglichkeiten
in einem subalpinen Bewässerungssystem

VALENTIN BINGGELI

Die Landschaft ist ein Stück unseres eigenen Wesens. Jede Zerstörung der harmonischen Landschaft bedeutet eine Schwächung unserer seelischen Substanz.

Georges Grosjean 1961

Die Anlehnung an *Albert Schweitzer*, die den Untertitel prägt, geschieht nicht von ungefähr. Wie die «Ehrfurcht vor dem Leben», gilt auch eine *Ehrfurcht vor der Landschaft*. Was gegenwärtig in den Wässermatten passiert, ist ein bezeichnendes Einzelschicksal innerhalb der allgemeinen kulturhistorischen Entwicklung. Diese hat Schweitzer im 1. Band seiner Kulturphilosophie meisterhaft klar und einfach aufgezeigt, aber auch in totaler Schärfe der Durchsicht. Hier können wir uns noch heute orientieren, auch für die konkrete Forschungsarbeit und ihre Anwendung.

In derselben Dankbarkeit schliessen wir bei *Georges Grosjean* an, hat uns doch der verehrte Freund früh schon auf die philosophischen Grundlagen und Verpflichtungen unseres fachlichen und menschlichen Tuns verwiesen, nicht zuletzt im Blick auf die Beschäftigung mit der Kulturlandschaft.

Die vorliegende Studie wurde 1986 veröffentlicht in der Festschrift für Georges Grosjean (s. Lit. Verzeichnis). Da sie dort für Normalleser, zumal aus dem Oberaargau, kaum greifbar ist, erachten wir eine Aufnahme in diese Reihe als sinnvoll. Text und Zeichnungen werden sozusagen unverändert übernommen, die Fotos erfahren einige Auswechslungen und Ergänzungen.

Die Wässermatten sind ein Dauerthema des Oberaargauer Jahrbuchs geworden, verständlicherweise, prägen sie doch die landschaftliche und landwirtschaftliche Eigenart des Oberaargaus und stellen sie andererseits unseren jahrzehntelangen Forschungsgegenstand dar. In den Jahrbüchern sind die Wässermatten seit dem 1. Bande 1958 vertreten, wir verweisen auf die Artikel von *Bieri* (1958, 1971, 1975), *Binggeli* (1958, 1962, 1985) und *Leibundgut* (1970, 1974, 1980, 1987).

1. Methodische Anmerkungen

Wässermatten stellen künstlich bewässertes Dauergrünland von der Art der Rieselwiesen dar (*Leibundgut*, 1985). Diese *Definition*, von der landwirtschaftlichen Nutzungsform ausgehend, muss für jene der Landschaft durch den Begriff der Feldgehölze ergänzt werden. Die subalpinen Bewässerungskulturen, wie wir diejenigen des nördlichen und südlichen Alpenvorlandes bezeichnen, treten durchwegs in formal und funktional recht verwandter Form als *naturnahe Kulturlandsysteme* auf. Dies gilt insbesondere für das Mittelland zwischen Emme und Reuss, in dessen zentralem Abschnitt sich die Oberaargauer Wässermatten befinden.

Unsere hydro- und kulturgeographischen Untersuchungen dieser Bewässerungsgebiete laufen bis dato über ein Vierteljahrhundert und werden weitergeführt. Lange Beobachtungsdauer ermöglicht das erlebte Verfolgen landschaftsverändernder Prozesse, die in den Wässermatten gegenwärtig eine landschaftsgefährdende Akzentuierung erfahren.

Für die vorliegende Arbeit war als *Problemstellung* gegeben, die anthropogenen landschaftlichen Wandlungsprozesse am kulturgeographischen Spezialfall eines Wässermattengebietes zu untersuchen und nach Möglichkeit quantitativ zu belegen. *Nebenziel* war die Abklärung, inwieweit die Ergebnisse den dringenden Vorhaben von Raumplanung und Landschaftsschutz dienstbar gemacht werden können. Da eine Reihe von Untersuchungen noch im Gange sind, müssen die Resultate teils als vorläufige Befunde betrachtet werden.

Aus einem halben Jahrhundert liegen geowissenschaftliche, historische, wirtschaftskundliche und juristische Studien an Wässermatten vor; besonders zu erwähnen sind jene von *Zollinger* (1906), *Bieri* (1949), *Leibundgut* (1976, 1981) und *Binggeli* (1974, 1984). Die letztgenannten Arbeiten enthalten detaillierte Literaturverzeichnisse.

Verschiedene der bisherigen wissenschaftlichen Grundlage-Arbeiten mündeten in angewandte Forschung, so in solche von Raumplanung, Landschaftsschutz und Wasserwirtschaft. Ebenso häufig wurden Problemstellungen der Praxis für theoretische Untersuchungen fruchtbar.

Unser Beobachtungsgebiet im *Langetental* weist insofern günstige Untersuchungsbedingungen auf, als dienliche Unterlagen wie Urkunden und ältere Forschungsresultate vorhanden sind. Für den vorliegenden Fall drängt sich eine *räumliche Begrenzung* auf. Bis dato galten zahlreiche Studien dem



Abb. 1. Rohrbach–Kleindietwil. Das Senkrechtbild von 1968 zeigt noch den Zustand weitgehender Erhaltung der Wässer-matten. In ansehnlichen Flächen ist die aktive Bewässerung zu beobachten. Sie erlaubt zusammen mit Spuren aufgelassener Gräben eine fast lückenlose Rekonstruktion des ursprünglichen Wässersystems. Foto Leupin/RPVO 28. März 1968 (Flughöhe 940 m)

unteren Langetental (Akkumulationsebene), so dass wir uns im folgenden dem oberen Einzugsgebiet zuwenden, vor allem dem Abschnitt Rohrbach–Kleindietwil. Diese Wässermatten liegen im Mittellauf mit Kastentaltyp, hier ist ausserdem das landwirtschaftliche Element noch stärker vertreten als talabwärts.

Was die *zeitlichen Bereiche* des Kulturlandschaftswandels betrifft, begrenzen wir derart, dass die Jahrhunderte seit den mittelalterlichen Anfängen, worin sich eine gleichmässige langsame Entwicklung vollzog, nur angedeutet werden. In den Vordergrund stellen wir hier den rezenten Wandel des jetzigen Jahrhunderts, wo sich mit den bekannten Terminen 1914 und 1939 Fixpunkte ergeben. Insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg begann ein unstetiger, tief in die kulturgeographische Tradition eingreifender Landschaftsstress. Diese Spätphase ist wissenschaftlich von speziellem Interesse – sie berührt uns indessen darüber hinaus als Staatsbürger wie als ethisch und ästhetisch verpflichtete Menschen.

Zur *quantitativen Erfassung* des Kulturlandschaftswandels in den Wässermatten von Rohrbach–Kleindietwil nahmen wir 1984 eine detaillierte Feldaufnahme vor. Dieser wurde die übliche *landschaftliche Definition* zu Grunde gelegt, wonach als Talwässermatten sowohl die systematisch bewässerten, wie auch die noch *bewässerbaren* Areale aufgefasst werden. Der ursprüngliche Zustand nach Flächenausmass und Ausbau des Wässersystems lässt sich meist hinreichend genau rekonstruieren. Die historische Methode bringt anhand von Urkunden oft nur ein abschnittsweises Bild. Es wird ergänzt durch die geographischen Methoden von Karteninterpretation, Flugbildauswertung und Feldkartierung (Abb. 1). Als Anhaltspunkte im Gelände dienen insbesondere folgende Relikte: a) Wässergraben oder b) deren Reliefwirkung (Auflandungsrücken), c) Verteilwerke (Abb. 2), bzw. d) deren Vertiefungen oder restliche Fugensteine und e) Heckenverläufe oder markante Einzelgehölze.

Im folgenden liegt der thematische Schwerpunkt auf dem *ökonomischen* und *physiognomischen* Wandel. Für weitere wesentliche Bereiche, wie den hydrologischen Wandel, bietet sich bloss die Möglichkeit von Einblicken. (Die Darstellung des ethnologischen Wandels bleibt einer späteren Arbeit vorbehalten.)

Hinsichtlich der nachstehend vorgenommenen systematischen Gliederung gemäss einzelnen landschaftlichen Elementen sei betont, dass sie im Sinne analytischer Vereinfachung erfolgt und bessern Überblick zum Ziele hat. Es ist jedoch zwingend, letztlich stets die Synthese wieder zu beachten;

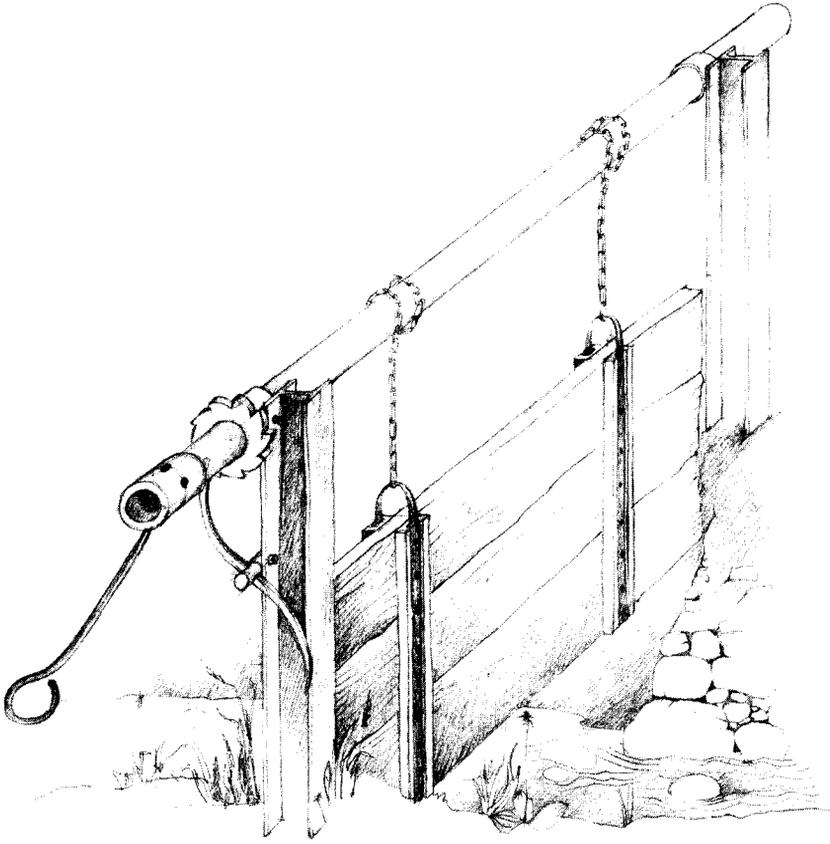
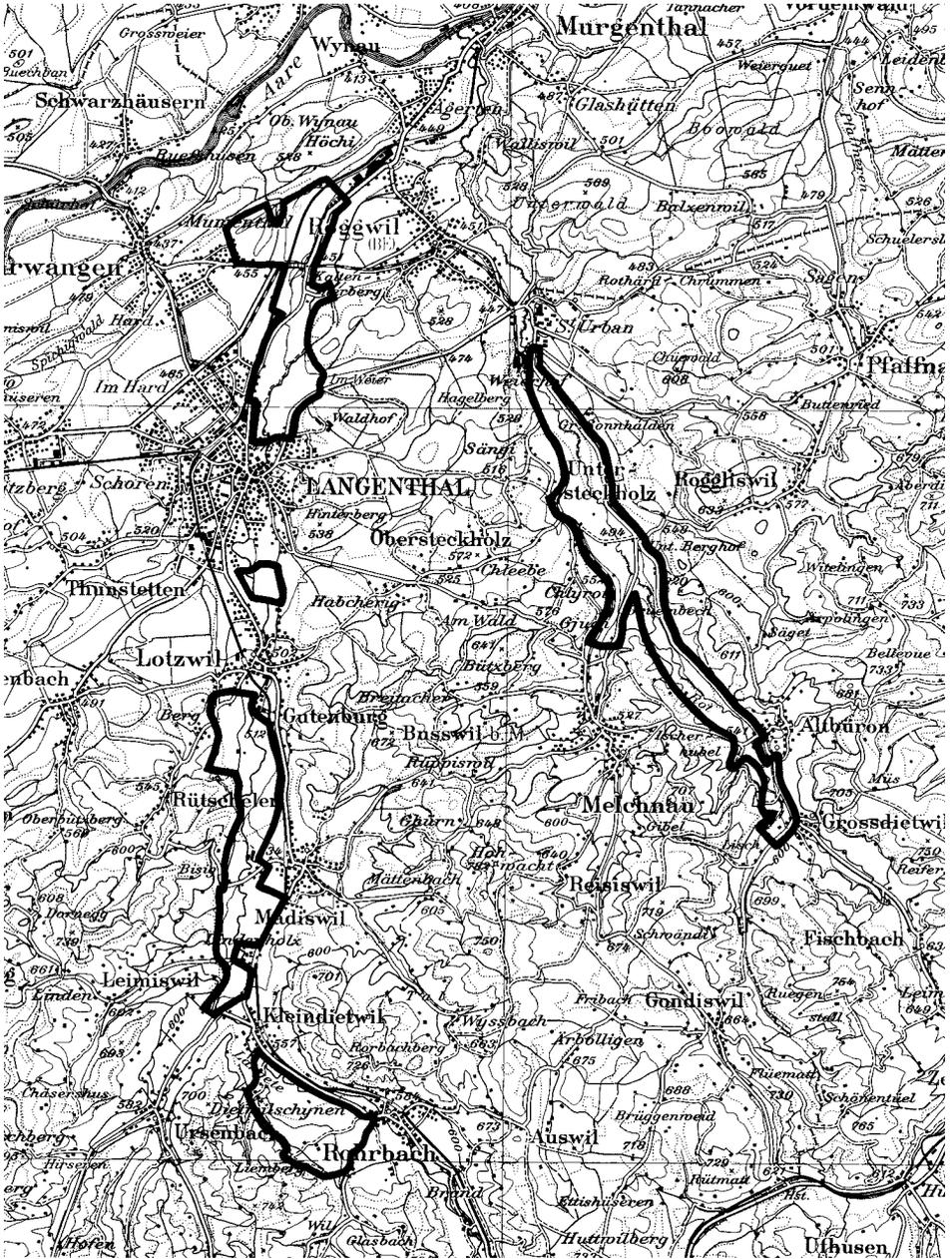


Abb. 2. Wässerbrütsche, Merkmal der Mattenlandschaft. Es handelt sich hier um eine Zugbrütsche, wie sie als typisches Verteilwerk vor allem in Hauptgräben angelegt ist. Zeichnung Annekäti Ziegler

nur auf diesem Wege kann vertiefte Einsicht in die wechselseitigen Zusammenhänge zwischen den Landschaftselementen gewonnen werden: Der vielgestaltige Landschaftswandel bleibt schliesslich immer ein ganzheitlicher Natur- und Kulturprozess.

2. Untersuchungsgebiet und Bewässerungsanlage

Die Wässermatten des Oberaargaus liegen an Flösschen des nördlichen Napfgebiets. Die Langete als Hauptgewässer tritt bei Huttwil aus der Nagelfluh



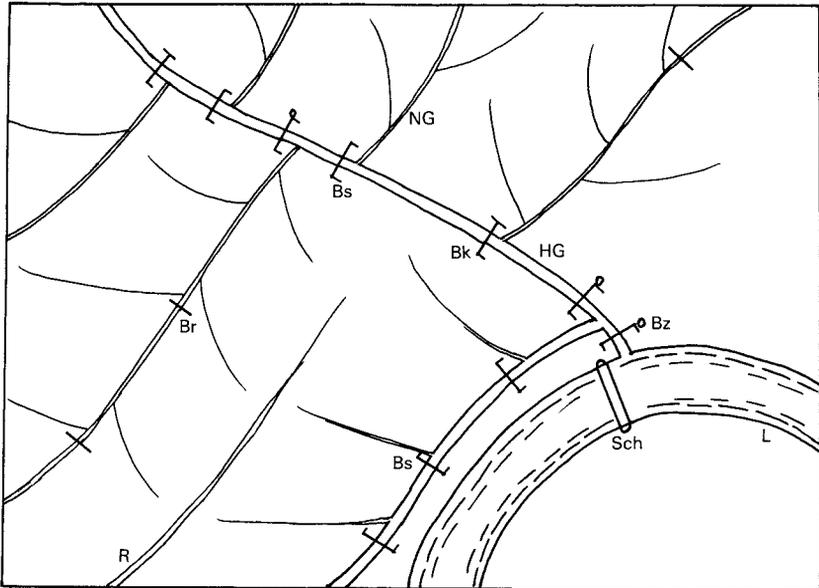


Abb. 4. Schema einer Bewässerungsanlage vom Typus subalpiner Wässermatten. Im Flüsschen L Stauschleuse mit Schwelle Sch. Rechts Seitenauslass in Hauptgraben HG mit Verteilwerken (Brütschen): Bz Zugbrütsche, Bk Steckbrütsche, Bs Ladebrütsche mit Fugensteinen. In Nebengraben NG die selben Brütschen oder einfachere Verteiler, zuletzt Staubretter Br (ohne Halterung in Gräben eingelegt) zum verstärkten Wasseraustritt in die Wiesen. Graben oder Senken dienen als Rückläufe R des Überschusswassers

des fluvialen Eggenlandes aus und durchfließt im Mittellauf Helvétien- und Burdigalien-Sandsteine der Meeresmolasse. Im Unterlauf stehen zur Hauptsache die bunten Süßwassermergel des Aquitans an, die nun weitflächig zugeeckt sind von quartären Bildungen, vor allem von fluvioglazialen und fluvialen Schotterfeldern.

Abb. 3. Wässermatten – «Landschaft von nationaler Bedeutung». Topografische Übersicht des Untersuchungsgebiets nach Landeskarte 1:100 000, Blätter 31 Biel und 32 Beromünster. Eingetragener Ausschnitt aus BLN-Gebiet NR. 1312 (1983), Wässermatten in den Tälern von Langete und Rot. Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopografie vom 5. November 1985

Die zur Diskussion stehenden Wässermatten befinden sich *zwischen Huttwil und Langenthal* (Abb. 3). Morphologisch typisch sind hier Molasse-Plateaux und darin die entsprechenden Sohlentalprofile. Deren grundwasserführende Kiesfüllung besteht aus spät- und nacheiszeitlichen Schottern.

Ein ebenes Terrain über gutdurchlässigem Griengrund ist denn auch die naturgeographische Bedingung zur Anlage von grossen Talwässermatten, «echten Wässermatten» nach *Leibundgut* (1976). (Die untergeordnete Kategorie der Hangwässermatten in Seitentälern wird hier nicht behandelt.) Schliesslich kann im subalpinen Bereich ein genügender Zufluss vorausgesetzt werden.

Talwässermatten, nachfolgend einfach Wässermatten geheissen, zeichnen sich durch folgende *Merkmale* aus: Lage in Talsohle oder Ebene, durchlässige Schotter, grossflächige, zusammenhängende Areale, festgelegtes Grabennetz mit differenziert ausgebauten Verteilwerken, starke Grundwasserwirksamkeit, genossenschaftliche Nutzung, systematische Wasserzeiten auf Grund von urkundlichen Rechten und von Regeln «nach alter Übung».

Mit Bewässerungskulturen in wechselfeuchten Breiten bezweckt die Landwirtschaft einen Ertragszuwachs. Ursprünglicher Hauptzweck ist *Diingung*, die über das Rieselfverfahren mit seinem grossen Wasserdurchsatz erreicht wird. Der mittlere Schwebstoffgehalt der Langete beträgt 90 mg/l (*Binggeli*, 1974).

Funktion und Einrichtung der Wässermatten ist kurz wie folgt darzustellen (Abb. 4): Für die Dauergrünlandbewirtschaftung wird vom natürlichen Zufluter mittels einer Hauptschleuse, volkstümlich Schwelli genannt, das Wässerwasser seitlich in Hauptgräben abgeleitet. Darin reihen sich weitere Verteilwerke (Brütschen). Sie führen das Wasser in ein reichverzweigtes, sinnvoll der Mikromorphologie angepasstes Netz von Kanälen (Gräben), wo es schliesslich zur Überrieselung der Matten gelangt.

3. Historische Entwicklung

Die Anfänge der Bewässerung im Oberaargau liegen weitgehend im mittelalterlichen Dunkel. *Urkundliche Nachweise* bestehen nach *Zollinger* (1906) bereits für das 9. Jahrhundert. Die eigentliche Landwirtschaft der Wässermatten setzt mit dem grossen Meliorationswerk der Zisterziensermönche von

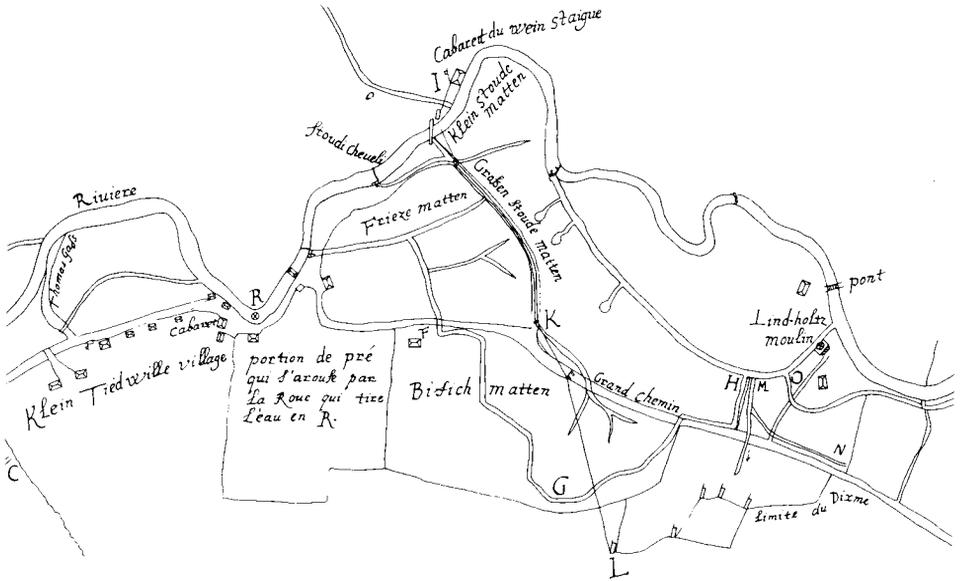


Abb. 5. Madiswil. Wasserplan von P. Willomet, zirka 1750 (Ausschnitt). Nach Kopie A. Giesser. Massstab hier zirka 1:12000, original zirka 1:5000. Beispiel eines historischen Plans, positives Nebenprodukt der zahlreichen Wasserstreitigkeiten (hier zwischen Abt von St. Urban und Langenthal einerseits, Madiswil und Kleindietwil andererseits). Erfrischende verwelste Bezeichnungen wie *wein staique* für *Wystäge* (Weinstegen), *stoudi cheueli* für *Stude-Schwelleli*!

St. Urban im 13. Jahrhundert ein (Geiser, 1925, Meyer, 1961, Würgler, 1962, Flatt, 1968).

Die nacheiszeitliche und bis ins Mittelalter bestehende Naturlandschaft haben wir uns als Geröll-, Busch- und Wasserwüste vorzustellen. Die Langete «lustwandelte durch die Fluren» wie weiland Gotthelfs Emme (Die Wasser- not im Emmental). Dies zeigt in verspäteter Überlieferung die Schweizer- karte Gygers von 1639, wo sich das Flüschen unterhalb Langenthals in mehrere Arme zerteilt und verliert. Es verbarriadierte sich in der unregel- mässigen Stetigkeit von Hochwasser-Ereignissen durch die eigenen Geschie- bemassen seine Läufe und floss erhöht durch die Ebene des Talausgangs.

Die *Urbarisierung* durch das Kloster begann um 1250 mit einer Ableitung der Langete via Roggwil, die zur Anlage von Wässermatten im dortigen Klosterhof diente. (Über deren Ausmass bzw. Lage entstand ein Gelehrten-

streit [Meyer, 1961], auf den wir hier nicht eintreten können.) Die Mönchsarbeit wurde Vorbild für die Talbauern und im gemeinsamen, Jahrhunderte langen Werk legten sie bereits die Grundzüge zum heutigen Landschaftstypus Wässerematten fest.

Nach naturlandschaftlicher *Vorphase und Gründerzeit* folgte für die Wässerematten-Wirtschaft eine erste Blütezeit mit einer auf benachbarte Täler übergreifenden Ausbauphase. Sie dauerte Jahrhunderte und ist mit zahlreichen Urkunden belegt (Abb. 5). Bekannt durch direkte mündliche Überlieferung ist uns sodann die späte Blütezeit der letzten Jahrhundertwende. Sie ist gekennzeichnet durch ausgesprochene Hochschätzung, die Landwirtschaft und weitere Öffentlichkeit der Wässerwirtschaft entgegenbrachten. Auch der landschaftlichen Schönheit war man sich bereits bewusst. Doch Begriffe wie Naherholung waren noch nicht am Platze, und über Wasserhaushalt oder Landschaftsökologie dürften sich bloss einzelne Grübler und verkannte Geister frühe Gedanken gemacht haben. Bewusster Stolz der Bauern über Wässerematten-Besitz treffen wir während der ganzen Zwischenkriegszeit noch überall an. Erst die umwälzende Rationalisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft führte zur Niedergangphase, die sich nach dem Zweiten Weltkriege beschleunigt verstärkte.

4. Ökonomischer Wandel

Die allgemeinen Anlageverhältnisse der Wässerematten – Zweck, Kategorien, Funktion – sind bereits dargestellt worden. Ebenso wurde klar, dass die *Gründung* nicht durch den Bauern erfolgte. Ferner müssen wir auf die Literatur verweisen, was die traditionelle *landwirtschaftliche Bedeutung* betrifft (Naturdüngung, Wetterunabhängigkeit; Heuwiesen als Voraussetzung vermehrter Viehhaltung, damit vermehrter Mistproduktion, die eine Erweiterung des Ackerbaus ermöglichte). Hiezu seien folgende Autoren angeführt: *Bieri* (1949), *Salzmann* (1956), *Leibundgut* (1970, 1976) und *Bärtschi* (1975).

Die folgende wirtschaftsgeographische Betrachtung der Wässerematten hat den Wandel innerhalb der letzten siebzig Jahre zum Gegenstand. Bis zum Ersten Weltkrieg 1914 dürfen wir Landwirtschaft und Landschaft als in ursprünglichem Zustande bezeichnen (Tab. 1). Auch für die Zwischenkriegszeit gilt dies noch weitgehend.

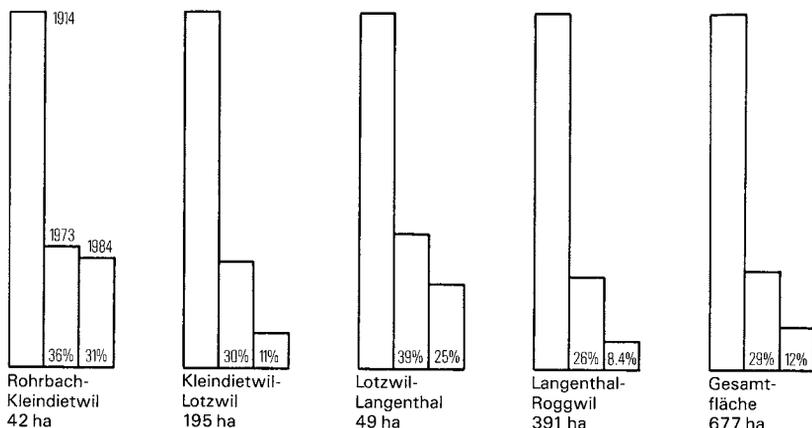


Abb. 6. Rohrbach–Roggwil. Rückgang der Wässerematten für die Stände 1914/1973/1984. Angaben in Flächenprozenten; 1. Säule stets 100% (1914). Erläuterungen siehe Text

Tabelle 1: Langental, Rohrbach–Roggwil. Flächenmässige Entwicklungsstände und Rückgang der Wässerematten. Stand 1914 als 100% gesetzt. (Der Zwischenstand 1973 entspricht einer Kartierungskampagne.) Die Rekonstruktion der ursprünglichen Wässerareale enthält vorläufig noch gewisse Unsicherheiten.

Areal/Stand Wässersystem	1914	1973	1984	
	ha	ha	%	ha
Rohrbach–Kleindietwil	42	15	36	13
Kleindietwil–Lotzwil	195	59	30	22
Lotzwil–Langenthal	49	19	39	12
Langenthal–Roggwil	391	101	26	22
Summe Rohrbach–Roggwil	677	194	29	80

Ab 1939 beschleunigte sich der *Funktionswandel* in den Wässerematten; er ging in den 1950er und 1960er Jahren stellenweise bis zur Zerstörung der fast einzigartig gewordenen subalpinen Bewässerungskulturen. Diese von Natur und Landschaft aus unglückliche Entwicklung ist begründet in all-

gemeinen wirtschaftlichen, speziell aber in landwirtschaftlichen Rationalisierungs- und Intensivierungstendenzen. Dabei spielt die Möglichkeit der *künstlichen Düngung* eine wesentliche Rolle.

Dass andererseits umfangreiche Abschnitte der Wässermatten erhalten blieben, insbesondere was das Landschaftsbild betrifft, verdanken wir alter bäuerlicher *Traditions- und Naturverbundenheit*.

Diese letzte dürfen wir fast, vor allem angesichts der ökologisch wertvollen und landschaftsbestimmenden Ufer- und Flurgehölze, als ein ursprüngliches Ökologiebewusstsein bezeichnen.

Es besteht zudem die berechtigte Erwartung, die Phase des Rückgangs gehe demnächst zu Ende: Zu einer neuen Wertschätzung und teilweisen Reaktivierung kamen Anstösse sowohl aus der Bevölkerung, wie seitens von Wasserversorgung, Raumplanung und Landschaftsschutz. Nach Lösung von *Bewirtschaftungs- und Entschädigungsfragen*, die den neuartigen Funktionsverhältnissen angepasst sind, dürfte auch die Landwirtschaft zu dieser künftigen Entwicklung ihre Unterstützung beitragen.

Die guterhaltenen Wässermatten zeugen noch heute von alter bäuerlicher Meisterhand, mit Bezug auf Bewirtschaftung wie Landschaftskunst. Denn als *künstlerische Landgestaltung* darf das Werk füglich bezeichnet werden. Die Landwirtschaft hat hier eine Landschaft geschaffen und nicht umgekehrt. Sie hat vorerst die günstigen Naturgrundlagen ausgenützt, sodann mit Können und Einfühlung die entsprechende Kultivierung betrieben. Der Bauer ist hier Landschaftsgärtner im besten und wirksamsten Sinne. Trotz subtiler Pflege und Parklandcharakter konnte sich eine ausgesprochen naturnahe Kulturlandschaft erhalten (Abb. 9, 11).

So entwickelte sich in den Wässermatten seit dem Mittelalter eine reiche *kulturbeschichtliche Tradition* in Landschafts- und Volksgut, Wir denken an Grabensysteme, Brüschen, Werkzeuge, wie an das gesamte Landschaftsbild, das immer wieder Dichter und Maler anregte (Jeremias Gotthelf, Maria Waser, Ferdinand Hodler, Ernst Morgenthaler). Und nun droht das Jahrtausendwerk innerhalb einer rationalistischen Stressepoche zuschanden zu gehen.

Die Gründe des *landwirtschaftlichen Umbruchs* sind verständlich, wir haben sie angetönt. Mit Bezug auf die Wässermatten steht der Extensivnutzung die politische Förderung des Ackerbaus gegenüber, dem Grasbau die Milchkontingentierung, der Naturdüngung die moderne Allmacht der Chemie. Zudem stellt sich das Kleinrelief der Matten – mit Gräben, Rücken und Brück-



Abb. 7. Langenthal, Heuet in den Unteren Matten. Ein Bild aus guten alten Wässerzeiten, heute selten geworden. Romantik von Landschaft und Landwirtschaft. Foto Hans Zaugg, Langenthal

lein – dem mechanisierten Betrieb hinderlich entgegen. Aber die Fortschritte des maschinell-intensiven Agrarsystems bedeuten aus ökologisch-landschaftlicher Sicht Rückschritte. Das neuerwachte Umweltbewusstsein weiter Kreise – vielfach laut dokumentiert und langsam wirksam geworden – hat u.a. neue Überlegungen über Extensivnutzungen veranlasst, auch in der Wässerematten-Diskussion.

Gemäss unsern Feldaufnahmen (Tab. 1, Abb. 6 und 8) bedeutet Wandel in den Wässerematten bis dato *nur Rückgang*. Er betrifft auch Bereiche, die zahlenmässig schwer erfassbar sind, so Wässerhandwerk, Rechte und Regeln, deren Tradition ebenfalls recht gelitten hat. So haben die alten Wässerbriefe, früher Stolz und gehüteter Besitz der Bauern, teils ihre praktische Bedeutung verloren; da nur noch wenige wässern, haben sie fast freie Hand.

Jahrhunderte alte *Genossenschaften* gingen ein, die Wässerung erfolgt auch in den Talmatten auf privater Basis und nur noch zwecks Befeuchtung, also relativ unsystematisch wie in den zweitrangigen Hofmatten der Hänge und Seitentäler. Mangelndes Interesse führt letztlich gar zu Verlust von Kenntnissen über Eigentum an Recht und Pflicht. Immerhin, wenn jeweils konkrete Anfragen erfolgen, so wehrt der Bauer sich dann doch vehement gegen Verkauf, Rechtsabtretung oder Löschung im Grundbuch.

Der Rückgang betrifft auch die althergebrachten *Wässerzeiten*, wonach der «Einlass» üblicherweise zu vier Malen im Jahr je mehrere Tage vorgenommen wurde: im Frühling, nach Heuet, Emdet und im Frühwinter. Seit Jahren wird auch in den Talmatten recht unregelmässig gewässert, oft beschränkt man sich auf die Frühlings- und eine Sommerwässerung oder gar nur auf Trockenzeiten.

Eine augenfällige Veränderung im Landschaftsbild hat die alte schöne Nutzungsgliederung der Wässeremattentäler erfahren: Die typische Zweiteilung der Agrarlandschaft in Talsohle mit Wässergrünland und in Talhänge (samt Terrassen) mit Ackerbau ist stark verwischt worden.

Der landwirtschaftliche Wandel stellt die primäre und tiefgreifende Veränderungsform der Wässerematten dar, und er ist weitgehend Auslöser landschaftlicher, hydrologischer und ethnologischer Folgeerscheinungen. Der Nutzflächenwandel ist in Tabelle 1 zusammengestellt; Kartierungsgrundlagen dazu liegen (vereinfacht) in Abb. 8 vor. Weitere Vergleiche ermöglicht Abb. 12.

Der Abgang von Wässerematten, bzw. deren Funktionswandel, verlief zum grossen Teil via *Umbruch zu Ackerland*, an einigen Stellen erfolgte Über-

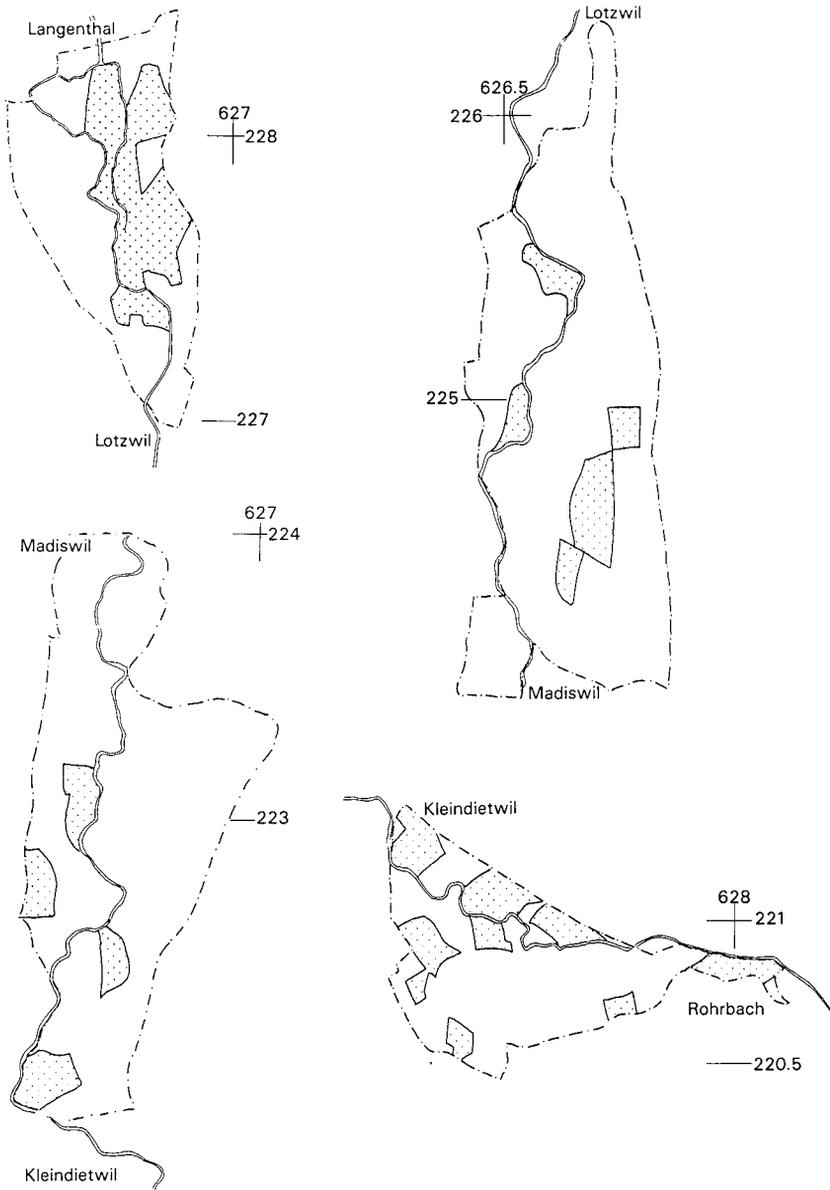


Abb. 8. Rohrbach–Langenthal. Rückgang der Wässermatten als flächenhafter Kulturlandschaftswandel. Stände 1914 und 1984. Die einzelnen Matten-Abschnitte sind durch Dorf-Siedlungen getrennt

bauung. Die Säulendarstellung in Abb. 6 gibt eine Übersicht in Form von planimetrischer Quantität. Die Kartenskizzen in Abb. 8 enthalten darüber hinaus die räumlich-landschaftliche Festlegung, also geometrische Quantitäten; sie geben Auskunft sowohl über Ausmass, wie Verteilung und Form der Veränderungen.

Wir erkennen, dass die relativ kleinflächigen Areale Rohrbach–Kleindietwil (42 ha) und Lotzwil–Langenthal (49 ha) geringeren Rückgang aufweisen (31 bzw. 25%). Die Begründung ist nicht eindeutig. Das letztgenannte Gebiet hat einerseits von Langenthal her die Überbauungsexpansion nur geringfügig erfahren. Zum andern wirkt sich persönliche Einstellung von Lotzwiler Wasserbauern aus, sodann die Bewirtschaftung durch Seitentalbauern. Diese sehen darin besondere Vorteile: Die Entfernung spricht gegen Ackerbau, Talmatten ergänzen die Hangnutzung, Hofbauern zeigen stärkeren Traditionssinn. Diese Gründe gelten auch für den Abschnitt Rohrbach–Kleindietwil, wo nun im oberen Tal bereits eine fast emmentalische Berglandwirtschaft betrieben wird.

In den grossen Teilsystemen Kleindietwil–Lotzwil (195 ha) und Langenthal–Roggwil (391 ha) beobachten wir dagegen eine sehr fortgeschrittene Auflassung der Wässermatten (bis 11 bzw. 8,4%). Im letztern Gebiet wirkt sich nun auch das starke Siedlungswachstum Langenthals aus, weit mehr indessen, dass ganze Genossenschaften die Wässerung einstellen.

Verteilung und Form der erhaltenen Mattenareale zeigen weite Streuung und wie zufällige Unregelmässigkeit. Die oben angeführten Gründe müssen auch dafür verantwortlich gemacht werden: Seitentalbesitz, ältere und/oder traditionsbewusste Bauern. So wird bäuerliches Festhalten am Althergebrachten – auch Hartnäckigkeit, also der «Berner Gring» – wieder einmal zum fortschrittlichen Weitblick.

5. Physiognomischer Wandel

Die Veränderungen im Landschaftsbild der Wässermatten können wir nicht so klar und quantitativ erfassen wie jene des ökonomischen oder hydrologischen Wandels. Eigenart und Wert der Landschaft bleiben gutteils ästhetische Grössen und lassen subjektive Beurteilungsmöglichkeit zu. Recht genau zu beziffern ist indessen die Auflassung von Gräben und ganzen Grabennetzen (Abb. 12). Sie gibt ein brauchbares *Mass für den Bildwandel* und



Abb. 9. Madiswil, Bisigmatte. Flugbild mit Überschwemmungsspuren des «Jahrhunderthochwassers» vom 30. August 1975. Charakteristisches Landschaftsbild der Wässermatten mit grossteils erhaltenen Beständen an Ufer- und Flurgehölz. Foto V. Binggeli 1. September 1975

enthält zusätzlich Hinweise auf Folgeerscheinungen wie Rückgang des Kleinreliefs und Rodung von Flurgehölz.

Da aber die Bestände an Ufer- und Feldgehölz, das bildmässige Charakteristikum der Wässermatten, die Stilllegung der Bewässerung weitgehend überdauert haben, zeigt sich der ehemalige Kulturlandtypus vom physiognomischen Eindruck her in recht gutem Zustande. Diese Wässermatten sind es, die noch heute den Landschaftscharakter der Täler im Napfvorland entscheidend prägen.

Flugbild Abb. 9 vermittelt wesentliche Eindrücke dieser Landschaft. Anhand der fast vollständig erhaltenen *Baum- und Buschreiben* lassen sich Verläufe von Gräben erkennen, die im Gelände grossteils unkenntlich geworden sind. Zur Zeit der Flugaufnahme war die Steinlematte seit 20 Jahren unbewässert (1954). In der offenen Flur, sogar in den längst zu Acker umbrochenen Ausschnitten, spiegeln sich Spuren der ehemaligen Grabennetze,

verdeutlicht durch Hochwasserstrukturen, d.h. Sandstreifen einer grossen Überschwemmung, die 2 Tage zuvor stattfand. Denn deren Überläufe folgen erfahrungsgemäss auch den alten Wassergräben. Das extreme Hochwasser (30. August 1975) hat überdies erneut deutlich gemacht, dass Wässermatten durch solche Überflutung kaum Schaden nehmen, das Dauergrasland wirkt wie ein dichter, *anpassungsfähiger Teppich*. Im Ackerland aber entstanden im selben Falle zahlreiche Erosionseingriffe, teils weitflächig und bis 2 m Tiefe.

In den noch teilweise bewässerten Mattenabschnitten hat auch das feine *Binnenrelief* der Wässermatten den bisherigen rückläufigen Wandel weitgehend überstanden. Es handelt sich um ein überaus reiches Kleinstrelief von Gräben, Mulden und Rücken, aus gewisser Entfernung fast unbemerkt, beim Begehen der Matten jedoch in aller Deutlichkeit erlebbar. Die Wassergräben laufen zumeist auf den bis 1 m erhöhten Auflandungsrücken (Schwebzufuhr). Das reich gewundene und gefiederte Bild dieser *Wässermatten-Isobypsen* zeigt sich sowohl in Flugbildern wie in grossmassstäblichen Plänen (Abb. 10).

Die Detailaufnahmen von *Zurbuchen* (1977) bringen dazu beste Beispiele, indem Höhenkurven von 1 m und ½ m (gestrichelt) eingetragen sind. Ausstülpungen von Isolinien – immer im Sinne des Abflusses betrachtet – zeigen Nebengräben mit ihren Rücken an (Überrieselung in die Matten). Einbiegungen umlaufen die Vertiefungen von Hauptgräben, die nur der Wasserzufuhr zu dienen haben. Zu beobachten sind auch Fälle, wo im selben Graben mit seinem Funktionswandel (Haupt-, dann Nebengraben, dann allenfalls Rücklauf von Überschusswasser in den Vorfluter) eine aufeinanderfolgende Umkehr von Kurvenverbiegungen eintritt.

Die *Wüstlegung der Wassergräben* ist die stärkste Form des Kulturlandschaftswandels in den Wässermatten; als Beispiel führen wir die Kartierung des Abschnittes Rohrbach–Kleindietwil mit Abb. 12 an. (Allerdings lassen nicht alle Form- und Dichteunterschiede innerhalb der Grabennetze Schlüsse auf Alterskategorien oder Wandlungsprozesse zu, es ist ein Anteil ungleicher Rekonstruierbarkeit in Rechnung zu stellen, bedingt durch fehlende Unterlagen oder allzu fortgeschrittenen Wüstungszustand.)

Der Grad der Auflassung variiert von Gebiet zu Gebiet recht erheblich. So sind in den Madiswiler Steinlematten nur noch Spuren des Grabennetzes übrig geblieben. Die Gräben sind vergandet, verwachsen oder aufgefüllt. Dieser Prozess leistet der erwähnten Landschaftsverarmung Vorschub, hier in

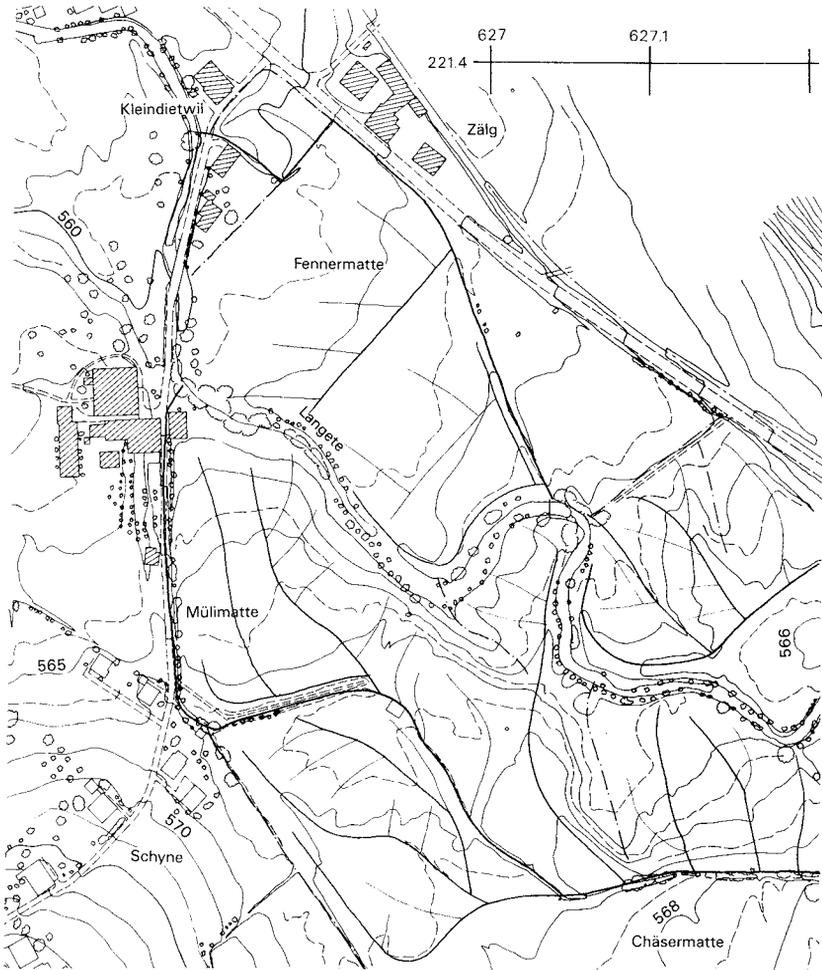


Abb. 10. Kleindietwil. Ausschnitt aus Wässermatten-Kurvenplan von M. Zurbuchen, Original 1:2000. Höhenkurven 1/1 m (gestrichelt 0,5 m). Fotogrammetrische Luftbildauswertung nach Aufnahmen November 1977. Eingetragen gemäss Feldkartierung eine Auswahl von Wässerraben, die eine deutliche Beziehung zu den «Wässermatten-Isophypsen» dokumentieren. Strichpunktiert: Rückläufe, Erläuterungen siehe Text

Form des Abgangs von Lebhägen. (Weitere geökologisch bedeutsame Folgeerscheinungen, die die Kausalketten von Pflanzen- und Tierwelt, Mikroklima, Wasser- und besonders Grundwasser-Haushalt betreffen, können hier nur erwähnt werden.)

Angeführt sei noch ein Spezialfall chronologischer Grabennachfolge: In der unteren Lanzmatt zwischen Rohrbach und Kleindietwil, in einem notabene noch bewässerten Gebiet, bestand ehemals ein zuflutender Hauptgraben mit unmittelbar begleitendem Seitengraben, der der Überrieselung diente. Der Hauptgraben liegt heute in Rohrleitung untertag, der Seitengraben ist aufgefüllt, sein Wässerbereich wird von andern Gräben her bewässert.

Table 2: Langetental, Rohrbach–Roggwil. Strukturelemente des Anlagegitters von Grabennetz-Systemen als Mass der Gliederungsintensität ausgewählter Wässermatten-Abschnitte

Strukturelemente der Grabensysteme ▷	Netzdichte (Graben- länge hm/ha)	Fiederungs- dichte (Verzwei- gungen) v/ha	Mäander- dichte (Richtungs- änderungen) r/ha	Total = Gliederungs- Koeffizient GK
Wässermatten-Teilgebiete				
Rohrbach–Kleindietwil:				
Chäser- u. Mülimatte 8 ha;	4,0	2,3	3,1	9,4
Kleindietwil:				
Fennermatte 3 ha;	3,7	1,3	1,0	6,0
Lotzwil–Langenthal:				
Wäspi- u. Rumimatte 20 ha	3,7	2,1	2,2	8,0
Roggwil:				
Gruenholz 22 ha;	4,0	0,4	0,5	4,9
Total 4 Areale 53 ha	3,9	1,5	1,7	7,1

Je nach Zufluss, Lage und Relief der Wässergebiete zeigen die Grabensysteme recht ungleiche Struktur. Dies gilt auch für die Altersdifferenzierung, die demnach ein weiteres Mass für den Wandel abgibt. Die älteren Matten weisen allgemein eine *naturnabe Anlage* mit dichtem, gewundenem und stark verzweigtem Grabennetz auf, z.B. die Chäsermatte im mittleren Bereich von



Abb. 11. Kleindietwil. Langete-Mäander (Fluss-Schleife) in der Lanzmatt. Foto Val. Binggeli, Juli 1989

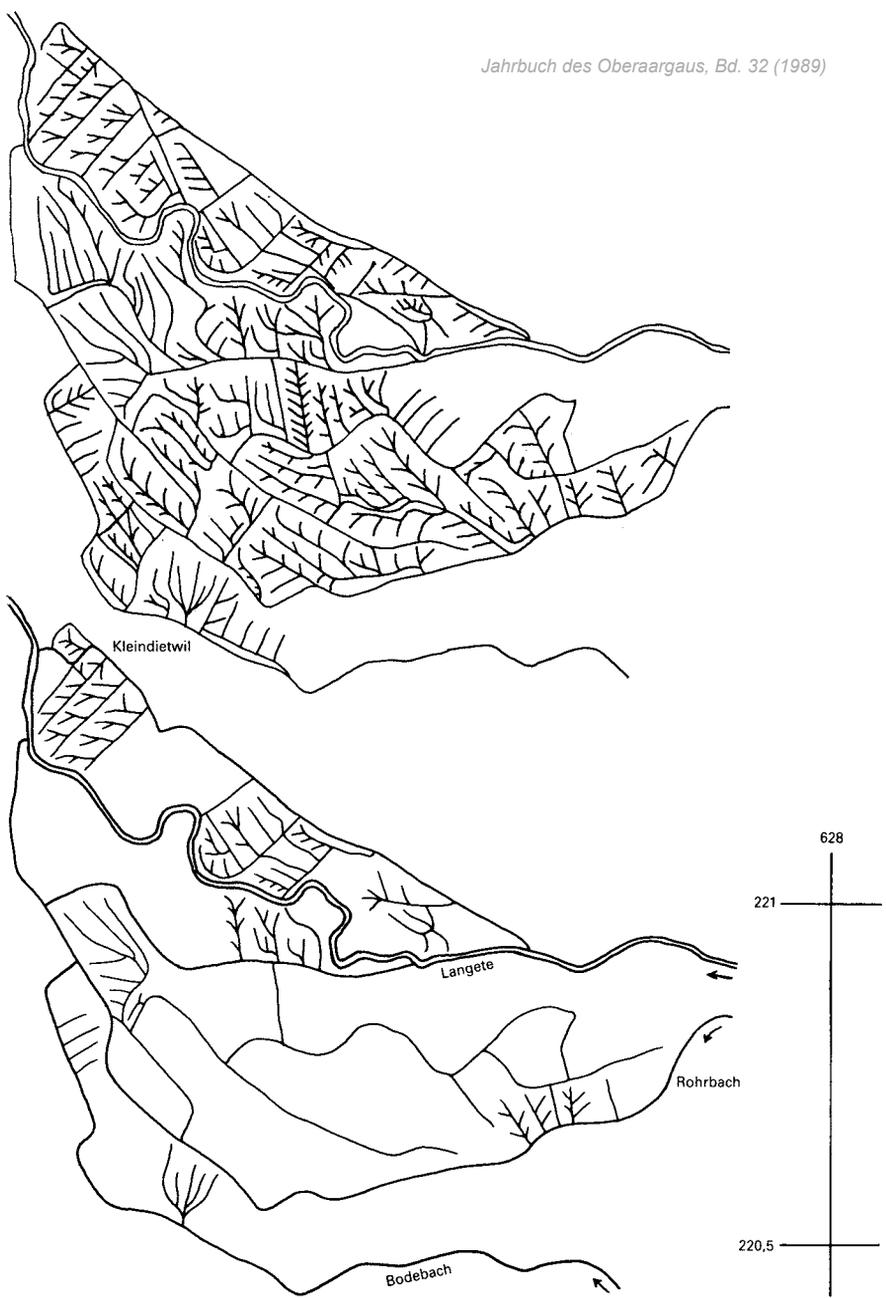


Abb. 12. Rohrbach–Kleindietwil. Wandel der Wassermattenlandschaft 1914/1984 am Beispiel eines Wässergrabens-Lineaments. Grabennetz der Bewässerungssysteme von Langete und Bodebach (aus Seitental Rohrbachgraben). 1914 vollständiges Grabennetz. 1984 erhaltener Teil in unterer Figur. Erläuterungen siehe Text.

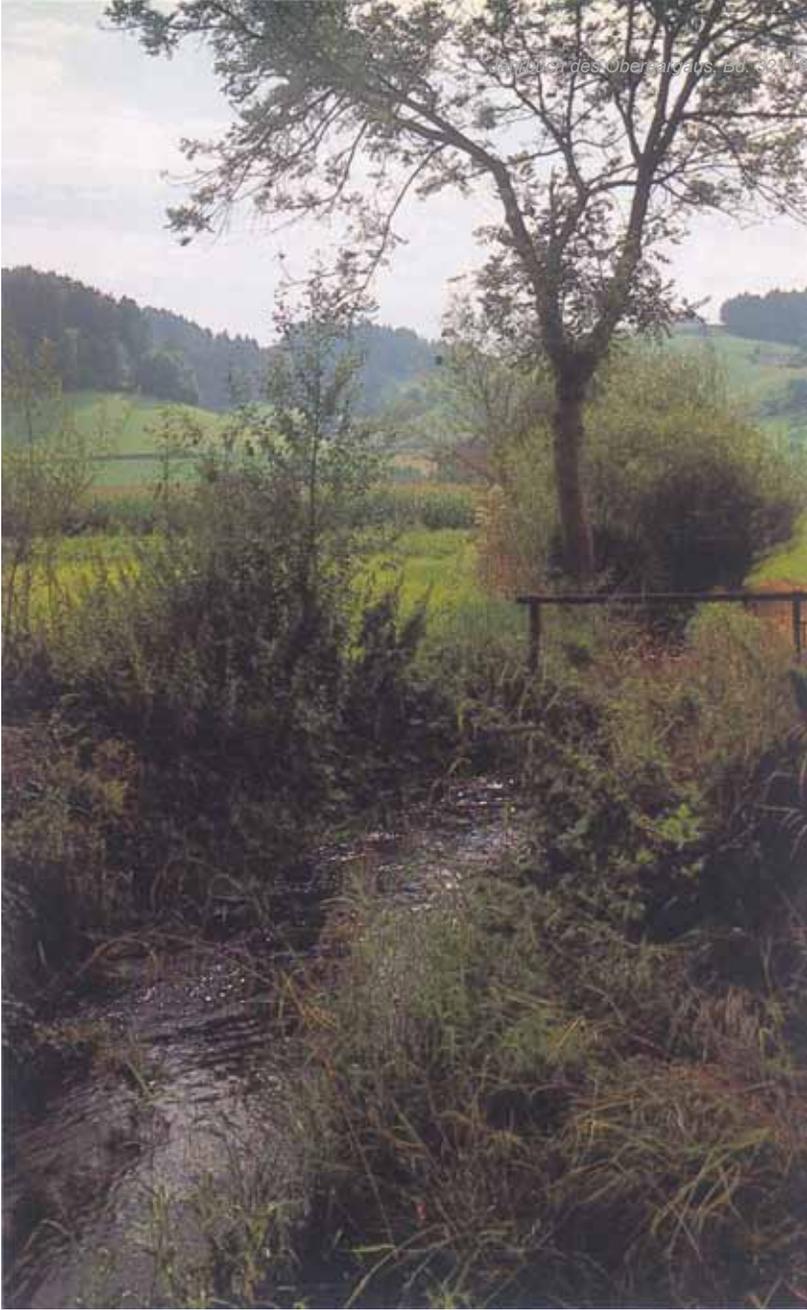


Abb. 13. Kleindietwil, Chäsermatte. Hauptwässergraben mit Brütschli. Blick gegen Westen auf den Dietwiler Berg. Foto Val. Binggeli, Juli 1989

Abb. 12. Jüngere Systeme wurden «rationeller» angelegt, die Gliederungsdichte ist geringer. Als Beispiel diene die Fennermatte, die den Nordwestteil der Abb. 12 ausmacht, ihre Anlage ist durch Strassen- und Siedlungsbau beeinflusst.

Versuchsweise werden gemäss Tabelle 2 zur Analyse von Grabennetzen die folgenden Begriffe eingeführt:

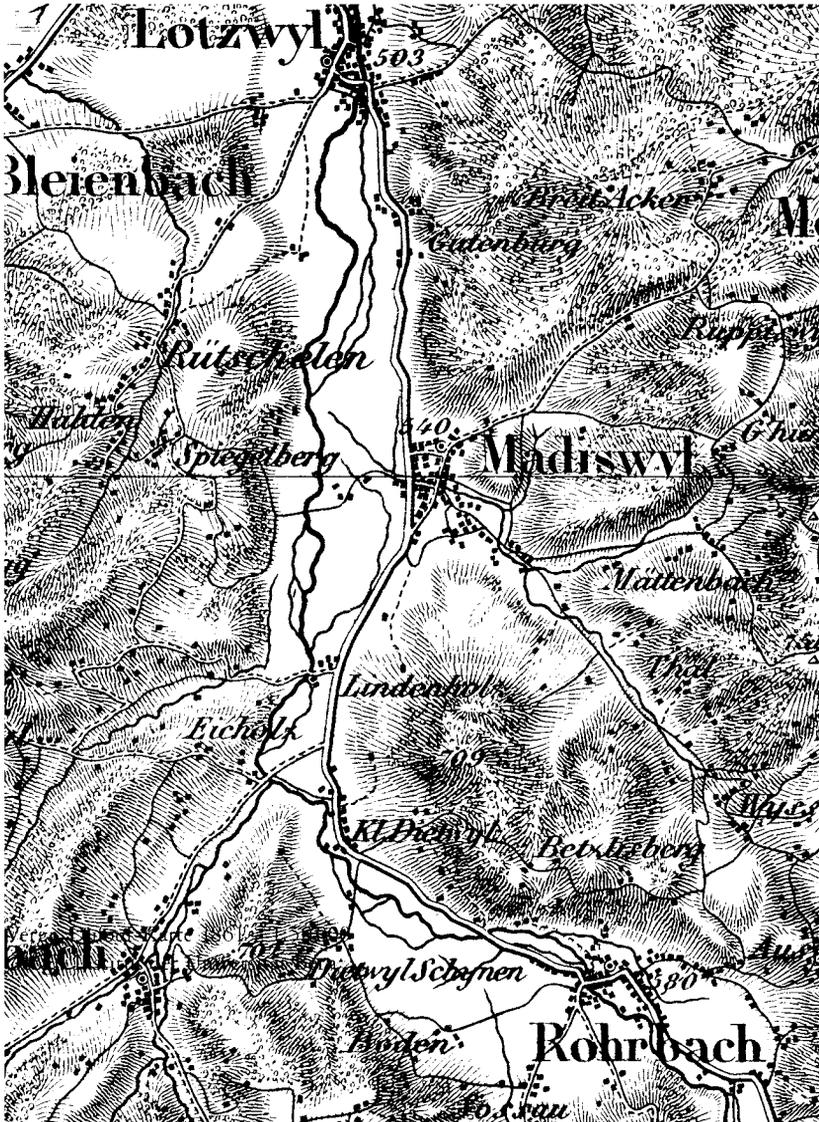
Netzdichte: Sie basiert auf dem Element der *Grabenlänge*. Einbezogen wurden alle Grabenkategorien mit Ausnahme der sich ändernden letzten Rieselauslässe. (Im Bereich Lotzwil–Langenthal wurde der Kleinbach als Teil der Langete betrachtet und nicht eingerechnet, der Brunnbach als Hauptgraben qualifiziert.) Es liegt auf der Hand, dass Dichteunterschiede nicht von vornherein auf Alters- oder Auflassungsunterschiede schliessen lassen; stellenweise können sie auf Anpassung an verschiedenartiges Relief oder auf persönlich verschiedene Handwerksart der Bewirtschaftet zurückgeführt werden.

Fiederungsdichte: Grundlage ist die Anzahl der *Grabenverzweigungen*, gezählt ab jener vom 1. Hauptgraben, d.h. dem direkten Auslass vom Zufluter.

Määnderdichte: Sie beruht auf der *Zahl an Richtungsänderungen* aller Grabenkategorien; wiederum wurden die letzten Rieselauslässe nicht einberechnet.

Gliederungskoeffizient: Er stellt die Summe der eben genannten Dichtewerte dar, ist demnach eine Grösse, die nicht überall brauchbar anzuwenden sein wird, in unserem Falle aber einen gewissen Aussagewert besitzt. (Vorläufig fehlt hier eine wesentliche Grösse, die «Heckendichte», d.h. der Bestand an Flurgehölz.)

Für das Langetental erlaubt Tabelle 2 folgende Aussagen: Die Netzdichte erweist sich durchwegs als ungefähr gleich gross. Etwa gleichartig zueinander verhalten sich die Unterschiede von Fiederungs- und Määnderdichte, mit hohen Werten im oberen, reliefintensiveren Talgebiet, wobei wieder die junge Fennermatte eine Ausnahme macht. Tiefe Werte treten natürlicherweise auch im flachen, spät angelegten Wässergebiet des Roggwiler Grunholzes auf (Name!). Sie sind als vorläufige Angaben aufzufassen, da die Rekonstruktion des ursprünglichen Hochstandes gegenwärtig eine neue Bearbeitung erfährt. Die hohen Werte der Matten zwischen Lotzwil und Langenthal, ebenfalls bereits im Flachland des Talausgangs gelegen, lassen hier alte Wässermatten mit hochentwickelter, reichgliederter Anlage erkennen – und geben Fingerzeige auf besondern Schutzwert (siehe u.a. Abb. 11 und 19).



Das mittlere Langental auf der Dufour-Karte von 1861. Originalmassstab 1:100 000, hier 1:50 000. In der Talsohle als deutliche Struktur die mäandrierenden Gewässer, neben der Langente die Gewerbekanäle und Wassergräben, teils für beide Zwecke dienstbar gemacht.

6. Hydrologischer Wandel

Der Gewässerwandel, vor allem jener des Grundwassers, ist die spürbarste Schadenfolge des Umbruchs in den Wässermatten. An diesem Problemkreis wurde im Langetental intensiv gearbeitet, da er einerseits günstige Forschungsgegenstände bietet, andererseits betroffene Wasserversorgungen Untersuchungen in Auftrag gaben. Diesen Teilaspekt können wir hier bloss streifen, für Details verweisen wir auf die Literatur (*Leibundgut, Binggeli*).

Der Wandel mit Bezug auf die Oberflächengewässer betrifft einmal den Rückgang an dauernd und periodisch fliessenden Wässerbächen, abzulesen am Ausmass der Wüstlegung von Gräben in Abb. 12. Symptomatisch ist sodann, dass in normalen Zeiten alle früheren *Grundwasserquellen* im Langetental versiegt sind.

Der Wässerplan von Riediger zeigt für 1724 in den Madiswiler Matten eine ganze Reihe solcher Aufstösse, als «Quell» bezeichnet (Abb. 14). Bis in die letzten Zeiten der Bewässerung dieser Gebiete (ca. 1950) spielten sie teilweise noch. Heute zeugt hier und dort noch eine buschbestockte, maustrockene Mulde von entschwundener Wasserpracht.

Als qualitativ wirksamer hydrologischer Charakterzug der Wässermatten kann die Filterwirkung der alten, dichtverfilzten und tiefgründigen Grasnarbe gelten; diese vermochte bisher auch in schweren Fällen (Jauchedüngung in Fassungsnahe), die Güte des Trinkwassers zu erhalten.

Quantitativer hydrologischer Charakterzug der Wässermatten ist ihre starke Grundwasserwirksamkeit (halbnatürliche Grundwasseranreicherung mittels Mattenwässerung). Sie macht nach *Leibundgut* (1980) einen wesentlichen Anteil der Gesamtneubildung aus und kann bis zur Hälfte betragen. Der Bericht WEA (1984) kommt auf tiefere Werte, wobei auch dort auf einen steigenden Anteil bei künftiger Reaktivierung ehemaliger Wassergebiete gerechnet wird.

Den Zusammenhang zwischen Wässermatten-Auflassung und Grundwasser-Rückgang macht Abb. 15 deutlich. Im oberen Teil ist der Grundwasser-Spiegel im Hard Langenthal eingetragen, dessen Absenkung im beobachteten Zeitraum rund 1,5 m betrug. (In derselben Zeitspanne sind von den ehemals 50 Grundwasserquellen der Brunnmatt, Roggwil, deren 30 versiegt.) In der Mitte wird vergleichsweise gezeigt, welche Folgen im Suretal (Brüelmatten) das vollständige Auflassen der Wässermatten zeitigte: Der

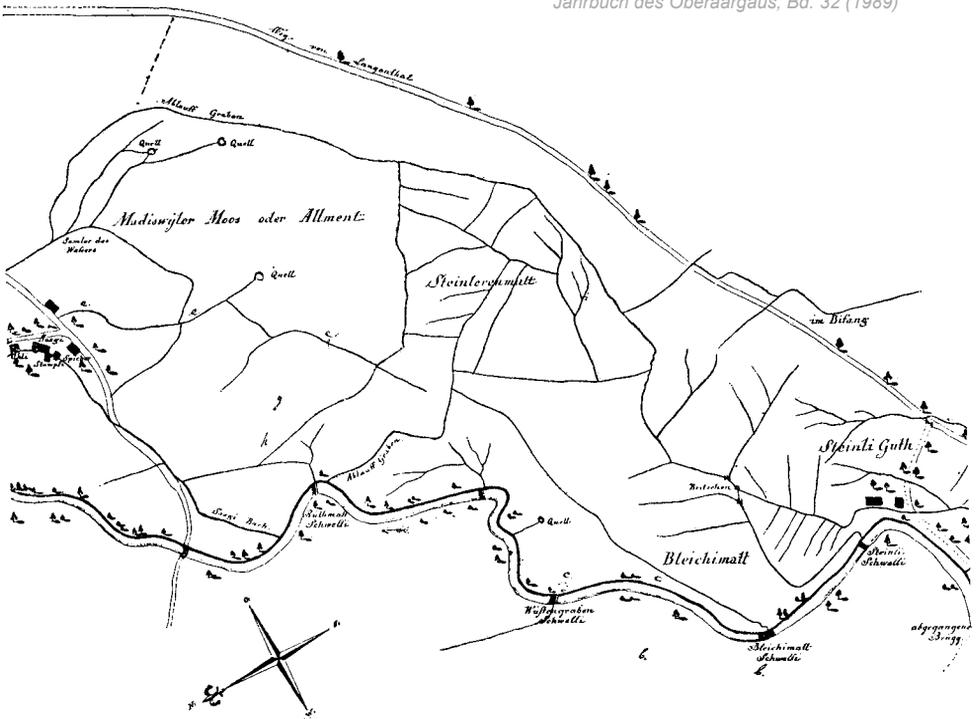


Abb. 14. Madiswiler Wasserplan von J. A. Riediger 1724. Ausschnitt im Masstab zirka 1:10 000 (original zirka 1:3200). Eingetragen als «Quell» einige der damals zahlreichen Grundwasser-Aufstösse, die heute alle versiegt sind. Staatsarchiv Bern, KKK Grosjean Nr. 565 bis. Aus Flatt 1969

Grundwasserspiegel sank in kurzer Zeit um runde 10 m ab, zudem wurden seine Schwankungen stärker.

Das Grundwasser wird durch die Wässerungen stark und in kurzer Zeit beeinflusst. Das *Sickervermögen* von Mattenböden ist erstaunlich hoch, die gemessenen Werte betragen 1–3 m pro m² und Tag. Den Wässerbauern war dieser Sachverhalt längst selbstverständlich. Der Lotzwiler Fassung wurde bei Tiefständen des Grundwassers durch gezielte spezielle Wässerung in wenigen Stunden auf die Beine geholfen. Die Madiswiler Fassung der Gemeinde Langenthal konnte auf ähnliche Weise bedient werden, sei es indirekt über normale Wässerung oder durch angeordnete Nachhilfe, wobei der Ertrag jeweils von 2000 l/min auf über 3000 l/min anstieg. Im Brunnmatt-Gebiet, Roggwil, ist der starke Wiederaustritt bestimmter, sonst längst versiegter Grundwasserquellen nach Einsetzen der Wässerung in den unteren Langenthaler Wässerungen festzustellen (Löli, Grossmatten).

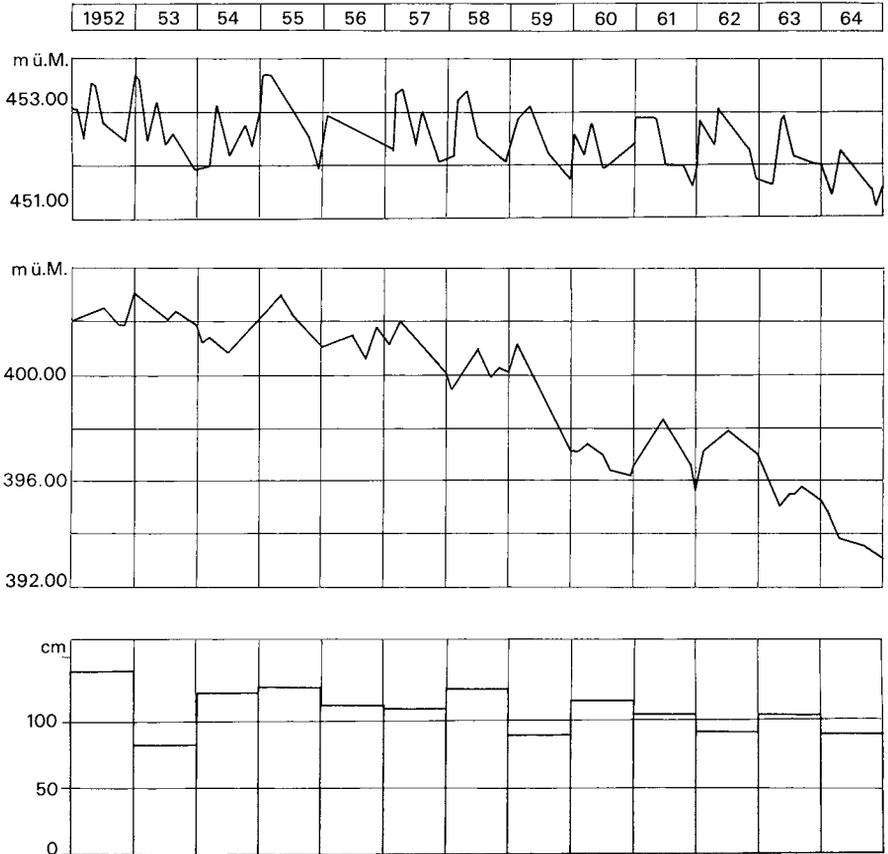


Abb. 15. Entwicklung von Grundwasser-Spiegelständen, deren Absenkung weitgehend durch Wässerrückgang verursacht ist. Oben Hard, Langenthal. Mitte Brüelmatten, Suretal, äusserst starke Absenkung als Folge totaler Auflassung der Wässermatten. (Beachten den verkürzten Höhenmassstab gegenüber Langenthal!) Unten vergleichsweise die Jahressummen des Niederschlags (Gebietsmittel Langetental)

Nach *Leibundgut* (1980) erfolgte im Falle der Detailstudie einer 35tägigen (landwirtschaftlichen) Mattenwässerung in den unteren Langenthaler Wässermatten ein mittlerer Grundwasserspiegelanstieg von 1,4 m und eine entsprechende Grundwasserspeisung von 800 000 m³. Diese Menge von versickertem Wässerrwasser trat an den Terrassenkanten im Raume von Roggwil



Abb. 16. Lotzwil, Wäpimatte. Wässerung und neues Brütschli im Wächli-grabe. Foto Val. Binggeli, 1989

in *Trinkwasserqualität* wieder zutage. Bei einem mittleren Tagesverbrauch Langenthals von 7500 m^3 hätte diese Menge für 53 Tage ausgereicht, wenn wir als nutzbares Grundwasser nur die Hälfte annehmen. Es ist zu beachten, dass es sich um eine gewöhnliche Mattenwässerung handelte, die nicht eigens zum Zwecke der Grundwasseranreicherung tätig wurde. Durch gezielte Wässerungen könnte der Ausnützungskoeffizient gesteigert werden. Zum Studium der halbnatürlichen Grundwasserspeisung mittels Wässermatten wurde 1974 ein spezieller Grossversuch in Madiswil angesetzt. Abb. 17 beleuchtet die quantitative Seite: Während des einmonatigen Versuchsbetriebes wurde über eine Rohrleitung Langetenwasser auf die oberhalb der Grundwasserfassung Madiswil (der Gemeinde Langenthal) gelegene Wässermatte gebracht. Wie die Aufzeichnung in der Mitte zeigt, reagierte der

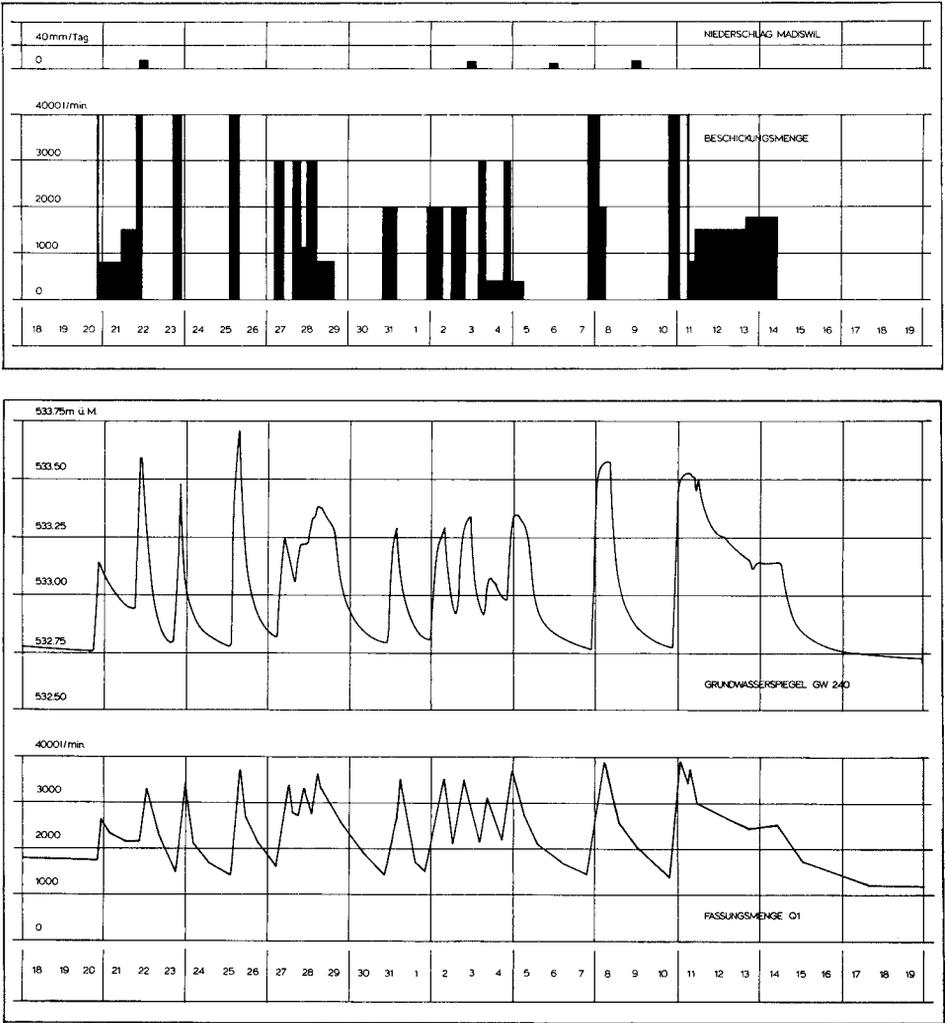


Abb. 17. Madiswil, Steinlematte. Versuch August/September 1974 zur Abklärung der halb-natürlichen Grundwasseranreicherung mittels Mattenwässerung. Oben Tagesniederschlag und Beschickungsmenge, d.h. das über Rohrleitung auf die ehemalige Wässerplatte zur Versickerung gebrachte Langetwasser. In der Mitte die Reaktionen des Grundwasserspiegels, wie sie vom Grundwasser-Limnigraph (Pegel in Bohrloch) im Bewässerungsareal registriert wurden. Unten die in der Fassung Madiswil wieder zutage getretenen Wassermengen in Minutenlitern l/min



Abb. 18. Stimmungsbild in den sommerlichen Wässermatten von Rohrbach–Kleindietwil. Brütschli im Hauptgraben der Chäsermatte. Foto Val. Binggeli, 1989

Grundwasserspiegel direkt. Unten ist dargestellt, dass von der mittleren versickerten Menge von 1350 l/min deren 1150 wieder gefasst wurden, was dem hohen Anteil von zirka 80% entspricht. Die Wasserqualität litt in keiner Weise Schaden. Derart bietet die halbnatürliche Grundwasserspeisung mittels Wässermatten Zukunftsmöglichkeiten für die regionale Wasserversorgung.

7. Künftige Entwicklung

Eigenart, ästhetische und ökologische Bedeutung der Wässermatten sind erkannt, ebenso ihre akute Gefährdung. Umstritten ist ihre Schutzwürdigkeit, und weite Kreise fordern Erhaltungs- und Pflegemassnahmen. Wir haben angetönt, dass im Kulturlandschaftswandel der Wässermatten eine neue Phase zu erwarten ist: Einerseits ist bezüglich des Wässerbetriebs ein Tiefstand erreicht, der eine gewisse untere Stabilisierung bedeutet. Zudem wird seitens von Landschaftsschutz- und Grundwasserinteressen versucht, den Wandel zu wenden in Richtung einer begrenzten Reaktivierung. Dazu haben unsere Untersuchungen als Grundlagen bereits Verwendung gefunden (*Leibundgut/Binggeli*, 1971–84).

Ein Wandel findet gegenwärtig auch im *Denken der Menschen* statt: Das Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Landschaft ist im Steigen begriffen, vor allem bei der jungen Generation. Seit Jahren setzen sich verantwortungsvolle Wissenschaftler und Politiker für eine neue Naturbeziehung ein (*Bierhals*, 1984). Aber auch viele Vertreter der vollmechanisierten Landwirtschaft haben sich einen guten Teil vom alten vertrauten Verhältnis zu Natur und Landschaft erhalten; es zeigt sich unter anderem darin, dass über die Auflassung des Wässerbetriebs hinaus das *Landschaftsbild* der Wässermatten weithin bewahrt blieb (Abb. 18).

Wir haben vorstehend sowohl Angaben über den Rückgang der Wässermatten gemacht (Tab. 1), wie *Möglichkeiten des Wiederaufbaus* erörtert. Der Weg einer ganzheitlichen Lösung des Problembereiches Hochwassersanierung (Flusskorrektur) – Wässermattenschutz – Grundwasserschutz wurde von *Leibundgut* (1980) aufgezeigt. Er betont die Zentralstellung der Wässermatten und postuliert, dass die Summe ihrer mehrfachen Extensivnutzungen einer *Intensivnutzung* gleichkommt.

Eine Reihe planerischer und landschaftsschützerischer Vorkehren ist bereits getroffen worden. Auf *Gemeindeebene* wurden die Wässermatten fast

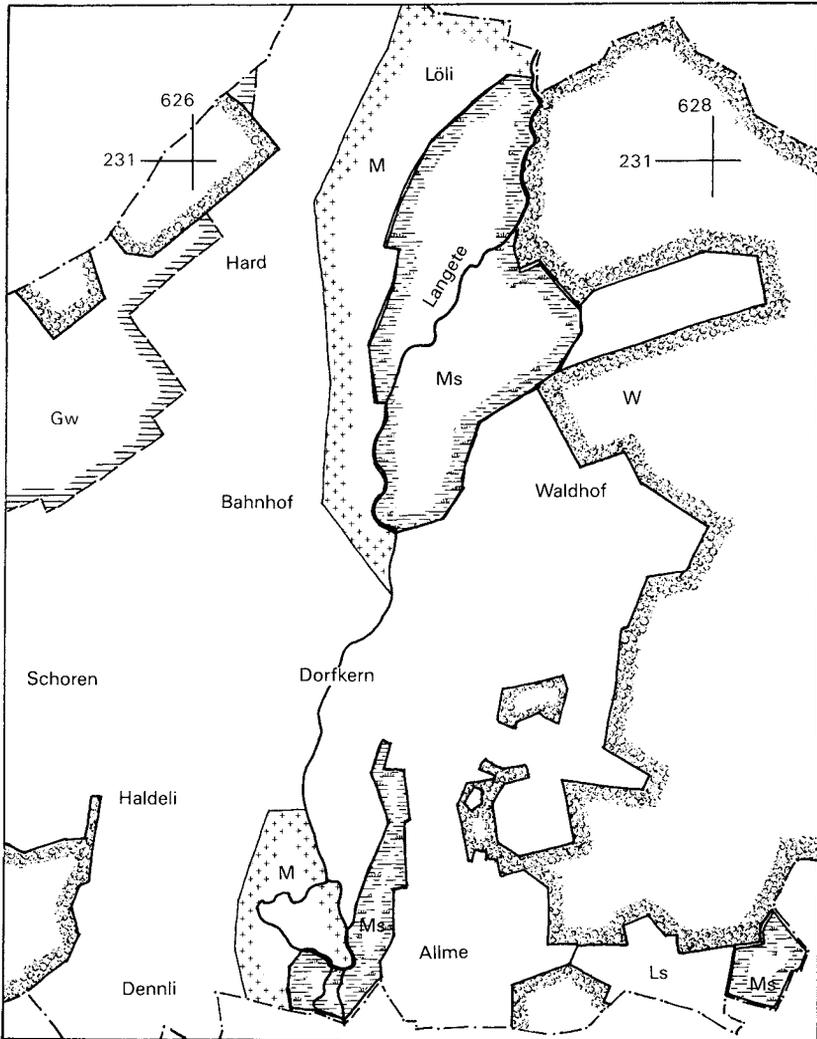


Abb. 19. Langenthal. Wassermattenschutz im Zonenplan 1984. Original in 1:10000: Gemeindegrenze gestrichelt. Beispiel einer Schutzzone-Ortsplanung. Die Wassermatten sind zum grössten Teil als «Landschaftsschutzgebiete» ausgeschieden (Ms). M: Ehemalige Wassermatten ausserhalb der Schutzzone. Ls: Landschaftsschutzgebiet im allgemeinen. Gw: Grundwasser-Schutzzonen Hard. W: Wald

durchwegs als «Landschaftsschutzgebiete» im Zonenplan ausgeschieden (Beispiel in Abb. 19). Dasselbe gilt für den «Gesamtrichtplan 1980» der Region *Oberaargau*, worin die Wässermatten des Oberaargaus vollumfänglich in der höchsten Schutzwürdigkeitsstufe eingezont sind, und gleiche Erwägungen finden sich auch im «Richtplan 84» des *Kantons Bern*. Schliesslich fanden dieselben Wässermattenareale Aufnahme ins *BLN-Inventar* 1983 als «schützenswerte Landschaft von nationaler Bedeutung» (Objekt Nr. 1312, siehe Abb. 3).

Ausgehend von diesen Grundlagen, erliess der bernische Regierungsrat kürzlich einen entscheidenden Beschluss zum Schutz der Oberaargauer Wässermatten (RRB 15. Mai 1985). Der neue, sehr verdankenswerte *Regierungsratsbeschluss* ersetzt denjenigen von 1975, der noch in «Sollte-Formulierung» gehalten war, und enthält nun konkrete Aufträge zu Schutzmassnahmen, die zu treffen sind; Schaffung von Naturschutz-, Landschaftsschutz- und Grundwasserschutz-Gebieten; dazu Durchführung von wissenschaftlichen Untersuchungen, Perimeterbestimmungen, Erlass von Bewirtschaftungs- und Pflegevorschriften, Regelung von Entschädigungsfragen und Abschluss von Dienstbarkeiten, Sicherung und Verteilung der Finanzierung und Schaffung einer regionalen Trägerschaft, wohl in Form einer Stiftung, die «mit dem Vollzug der Schutzmassnahmen und der Aufsicht über die Wässermatten betreuert wird».

Erste Vorarbeiten zur Schaffung einer *Wässermatten-Stiftung* sind in der Region bereits in Gang gekommen. Es werden entsprechend dem regierungsrätlichen Erlass sowohl ethisch-ästhetische Erwägungen wie solche der Wirtschaftlichkeit einbezogen. Wesentliche Bedeutung kommt zurecht den Entschädigungsfragen zu. (In einem Bericht des Bauernsekretariates in Brugg von 1979 sind als Entgelt an die Landwirtschaft Fr. 1117.– pro ha und Jahr errechnet worden, die für den gegebenen Zeitpunkt anzupassen sein werden.) Sowohl für Landschaft wie Wasser bedeutet in den Wässermatten Schutz in entscheidendem Masse auch *Pflege*. Der Bauer als Landschaftsgärtner ist in der Kulturlandschaft weiterhin unerlässlich.

Das Schutzziel für die Wässermatten kann nicht in einer Totalumkehr des bisherigen Kulturlandschaftswandels liegen. Aber in Zusammenarbeit mit allen Interessierten das Machbare eines differenzierten Schutzes gemäss Regierungsratsbeschluss 1985 zu erreichen, ist Auftrag. Es geht um eine Landschaft, für die und in der es sich zu leben lohnt, die nicht nur das Grundwasser speist, sondern auch dem Sinn für Eigenart und Schönheit Nahrung bietet (Abb. 20).



Abb. 20. Lotzwil, Wäspimatte. Das heute selten gewordene Bild einer «nach alter Übung» systematisch betriebenen Wässermatte. Vorbild für die künftige Entwicklung, sowohl bezüglich landschaftlicher Harmonie wie Grundwasserspeisung. Foto V. Binggeli, April 1982

Wir stehen – an der Wende zur Wandlungsphase von Erhaltung und Pflege – in einer doppelten Verantwortung: einerseits gegenüber dem traditionsreichen Kulturlanddenkmal, andererseits gegenüber unsern Nachkommen. Gerade in der empfänglichen Kindheit wird der Charakter des Menschen durch seine nahe Umwelt wesentlich mitgeprägt. So kann denn unser Leitwort von *Georges Grosjean* sinngemäss auch heissen: Mit der Erhaltung harmonischer Landschaft wird beigetragen zur Stärkung unsrer seelischen Substanz.

Quellen, Literatur (Auswahl)

- Festschrift für G. Grosjean: Der Mensch in der Landschaft. Jb. Geogr. Ges. Bern, 55, 1986.
- Aerni, K. 1970: Naturlandschaft und Wandel der Kulturlandschaft im unteren und mittleren Einzugsgebiet der Emme. Geogr. Helv. 25/1.
- Bärtschi, P. 1975: Wässermatten. Entwicklung und Probleme. Dipl. arb. Schw. Landwirtschaftliches Technikum, Zollikofen (Manuskript).
- Bierhals, E. 1984: Naturschutzargumente u. Naturbeziehung. Landsch. u. Stadt 16.
- Bieri, W. 1949: Die Wässermatten von Langenthal. Mitt. Natf. Ges. Bern NF 6. – 1975: Wässermatten-Reminiszenzen, Jahrb. Oberaargau.
- Binggeli, V. 1962: Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau. OJB. – 1974: Hydrol. Studien im zentralschw. Alpenvorland, bes. im Gebiet der Langete. Beitr. Geol. Schweiz. Hydrol. 22. Bern. – 1974a (mit Leibundgut, Chr.). – 1983: Geografie des Oberaargaus. Sonderbd. 3, OJB. – 1984: Kulturlandschaftswandel und Grundwasserprobleme in einem Bewässerungsgebiet des Mittellandes. Mitt. Natf. Ges. Bern NF 41.
- BLN, 1983: Bundesinventar der Landschaften v. nat. Bedeutung. EDMZ Bern.
- Flatt, K. H. 1969: Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Sonderbd. 1, OJB.
- Geiser, K. 1925: Rohrbach. Neuj. bl. Lit. Ges. Bern NF 3.
- Grosjean, G. 1960: Kantonaler Plan- und Kartenkatalog (KKK). Bern 1961: Landschaft in Gefahr. Unsere Verantwortung für die Zukunft. Jahrb. Thuner- und Brienersee.
- Grundbuchpläne 1891 in 1:1000. Ing.-Büro Gerh. Hefermehl, Langenthal.
- Hochwasserverband 1982: Projekt zum Hochwasserschutz im untern Langetental.
- Indermühle, R. 1970: Bot. Beschreibung d. Wässermatten v. Langenthal. Uni Bern.
- Lanz, H. 1970: Die Vogelwelt der Wässermatten. Jahrb. Oberaargau.
- Leibundgut, Chr. 1970: Die Wässermatten des Oberaargaus. OJB. – 1974: Halbnatürliche Grundwasseranreicherung. Schw. Bauzeitung. – 1976: Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus und zur hydrol. Bedeutung des landw. Bewässerungssystems im Langetental. Beitr. Geol. Schweiz, Hydrol. 23. Bern. – 1976a: Grundwasseranreicherung mittels Mattenwässerung im RPVO, Langenthal. – 1980: Wässermatten u. Grundwasserspeisung, OJB. – 1981: Tracerhydrol. Untersuchungen im Langetental. Steir. Beitr. Hydrogeol. – 1981: Hydrol. Folgen einer Nutzungsänd. a. Beisp. d. Langetentals. Freib. Geogr. Mitt. 1. – 1987: Erhaltung und Wiederherstellung der Wässermatten – Kulturlandschaft im Langetental. OJB.
- Meyer, J. R. 1961: Kleine Geschichte Langenthals. Forschungsstiftung Langenthal.
- Planungsverband Region Oberaargau 1976: Hochwasserschutz und Trinkwasserversorgung im untern Langetental. Generelles Projekt X 76 Langenthal.
- Salzmann, R. 1956: Unters. über Ertragsfähigkeit d. Wässermatten. Ber. Schw. Bot. Ges.
- WEA Wasser- und Energiewirtschaftsamt des Kts. Bern 1984: Grundlagen für Schutz u. Bewirtschaftung des Grundwassers im Kt. Bern. Hydrologie Langenthal.
- Zollinger, K. 1906: Das Wasserrecht der Langete. Diss. Uni Bern.
- Zurbuchen, M. 1977/1985: Kurvenpläne des Langetentals 1:2000. Uni Bern.

DAS LAND AM NAPF UM DIE JAHRHUNDERTWENDE

Die Niklaus-Leuenberger-Denkmäler
im Emmental und Oberaargau

JÜRIG RETTENMUND

1. An der Denkmalseinweihung in Huttwil – Überblick über die Bewegung

Sonntag, 26. Juli 1903. Es ist ein Festtag, wie man ihn sich im Traum nicht besser ausmalen könnte: Heiss brennt die Sommersonne auf den Brunnenplatz und die Dächer der Huttwiler Städtlihäuser. Strahlend blau und wolkenlos wölbt sich der Himmel darüber. Kopf an Kopf steht die sonntäglich gekleidete Menschenmenge auf dem Platz und in der Hintergasse und füllt diese bis in den letzten Winkel. Halbleinen und Bernertrachten dominieren. Dreitausend Personen dürften es sein. Alle Blicke konzentrieren sich auf die Terrasse unter dem mächtigen Kirchturm, wo das Rednerpult aufgestellt ist.

«Es geht hier», ruft der Referent, Nationalrat Jakob Freiburghaus, der Präsident der Ökonomisch-Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, in die Runde, «nicht darum, bloss Niklaus Leuenberger zu ehren, sondern die ganze damalige Bauernbewegung. Deshalb wird bei der Errichtung der Gedenkzeichen nicht bloss Leuenbergers Geburtsort Rüderswil berücksichtigt, sondern auch Huttwil, wo am 14. Mai 1653 der grosse Bauernschwur stattfand, Herzogenbuchsee, auf dessen Kirchhof der letzte verzweifelte Kampf geschlagen wurde, sowie Langnau und Sumiswald mit ihren Bauernversammlungen.» Bei diesen Worten mögen manche Blicke abgeschweift sein auf die frisch angebrachte Granittafel an der Kirchenterrasse, zu deren Seiten die beiden historischen Bauernhelden Niklaus Leuenberger und Christian Schibi hoch zu Ross Wache halten. Die Tafel trägt die Inschrift «1903. Zum Andenken an den Bundesschwur der Bauern unter dem Obmann Klaus Leuenberger. 14. Mai 1653».

Inzwischen ist der Redner auf die Ursachen des Bauernkrieges zu sprechen gekommen: «Was die Bauern, welche 1653 hier zusammenkamen, verlangten, das war nichts Unbilliges, sie wollten nur Recht und Gerechtigkeit. Sie wollten den Treubruch der Regierung nicht hinnehmen, auch wenn sie

schliesslich unterlagen. Erst nach Jahrhunderten, 1798, entrang eine fremde Macht den Gnädigen Herren die Gewalt. Heute ist die Knechtschaft der Bauern verschwunden. Von einem missachteten Stand ist der Bauernstand zu einem geachteten emporgestiegen, und er muss heute im Staate als gleichwertiger und gleichberechtigter Stand angesehen und behandelt werden, sei es mit oder selbst ohne ausdrückliche Zustimmung gewisser anderer Stände oder gewisser politischer oder magistraler Grössen! Doch wenn wir Bauern uns unserer Stärke und unserer Macht wohl bewusst sind, so wollen und dürfen wir doch nicht unsere Pflichten als Staatsbürger vergessen.» Damit kommt Nationalrat Freiburghaus auf die Bedeutung des Wehrwesens und die Schiessstätigkeit zu sprechen und stellt damit den Bezug her zum Ehr- und Freischiessen, das Huttwil bereits seit dem Vortag im Banne hält, und noch bis zum nächsten Mittwoch halten wird. Der Schiessbetrieb im neuen Schützenhaus im Rüttistalden ist lediglich für die feierliche Denkmals- einweihung unterbrochen worden.

Während diesen Worten sind vielleicht im einen oder anderen Zuhörer die Bilder der vorangegangenen halben Stunde nochmals aufgetaucht: Wie sich um elf Uhr am Bahnhof der Festzug gesammelt und in der vorgesehenen Reihenfolge aufgestellt hat, um dann durch die Bahnhofstrasse dem Brunnenplatz entgegenzuziehen: Zuvorderst die Kadetten in ihren Uniformen. Dann eine Gruppe in den farbigen Gewändern des 17. Jahrhunderts: Niklaus Leuenberger und Christian Schibi hoch zu Ross, begleitet von einer Anzahl Bauernkrieger. Dann die Stadtmusik, die Fähnriche der Huttwiler Vereine, die Ehrengäste und Komiteemitglieder, Männer- und Gemischter Chor, die strammen Turner, die Musikgesellschaft Zell, eine zweite historische Gruppe mit Tell und Tellknabe, die Schützen, und schliesslich als Abschluss die Teilnehmer des militärischen Vorunterrichts und die weiteren Festbesucher.

Inzwischen hat der Redner vorn auf dem Podium seine Ausführungen beendet und das Denkmal zu seiner Seite in die Obhut der Gemeinde Huttwil übergeben. Nach einem Lied des Gemischten Chores und einem Musikvortrag dankt Gemeindepräsident und alt Grossrat Gottfried Scheidegger für das neue Denkmal und kommt dann seinerseits auf die Ereignisse des Bauernkrieges zu sprechen: «Am 5. März 1798 sind die «Rebellanten» Leuenberger und seine braven Genossen rehabilitiert worden. An jenem Tage hat eine fremde Nation mit den «Gnädigen Herren» von Bern blutige Abrechnung gehalten. Heute haben wir ein demokratisches Staatswesen in Kanton und Bund, wie es wohl jene aufständischen Bauern sich nicht haben träumen



Das Niklaus-Leuenberger-Denkmal in Huttwil an seinem ursprünglichen Standort bei der Kirche. Bild: Nyffeler-Chronik, 1915

lassen. Dankbar wollen wir dies anerkennen und jene Männer als Vorkämpfer der Demokratie betrachten. Damit erwächst uns aber auch die ernste Pflicht, am Ausbau unserer demokratischen Einrichtungen konsequent und entschlossen weiterzuarbeiten. Noch ist vieles zu tun. Noch sind die sozialen Abstände in der menschlichen Gesellschaft zu gross. Aber sie werden von Jahr zu Jahr kleiner. Kämpfen wir dafür, dass diese Kluft immer kleiner wird, nicht mit dem Entlebucher ‹Trüffel›, wie damals, sondern mit der modernen Waffe, dem Stimmzettel; sorgen wir dafür, dass nicht Willkür und auch nicht Bürokratie herrschen, sondern dass in Wahrheit das Volk sich selbst regiert.»

Bräusender Beifall hebt nach diesen Worten an, und dann erschallt aus allen Kehlen das Lied «Oh mein Heimatland, oh mein Vaterland» von Gottfried Keller, bevor sich der Zug Richtung Festhütte in Bewegung setzt, wo das Festbankett aufgetischt wird.¹

Wir haben eben der Einweihung des Denkmals zur Erinnerung an den Bauernführer Niklaus Leuenberger und den Bundesschwur der Bauern vom 12. Mai 1653 vor der Kirche in Huttwil beigewohnt. Es stand dort, bis es 1921 in den Städtlipark versetzt wurde. Wenn wir der Bewegung, die 1903 zur Errichtung dieses Denkmals und weiterer Erinnerungsstätten in Rüderswil, Sumiswald und Herzogenbuchsee führte, nachspüren wollen, müssen wir von jenem hochsommerlichen Festtag auf dem Brunnenplatz in Huttwil knapp fünf Jahre zurückblenden: Im Leitartikel des «Schweizer Bauer» vom 13. Dezember 1898 mit dem Titel «Eine Ehrenschild, die noch abzutragen ist» war dazu aufgerufen worden, dem Bauernführer im Bauernkrieg von 1653, Niklaus Leuenberger vom Schönholz in der Gemeinde Rüderswil, ein würdiges Denkmal zu setzen. Damit sollte das negative Bild von ihm, das durch die bald 250jährige obrigkeitliche Geschichtsschreibung geprägt war, korrigiert werden. Der Leitartikel ist nicht signiert, wir dürfen dahinter aber den damaligen Redaktor des «Schweizer Bauer», Gottfried Flückiger aus Oberburg, vermuten.

Obschon sich der Autor für seinen Vorstoss selbst keine grossen Chancen ausrechnete, löste er damit eine wahre Welle der Begeisterung aus. Die Delegierten der Herausgeberin des «Schweizer Bauer», die Ökonomisch-Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern (OGG), beschlossen an ihrer Versammlung, die nur eine Woche später stattfand, ihren Vorstand zu beauftragen, für die nächste Delegiertenversammlung genauere Vorschläge zu unterbreiten.

In der Folge entwickelte sich, wie aus den Zeitungen «Schweizer Bauer», «Emmentaler Blatt» und «Unter-Emmentaler» herausgelesen werden kann, eine zum Teil mit sehr viel Engagement geführte Diskussion über die beste Art und Grösse des Denkmals sowie über den geeignetsten Platz. Als Standorte waren Rüderswil (Geburts- und Wohnort Leuenbergers), Langnau (Ort der ersten Bauernlandsgemeinde am 20. Mai 1641), Sumiswald (Ort, wo am 23. April 1653 der Bundesbrief verfasst und der Obmann gewählt wurde), Huttwil (Ort des Bundesschwures am 12. Mai 1653) sowie Herzogenbuchsee (Ort des letzten Gefechts am 8. Juni 1653) im Gespräch. In Huttwil und Langnau bildeten sich eigene Ortskomitees, die die Denkmalbestrebungen unterstützen und die Gedenkstätte natürlich der eigenen Ortschaft sichern sollten. Diese lokalen Sonderzügelein wurden nicht überall mit Begeisterung aufgenommen. Auch im Entlebuch waren Bestrebungen im Gang, dem dortigen Bauernführer Christian Schibi ein Denkmal zu setzen.



Am Sonntag, 26. Juli 1903, wurde vor der Kirche in Huttwil eine Gedenktafel an Niklaus Leuenberger und den Bundesschwur der Bauern vom 12. Mai 1653 feierlich eingeweiht. Bild: Archiv Beat Lanz

Der Vorstand der OGG bestimmte am 2. März 1899 ein 25köpfiges Komitee unter dem Präsidium seines Präsidenten, Nationalrat Jakob Freiburghaus. Diesem gehörten auch Vertreter sämtlicher in Frage kommenden Orte an. An seiner ersten Sitzung fasste diese Kommission den Grundsatzentscheid, es solle kein Prunkmonument erstellt werden, sondern, dem einfachen Charakter des Bauernvolkes entsprechend, ein schlichter Obelisk mit einem Relief. Zur Abklärung der weiteren Fragen teilte sich das Komitee in drei Gruppen auf: Eine sollte sich mit der Platzfrage befassen, eine mit der Finanzierung und die dritte mit den künstlerischen Aspekten.

Am 19. Januar 1900 wurde mit einer historischen Sondernummer zum «Schweizer Bauer» die Mittelbeschaffung für das Denkmal begonnen. Das Finanzkomitee, das am 25. Januar in Sumiswald tagte, rief die Gemeinden auf, öffentliche Kollekten durchzuführen und die «Sache» durch Vorträge zu fördern. Ferner wurde eine wissenschaftliche Broschüre in Aussicht gestellt, die die Fehler der zeitgenössischen Autoren des 17. Jahrhunderts und ihrer Nachfolger richtigstellen sollte. Das Huttwiler Komitee unterstützte die Sammlung mit einer Ansichtskarte, die den Huttwiler Bundesschwur nach dem bekannten Stich von Disteli darstellte. Man hoffte auf den damals von vielen gepflegten «Ansichtskartensport» und wollte auch Minderbemittelten eine Gelegenheit geben, etwas zum Denkmal beizutragen. Die Sammlung brachte schliesslich, inklusive eines Beitrages der OGG, die stolze Summe von rund zehntausend Franken zusammen.

Am 27. November 1900 entschied das zuständige Komitee die Platzfrage: Das Hauptdenkmal soll in Rüderswil errichtet werden. In den anderen Ortschaften sollten «historische Wahrzeichen» in Form von Marmortafeln mit Inschriften oder Gedenksteinen errichtet werden. Die betreffenden Gemeinden wurden aufgerufen, den Beitrag der OGG durch eigene Anstrengungen zu erhöhen.

Der Entscheid des Platzkomitees war bereits in einer Einsendung im «Schweizer Bauer» vom 30. Januar 1900 in dieser Form angeregt worden. Nun begrüusste ihn der «Schweizer Bauer» als gute Lösung, während der «Unter-Emmentaler» verlauten liess, man dürfe damit zufrieden sein. Auch das «Emmentaler Blatt» musste zwar zugeben, dass dies die berechtigteste Lösung sei, blieb aber bei seiner bereits früher mehrfach geäusserten Meinung, sie sei zu kleinlich ausgefallen, gelte es doch nicht nur Leuenbergers zu gedenken, sondern der ganzen Bewegung.

Im April konnte die OGG am Dorfeingang von Rüderswil, gegenüber

dem Friedhof, einen Platz für das zukünftige Denkmal erwerben. Mit der Ausarbeitung des Gedenksteines wurden die Bildhauer Karl Alfred Lanz in Paris und Anselmo Laurenti in Bern beauftragt, beides damals angesehene Künstler, die in der Öffentlichkeit vielbeachtete Werke schufen: Von Karl Alfred Lanz stammen zum Beispiel das Reiterstandbild General Dufours in Genf (1884), das Pestalozzidenkmal in Yverdon (1889) oder das Medaillon des Gotthelf-Gedenksteins in Lützelflüh (1889). Wie Anselmo Laurenti schuf er auch verschiedene Bildhauerarbeiten am Bundeshaus. Laurenti, der seit 1870 in Bern ein Bildhaueratelier führte, besorgte daneben die Bildhauerarbeit an praktisch allen öffentlichen Gebäuden in Bern, die von 1870 bis um die Jahrhundertwende entstanden sind. Er wird auch bei den Leuenberger-Gedenksteinen in Sumiswald, Huttwil und Herzogenbuchsee als Schöpfer genannt.

Am 26. August 1902 genehmigte die Denkmalkommission die Pläne von Laurenti und Lanz: für Rüderswil einen rund 5,2 Meter hohen Obelisk aus hellem Granit mit einem Medaillon von Bildhauer Lanz, das das Porträt Leuenbergers, umrahmt von Tannzweigen und einer zersprengten Kette, darstellt. Bereits am 15. Dezember 1902 kamen die fertig behauenen Granitsteine für den Obelisk in Rüderswil an, weil die Steinbrüche in Wassen, von wo sie bezogen wurden, den Winter durch geschlossen wurden. Ende Mai 1903 konnte das Denkmal aufgerichtet werden, und am Sonntag, 7. Juni, fand die feierliche Einweihung statt. Auf rund 10 000 Personen schätzte der «Schweizer Bauer» die Teilnehmer am Umzug und an der Enthüllung; am grossen Bankett sollen laut «Emmentaler Blatt» 1200 Personen teilgenommen haben.

Am Sonntag, 19. Juli, wurde die Gedenktafel in Sumiswald bei regnerischem Wetter eingeweiht. Die Feier, an der der Sumiswalder Arzt und Nationalrat Dr. Adolf Müller namens der OGG und Pfarrer Friedrich Rüetschi namens der Gemeinde das Wort ergriffen, musste deshalb in die Kirche verlegt werden.

Nach Rüderswil, Sumiswald und Huttwil weihte am 15. November 1903 auch noch Herzogenbuchsee seine Gedenktafel an der Seitenmauer der Kirche ein. Auch hier musste die Feier wegen ungünstigem Wetter in der Kirche abgehalten werden. Auf rund 1500 Personen schätzte der «Schweizer Bauer» hier die Teilnehmer am Festakt, an dem OGG-Präsident Jakob Freiburghaus und Gemeindepräsident Moser das Wort ergriffen. Am gleichen Tag wie in Huttwil wurde auf dem Dorfplatz von Escholzmatt ein Gedenkstein für die

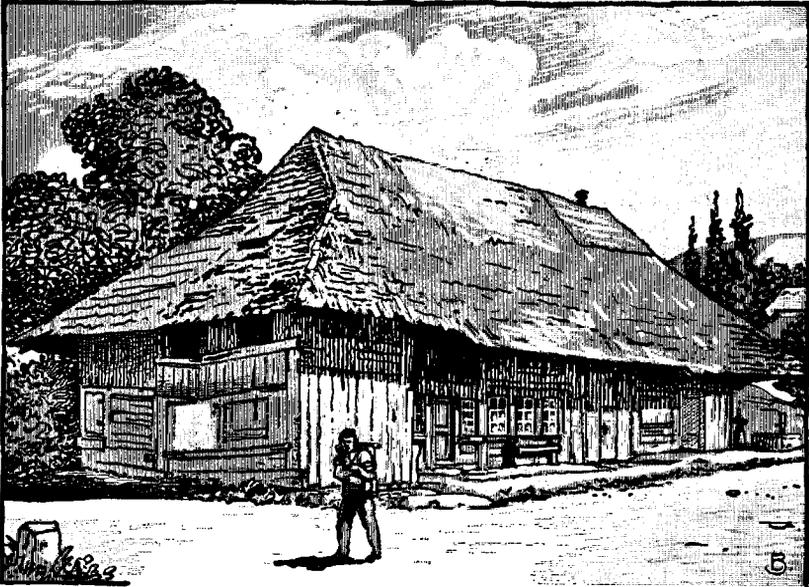
Entlebucher Bauernführer Christian Schibi und Hans Emmenegger eingeweiht. Dagegen scheint in Langnau kein Denkmal errichtet worden zu sein. Ein Projekt für eine farbig bemalte Holztafel am Chüechlihuus, das im «Emmentaler Blatt» vorgestellt wurde, scheint nie realisiert worden zu sein. Der Stein, der heute bei der Kirche steht, gehört nicht in jene Zeit. Ebenso erging es wohl dem Vorhaben, im Schloss Trachselwald – wo Niklaus Leuenberger gefangen gehalten worden war, bevor man ihn nach Bern brachte und hinrichtete – eine Gedenktafel anzubringen.

Soviel zur Entstehungsgeschichte der Leuenberger-Denkmäler. Doch warum begann man gerade in jener Zeit, den Bauernführer und den Bauernkrieg wieder zu entdecken? Warum wurden ihnen gerade damals die ersten Denkmäler errichtet? Diesen Fragen wollen wir in den folgenden Kapiteln anhand von Beispielen aus dem Amt Trachselwald nachgehen.

*2. Nach 20 Jahren wieder einmal in Huttwil –
Die Ortschaft hat sich gewandelt*

Stiebend und fauchend zieht der schwarze Huttwiler Choli seine Wagen dem eisernen Schienenstrang entlang durchs obere Langetental. Rohrbach hinter sich lassend, strebt er Huttwil zu, eine breite Dampfahne hinter sich herziehend. In einem der Wagen dahinter sitzt Jakob G. Beim Blick durch das Fenster staunt er immer wieder, wie rasch er sich seinem alten Heimatstädtchen nähert. Zur Beerdigung eines lieben Verwandten kommt er nach Huttwil zurück, das er seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hat. Noch keine vierzig Minuten sind vergangen, während man doch früher mit der gemächlich dahinzottelnden Postkutsche das Tal hinauf volle zwei Stunden rechnen musste, um von Langenthal nach Huttwil zu gelangen. In der umgekehrten Richtung, abwärts, schafften die Pferde die gleiche Strecke immerhin in ein-dreiviertel Stunden.

Bereits tauchen links die Häuser der Häbern auf, und aus dem kleinen Wäldchen an der Langeten grüsst rechts das Häbernbad herüber. Jakob G. beginnt es zu heimeln. Noch um den nächsten Hügel herum, dann muss der zwiebelgekrönte Huttwiler Kirchturm bereits in Sicht gelangen. Nimmt Jakob wohl vor sich den hohen Damm wahr, auf dem nun der Zug das Tal der Langeten überquert? Jetzt jedenfalls muss das alte schiefe Kehrhüsli in Sicht kommen und dann der Säuplatz mit dem Wegweiser, dessen Hand gegen



Wo früher nur einzelne Häuser wie das Nauelhüsli standen (oben), war fünfzehn Jahre nach dem Bau der Bahnlinie nach Langenthal die städtische Bahnhofstrasse herangewachsen (unten). Bilder: Nyffeler-Chronik 1915, Archiv Beat Lanz



Schwarzenbach und Dürrenroth zeigt. Jakobs Blick schweift auch gegen die Schlüecht, und er fragt sich, ob der Birnbaum dort wohl noch stehe, dessen frühe Früchte er mit seinen Kameraden regelmässig plünderte.

Da hält der Choli unvermittelt an. Ist ihm wohl der Atem ausgegangen? «Huttwil, alles aussteigen!», verkündet die Stimme des Kondukteurs. «Aber das ist ja gar nicht mein altes Huttu!», ruft Jakob ganz betroffen aus. «Nein», antwortet man ihm, «das ist nun das neue Huttwil.»

Und wahrhaftig, als Jakob G. ausgestiegen ist, da ist alles ganz anders als früher. An der Bahnhofstrasse, wo früher der Säuplatz war und daneben das Siechenhaus am stotzigen Rain gegen die Langeten stand, findet er nun eine ganz neue Welt. Kopfschüttelnd geht Jakob G. weiter. Jetzt muss rechts das Nauelhüsli auftauchen. Doch umsonst sucht und sucht er und reibt sich die Augen. Palast reiht sich da an Palast, alles schmucke Neubauten. Ein paar Jahre später hätte Jakob G. am gleichen Ort noch viel mehr Grund zum Staunen gehabt, denn dort wo jetzt noch eine Lücke klafft, sollte bis 1907 jene städtische Häuserzeile entstehen, die den linken Strassenrand seither säumt. Siebzehn Fenster, alle von halbrunden oder dreieckigen Giebeln gekrönt, hätte er dann im ersten Stock zählen können, alle unter einem Dach.

Erst ein Blick zwischen den neuen Häusern hindurch bringt ihm wieder die Gewissheit, am richtigen Ort zu sein: Die Grundform der Gegend ist noch die gleiche. Dort drüben grüsst die Hohle, wo sich die Huttwiler Knaben mit den Gondiswilern einst eine Schlacht lieferten. Vor seinen Augen steigt wieder auf, wie die Huttwiler die Gondiswiler bis über den Berg in diese hohle Gasse gelockt hatten, und wie sie sich danach tüchtig verhauten. Sogar Blut war geflossen. Jakob wenigstens hatte ein Loch im Kopf von einem unverschämten Steinwurf. «Besser als in den Hosen», hatte Jakobs Mutter getröstet, «denn am Kopfe wächst es von selber zu!»

Jakobs Blick schweift weiter nach rechts, woher ihm die Linde entgegenlacht und darunter der Thomasboden, wo er oft beim Kartoffelsetzen schwitzte. Daneben erkennt er den Feuerstein, wo er mit seinen Kameraden jeweils das Fasnachtsfeuer anzündete. «Oh, wie haben die gemausten Wedelen und Chriesäste so herrlich gebrannt, trotz dem Brummen der jeweiligen Eigentümer, denen wir ohne zu fragen diesen Tribut genommen», schweiften seine Gedanken wieder in seine Jugendzeit zurück. Ob diese Sitten seither wohl weggefallen sind, fragt er sich, und da beginnt es ihm auch um ihn herum wieder zu heimelen, denn unterdessen ist er ins eigentliche Städtchen

gekommen. Dort, stellt er zufrieden fest, hat sich nicht viel geändert, die Häuser sind die gleichen geblieben, jedoch sauber herausgeputzt.

Doch auch hier herrscht für Jakob ungewohntes, geschäftiges Treiben: die Menschen scheinen kalt und teilnahmslos an ihm vorüberzugehen, und nicht zu ahnen, dass hier ein alter Huttwiler seine Jugendgenossen sucht. Endlich, bei der Beerdigung, findet er im Leichenzug auch die ersten Bekannten seiner Jugendzeit wieder. Später, auf einem Gang durch den Gottesacker, entdeckt er viele Namen, die für ihn das alte vertraute Huttwil bedeuten. Schliesslich trifft er auch noch in der «Brauerei» und im «Hirschen» ein paar alte Bekannte an, mit denen er im goldenen Sonnenschein der alten Erinnerungen schwelgen kann, bis das Bähnlein wieder zur Abfahrt pfeift. Allzusehnell ist ihm dieser Tag in Huttwil vergangen.²

*

So wie Jakob G. mag auch mancher Teilnehmer am Schützenfest oder an der Einweihungsfeier des Leuenbergerdenkmals vom Bahnhof durch die Bahnhofstrasse dem Städtchen zugewandert sein, hin- und hergerissen zwischen vertrauten Flecken im Hintergrund, die manche Erinnerung wieder wach werden liessen, und dem Staunen über die neuen Villen und Häuser entlang der Strasse im Vordergrund. Mit dem Bau der Langenthal-Huttwil-Bahn, am 31. Oktober 1889 eingeweiht, hatte Huttwil nach mehr als zwanzigjährigem Ringen einen Anschluss ans nationale Eisenbahnnetz erhalten. Sechs Jahre später konnte auch die Fortsetzung bis an die Linie Bern-Luzern in Wolhusen in Betrieb genommen werden.

Der Bahnhof, auf dem Gelände des ehemaligen Siechenhausfriedhofs am sogenannten Säuplatz, rund einen halben Kilometer ausserhalb des damals überbauten Städtlikerns errichtet, wirkte sofort als eigentlicher Kristallisationspunkt des Entwicklungsbooms, den die Gemeinde als Folge des Bahnbauwerks erlebte. Wo vorher nur ein paar verstreute Häuser gestanden waren, entstand nun innerhalb weniger Jahrzehnte entlang der Bahnhofstrasse jenes neue Huttwil, das wir mit Jakob G. kennengelernt haben.

Das Baugewerbe, aber auch die anderen Gewerbezweige erlebten goldene Zeiten: Auf der jungen Langenthal-Huttwil-Bahn versechsfachten sich zwischen 1890 und 1895 die Brennmaterialtransporte, während sich die beförderten Güter der Metallindustrie und der Gerberei im gleichen Zeitraum verdreifachten. 1901/02 wurde an der Langenthalstrasse die Schnapsbren-

neri gebaut, die 1910 um eine Mosterei erweitert werden sollte. 1886 und 1898 wurden die beiden ersten Strickereifabriken in Huttwil gebaut. Seit 1897 bestand neben dem bereits 1851 gegründeten Gewerbeverein auch ein Kaufmännischer Verein.

Die Bevölkerungszahl, die nach einer Verdoppelung von 1678 auf 3385 Personen zwischen 1764 und 1846 seit den fünfziger Jahren stagniert hatte, ja zeitweise sogar zurückgegangen war, schnellte zwischen 1880 und 1910 erneut von 3376 auf 4219 Personen hoch. Um die Bahnhofstrasse dem wachsenden Verkehr anzupassen, wurde in den Jahren 1900/01 ein Trottoir gebaut. Bei den Bauarbeiten konnten die Huttwiler im Sommer 1901 eine «grollende und pustende» Dampfwalze im Einsatz beobachten. Dass die moderne Maschine nicht ohne Gefahren war, musste jener 64jährige Mann erfahren, der von einem Fuhrwerk angefahren wurde, dessen Pferde wegen dem «Ungetüm» scheuten. Er erlitt dabei einen Schädelbruch.

Von einem anderen neuen Verkehrsmittel machten die Mitglieder des Huttwiler Veloklubs Gebrauch, der am 12. Juni 1901 eine neue Fahne weihen konnte. Verschiedene Touren führten die Huttwiler Zweiradfahrer in die nähere und weitere Umgebung, zum Beispiel im Jahre 1900 über Wolhusen, Entlebuch und Langnau rings um den Napf.

Auf der Uech hatte die Gemeinde bereits 1884/85 eine Turnhalle gebaut. Die steigenden Einwohnerzahlen liessen jedoch auch die Schülerzahlen in die Höhe schnellen und das alte Schulhaus am östlichen Ende der Hintergasse aus allen Nähten platzen. Deshalb wurde 1895 beschlossen, neben der Turnhalle, an dominierender Stelle über dem Städtchen, ein neues Schulhaus zu errichten. Dieses konnte am 31. Oktober 1897 eingeweiht und bezogen werden und setzte fortan einen neuen Akzent im Ortsbild.

An der Sonnegg, gegenüber dem Bahnhof, war im Jahre 1903 auch ein Spital im Entstehen begriffen. Mit diesem Bau, den die Gemeinden Huttwil, Dürrenroth, Eriswil und Wyssachen gemeinsam errichteten, machte sich der östliche Teil des Amtes Trachselwald von dem 1880 in Sumiswald eröffneten Spital unabhängig. Er konnte im November 1903 eingeweiht werden.

1893 waren in Huttwil die ersten 15 Telefonanschlüsse installiert worden, nachdem bereits seit 1861 ein Telegraf für eine rasche Verbindung mit der Aussenwelt gesorgt hatte. Dank der 1890 gegründeten Wasserversorgung verfügten bereits zahlreiche Häuser Huttwils über fliessendes Wasser, so dass dieses nicht mehr Kessel um Kessel vom nächsten Brunnen herbeigeschafft werden musste.

Am 25. März 1901 schloss die Gemeindeversammlung einen Vertrag mit dem Elektrizitätswerk Wynau ab und genehmigte am 20. November darauf das erforderliche Reglement für den Strombezug. Der 25. März werde nicht bloss für Huttwil den Anbruch einer neuen Aera wirtschaftlichen Gedeihens und industrieller Entwicklung im Gefolge haben, sondern werde unter Umständen auch für einen grossen Teil des Unteremmentals von weittragender Bedeutung sein, feierte der «Unter-Emmentaler» den mit 111:0 Stimmen gefassten Entscheid der Huttwiler Stimmbürger. Nach dem Bau der Zulielerleitung durch das Langetental konnten nach Neujahr 1902 die ersten Häuser ans Netz angeschlossen werden. Im August machten die flackernden Petrollampen der Strassenbeleuchtung den neuen elektrischen Birnen Platz, nachdem eine Inbetriebnahme zum Nationalfeiertag am 1. August vorerst gescheitert war. Auch verschiedene Gemeinden der Umgebung schlossen sich darauf, wie der «Unter-Emmentaler» vermutet hatte, dem Netz an: Eriswil noch 1901, Dürrenroth, Rohrbach und Kleindietwil 1903. Auch Ursenbach folgte 1903, nachdem bereits 1902 in der Säge ein privates Werk entstanden war. Auch in der Gemeinde WYSSACHEN wurde im September und Oktober 1902 ein privates Elektrizitätswerk gebaut.

Dies sind nur ein paar Hinweise auf die zahlreichen umwälzenden Neuerungen, die in Huttwil nach dem Eisenbahnbau Einzug hielten und die Ortschaft veränderten. Und am grossen Schützenfest von 1903, in dessen Verlauf das Leuenberger-Denkmal vor der Kirche eingeweiht wurde, buhlten nicht nur die Menagerie Schwarz mit ihren Dressur- und Raubtiernummern sowie «Lamprechts grosse, weltberühmte zoologische Abnormitäten-Ausstellung» um die Gunst des unterhaltungswilligen Publikums. Direktor Dahlmann-Fasol lud die Besucher in sein verdunkeltes Zelt, wo er mit seinem Kinegraphen auf einer grossen Leinwand seine «lebenden Fotografien» ablaufen liess.

3. Eine denkwürdige Gemeindeversammlung in Sumiswald – Die Bahn entzweit Grünen und Sumiswald

Von allen Seiten strömen die Männer aus der Gemeinde dem Primarschulhaus in Sumiswald zu. So zahlreich, dass der Saal noch vor der angesetzten Zeit um ein Uhr nachmittags zum Bersten voll ist und Gemeindepräsident Johann Bigler bekanntgeben muss, die Gemeindeversammlung werde in die

Kirche verlegt, damit auch die immer noch Einlass Begehrenden einen Platz finden können.

Nachdem der Umzug vollzogen und im ehrwürdigen Kirchenraum Ruhe eingekehrt ist, können die Stimmzähler – wegen dem grossen Andrang werden die zwei ständigen um zehn provisorische vermehrt – ihres Amtes walten: 466 Stimmberechtigte zählen sie in den Kirchenbänken. Tatsächlich: so viele hatte man bis dahin noch nie gezählt. Präsident Johann Bigler erklärt die Versammlung als eröffnet und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass die Diskussion trotz der herrschenden Interessengegensätze und der im Vorfeld aufgekommenen Emotionen schon mit Rücksicht auf den Versammlungsort ruhig und sachlich geführt werden möchte. Dann liest der Gemeindeschreiber das einzige Traktandum der ausserordentlichen Versammlung vor: Beschlussfassung über zwei Anträge betreffend die zu erstellende Bahnlinie von Ramsei über Sumiswald nach Huttwil und Wasen (Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn, RSHB). Es wird beschlossen, die beiden Gesuche parallel zu beraten.

Also kann Gemeinderatspräsident Schürch seines Amtes walten. Er stellt die beiden Anträge vor: Aus Grünen ist das Gesuch eingereicht worden, auf einen am 12. Juli 1902 gefassten Beschluss zurückzukommen, und die damals beschlossene Subvention von 200 000 Franken neu dem Bahnprojekt Ritz mit einer einzigen Station in Grünen und einer normalspurigen Strassenbahn von Grünen nach Wasen zukommen zu lassen, wie das auch von der Gründungsgesellschaft der RSHB beantragt worden ist.

Der Antrag aus dem Dorf Sumiswald schlägt der Versammlung vor, beim 1902 gefassten Beschluss zu verbleiben und die 200 000 Franken dem Bahnprojekt Ramsei–Sumiswald–Dorf–Huttwil, mit nur einer Station beim Krankenhaus im Dorf und einer Abzweigung von dort nach Wasen, zuzusprechen.

Die Gründungsgesellschaft habe bei Direktor Löffler von der Tössbahn ein Gutachten für die beiden Projekte in Auftrag gegeben, fährt der Gemeinderatspräsident mit seinen Erläuterungen fort: Ausgehend von der im Einzugsgebiet der geplanten Bahn liegenden Bevölkerung, habe der Experte das zu erwartende Verkehrsaufkommen abzuschätzen versucht. Dabei spiele es eine Rolle, ob an der Linie die landwirtschaftliche Beschäftigung vorherrsche, oder ob mehr oder weniger Industrie vorhanden sei. So rechne man bei einer rein landwirtschaftlichen Bevölkerung mit sechs bis sieben Reisenden pro Anwohner, während bei lebhafter Industrie zehn bis zwölf Reisende ein-

gesetzt werden könnten. Für die Linie Ramsey–Wasen habe Löffler zehn und für die Linie Sumiswald–Dürrenroth–Huttwil acht Fahrten pro Anwohner errechnet. Auf ähnliche Art und Weise habe er für den Güterverkehr 1,6 Tonnen pro Anwohner zwischen Ramsey und Wasen und 1,2 Tonnen zwischen Sumiswald und Huttwil eingesetzt. Für den Transitverkehr sei entscheidend, dass die Güter stets den kürzesten Weg nehmen würden. Die RSHB sei diesbezüglich der Linie via Langnau überlegen und könne demnach damit rechnen, deren Transitverkehr ganz zu erhalten.

Aus all diesen statistischen Zahlen habe der Experte die möglichen Einnahmequellen der zukünftigen Bahnlinie ermittelt, fährt Gemeinderatspräsident Schürch in seinen Erläuterungen fort. Diese seien dann mit den Baukosten und den daraus erwachsenden Zinsen sowie den Betriebskosten in Relation gesetzt worden. Das Ergebnis sei eindeutig gewesen: Nur ein Bahnprojekt, das auf der ganzen Linie die kostengünstigste Variante wähle, könne unter diesen Voraussetzungen lebensfähig sein, und das sei nur das Projekt Ritz mit einer einzigen Station für Sumiswald in der Talebene von Grünen. Deshalb sei eine Mehrheit des Gemeinderates zur Auffassung gelangt, auf den Entscheid der Gemeindeversammlung vom 12. Juli 1902 zurückzukommen und im Sinne des Gesuches aus Grünen die Subvention dem Ritz-Projekt zuzusichern.

Für den Antrag der Gemeinderatsmehrheit engagiert sich nach dem Gemeinderatspräsidenten auch Gemeinderat Wälti, während der nachfolgende Redner, Notar Meister, sich für das Minderheitsprojekt mit der Station im Dorf stark macht. Danach folgen sich die Votanten Schlag auf Schlag. Für das Dorfprojekt spricht noch Gemeinderat Aeschlimann. Ferner melden sich Dr. Wilhelm Müller, Nationalrat Dr. Adolf Müller und Grossrat Johann Haslebacher zu Wort, und auch Gemeinderatspräsident Schürch, Notar Meister und Fürsprecher Oskar Salvisberg mischen sich wieder in die Diskussion ein. Während die eine Seite die Kosten ins Feld führt und vor baulichen Problemen warnt, wenn die Bahnlinie aufs Dorfplateau hinaufgeführt werden sollte, reklamieren die Vertreter der Minderheit, die Bahnlinie dürfe nicht am Dorf vorbeigeführt werden, wo die meisten Gewerbetreibenden und Industriebetriebe ansässig seien.

So wogen die Argumente in lebhafter Debatte hin und her, ganze vier Stunden lang und in erstaunlich sachlicher Atmosphäre, wie sich der Korrespondent des «Unter-Emmentalers» in sein Notizheft schreibt. Endlich wird die Diskussion geschlossen und zur Abstimmung geschritten. 210

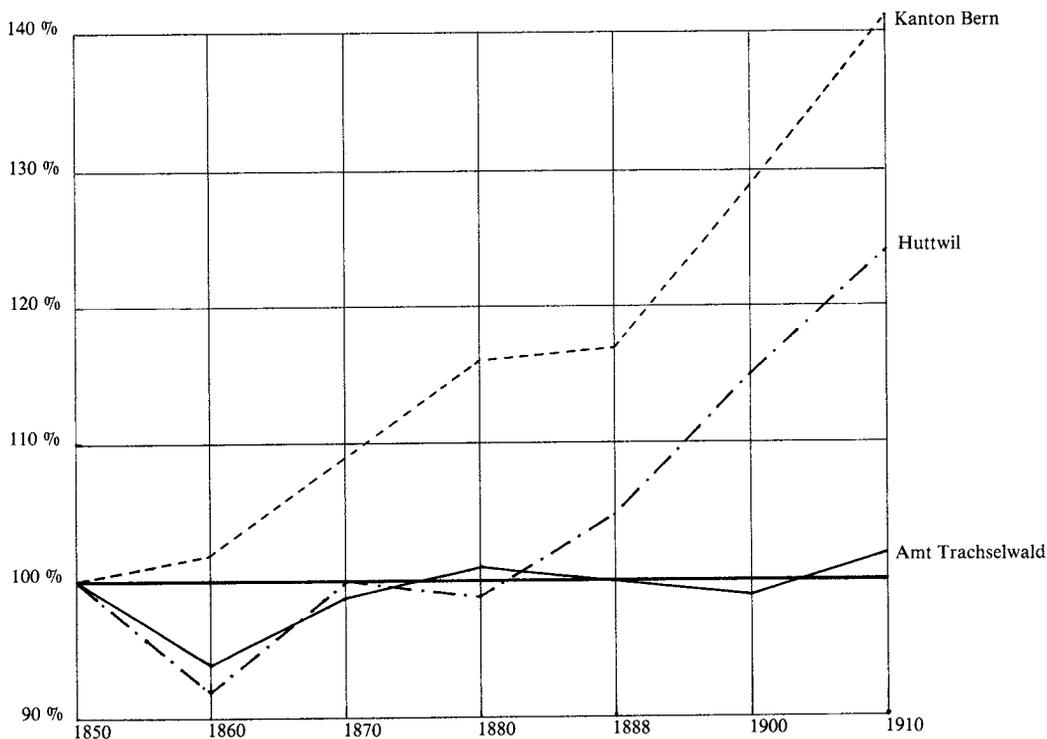
Stimmberechtigte erheben sich beim Mehrheitsantrag des Gemeinderates, 186 beim Minderheitsantrag. Die restlichen 70 werden sich der Stimme enthalten haben, oder dann ist ihnen die Diskussion zu lang geworden, und sie haben sich aus dem Staub gemacht.³

*

Mit der Gemeindeversammlung vom 17. Oktober 1903, der wir soeben beigewohnt haben, trat das Projekt einer Bahnlinie von Ramsei über Sumiswald nach Huttwil nach Jahrzehnten endlich in eine konkrete Phase. Denn der Kampf von Sumiswald und der anderen Gemeinden des Amtes Trachselwald um ihren Anschluss ans Bahnnetz ist so alt wie derjenige Huttwils. Der Sumiswalder Arzt und Nationalrat Dr. Adolf Müller (er hielt eine der Festansprachen an der Einweihung des Leuenberger-Denkmal in Sumiswald) reiste schon 1858 mit seinem Vater durch das Emmental, um die Gemeinden zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bewegen. In den siebziger Jahren kämpfte das Unteremmental von Huttwil bis Sumiswald gegen Langnau und das Entlebuch um die Linienführung der Eisenbahn zwischen Bern und Luzern. Wortführer dieser Bewegung wurde der Sumiswalder Rechtsanwalt Alfred Scheurer, der spätere Regierungsrat und Vater von Bundesrat Karl Scheurer.

Nachdem der Entscheid zugunsten der Entlebuchlinie gefallen war, erlahmten die Bestrebungen bis Ende der achtziger Jahre. Lediglich Huttwil erreichte 1889 mit der Langenthal-Huttwil-Bahn den Anschluss ans nationale Netz. Auf der westlichen Seite des Amtes führte seit Mai 1881 die Bahn von Burgdorf nach Langnau durch die Ortschaften Rüegsausachen, Lützelflüh und Ramsei. Das innere Amt mit Sumiswald jedoch blieb vorerst unberücksichtigt.

Die Auswirkungen können in den Bevölkerungszahlen der Gemeinden abgelesen werden: Von der ersten Volkszählung im Kanton 1764 bis 1850 hatte das Amt mit dem Bevölkerungswachstum des Gesamtkantons von etwas über 90 Prozent Schritt halten können (Kanton 93,8 Prozent, Amt Trachselwald 91,3 Prozent), obschon es von Gemeinde zu Gemeinde beträchtliche Unterschiede gab: Affoltern 58,8 Prozent bis Rüegsau 138,2 Prozent. Doch während im Kanton die Bevölkerungszahl danach kräftig weiterwuchs und bis 1910 erneut um fast vierzig Prozent zulegte, erlitt das Amt Trachselwald 1860 einen kräftigen Einbruch und konnte danach bis



Die Bevölkerungskurven des Kantons Bern, des Amtes Trachselwald und der Gemeinde Huttwil zwischen 1850 und 1910 zeigen den Einfluss des Bahnbaues auf die Bevölkerungsentwicklung (1850 = 100 Prozent). Grafik: Jürg Rettenmund

1910 lediglich den Stand von 1850 halten. Bloss Huttwil konnte nach dem Bau der Langenthal-Huttwil-Bahn mit der kantonalen Steigerungsrate mithalten (mit Huttwil betrug die Steigerung im Amt 1910 gegenüber 1850 1,8 Prozent, ohne Huttwil resultierte sogar eine Abnahme um 1,9 Prozent). Die Zahlen der einzelnen Gemeinden schwankten zwischen 66,5 Prozent (Wyssachen) und 124,2 Prozent (Huttwil). Dabei war auch der Kanton Bern noch hinter der gesamtschweizerischen Bevölkerungszunahme von 57 Prozent zurückgeblieben.

Diese Zusammenhänge wurden auch von den Zeitgenossen erkannt. Eine Korrespondenz im «Unter-Emmentaler» vom 18. Januar 1901 stellt die Frage, woran es gelegen sei, dass sich die Bevölkerung der Gemeinde Sumis-

wald gemäss dem Resultat der Volkszählung von 1900 innert zehn Jahren um 378 Seelen vermindert habe, und erörtert: «Es wird auch hier der Fall sein, wie an vielen andern Orten – der Zug nach den Städten! Das ist ein Fingerzeig für die Landgemeinden, diesem Zug nach der Stadt so viel als möglich entgegen zu arbeiten, und deshalb sollte man nicht, wie es vielfach in hauptsächlich landwirtschaftlichen Gegenden geschehen ist, der Industrie hemmend entgegenzutreten. Dadurch geht manche Steuerkraft verloren. Landwirtschaft und Industrie müssen miteinander arbeiten zum Wohle des Ganzen. Wir wollen hoffen, unsere Ortschaft werde in Zukunft den Abgang an Bewohnern wieder nachholen, und es ist erfreulich, dass in letzter Zeit die Bautätigkeit reger geworden ist als in früheren Jahren. Es ist nur zu bedauern, dass infolge der Terrainverhältnisse die schon lange in Frage schwebende Eisenbahn-Angelegenheit nicht noch mehr gefördert werden konnte. Manche Sonderinteressen müssen eben zugunsten der Erreichung des Ziels in den Hintergrund treten, und ob nun eine Station vor oder in der Mitte einer Ortschaft angelegt wird, ist wohl nicht das wesentlichste; die Hauptsache ist, dass eine Bahnverbindung zustande kommt.»⁴

Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre wurden auch einige Sumiswalder wieder aktiv. Die nötigen Mittel wurden gesammelt und ein Projekt für eine normalspurige Zweigbahn von Ramsei ausgearbeitet. Am 23. Mai 1890 wurde das Konzessionsgesuch an den Bundesrat eingereicht, das am 10. Januar 1891 um eine Fortsetzung über Dürrenroth nach Huttwil und eine Zweigbahn von Sumiswald nach Wasen erweitert wurde. Auch eine Linienführung über Wasen–Eriswil nach Huttwil mit einem Tunnel unter der Fritzenfluh war zeitweise im Gespräch und wurde natürlich vor allem von der Gemeinde Eriswil propagiert.

Am 26. April 1890 reichten einige Einwohner von Grünen ebenfalls ein Konzessionsgesuch für eine Normalspurbahn Ramsei–Grünen ein. Sumiswald-Dorf und Grünen besaßen fortan ihr eigenes Bahnkomitee. Die langen Verhandlungen zwischen beiden Vertretungen wurden unterbrochen, als ein neues Projekt für eine Bahnverbindung von Bern über Worb und Sumiswald nach Huttwil auftauchte und später wieder aufgegeben wurde. Endlich, am 3. Februar 1894, schlossen die beiden Komitees eine Übereinkunft. Diese sah vor, wenn immer möglich eine gemeinsame Station für beide Ortschaften im Wilermätteli, südwestlich von Wiler, zu erstellen. Diese sollte so angelegt werden, dass eine Weiterführung sowohl nach Huttwil, wie auch nach Wasen eisenbahntechnisch möglich wäre. Sollte die Station Wilermätteli oder eine

der beiden Weiterführungen Schwierigkeiten bereiten, so würde die Hauptstation aufs Dorfplateau von Sumiswald verlegt werden. Dabei sollte die Ortschaft Grünen mit einer Haltestelle mit Güterverkehr entschädigt werden. Daraufhin vereinigten sich die beiden Ortskomitees zum gemeinsamen, 21köpfigen Initiativkomitee Sumiswald-Grünen.

Für dieses Wilermätteli-Projekt wurden in der Folge Pläne erstellt und Kosten errechnet. Dabei stellte sich bald heraus, dass dieser Kompromiss beiden Seiten nicht dienen konnte, da sich das Problem der Zu- und Wegfahrten nicht befriedigend lösen liess. Abermals machte man sich auf die Suche nach Auswegen. Schliesslich wurde das sogenannte D-Projekt mit zwei Stationen, einer in Grünen und einer beim Spital Sumiswald, weiterverfolgt. Die Wasen-Zweiglinie sollte sich in Sumiswald von der Hauptlinie nach Dürrenroth-Huttwil trennen. Auf Anraten der beigezogenen Experten beschloss die Gründungsgesellschaft der Bahn am 21. Juni 1902, den Kostenvoranschlag auf vier Millionen Franken zu erhöhen, und den Finanzierungsplan entsprechend anzupassen. Auch die Gemeindeversammlung von Sumiswald sprach sich am erwähnten 12. Juli für diese Variante aus.

Doch auch nach dieser Kapitalerhöhung stellte sich das D-Projekt als undurchführbar heraus. Die Gründungsgesellschaft beschloss deshalb am 2. März 1903, nur noch ein Projekt mit nur einer Stationsanlage für Sumiswald in Grünen und einem möglichst günstigen Längenprofil weiterzuverfolgen. Bevor jedoch der neue Vorschlag den Gemeinden vorgelegt wurde, beauftragte die Gesellschaft den Direktor der Tösstalbahn, Ingenieur Löffler, diesen auf seine Rentabilität hin zu untersuchen. Auf das Drängen der Vertreter des Dorfes Sumiswald wurden auch deren Projekte in das Gutachten einbezogen.

Im Verlaufe des Frühlings und Sommers wurden bei den Gemeinden die Grundlagen für das Gutachten erhoben, und Ende August lieferte Ingenieur Löffler dasselbe ab. Das Ergebnis war eindeutig: Einzig das sogenannte Projekt Ritz mit einer einzigen Station für Sumiswald in Grünen erwies sich als lebensfähig, während das eine Projekt des Dorfkomitees gar nicht realisierbar war, und für das andere vorhergesagt wurde, dass es nicht rentieren würde. Am 5. September beschloss die Gründungsgesellschaft, ungeachtet des noch ausstehenden Entscheides der Stimmbürger von Sumiswald, das Bahnprojekt mit lediglich einer Station in Grünen voranzutreiben. Einzig die Frage der Zweiglinie nach Wasen sollte noch offengelassen und von einem Beitrag von 200 000 Franken der Gemeinde Sumiswald abhängig gemacht werden.

Nach der denkwürdigen Gemeindeversammlung in Sumiswald, der wir eingangs beigewohnt haben, unterbreitete die Gründungsgesellschaft anfangs November das Bauprojekt und den Finanzierungsvorschlag den Gemeinden. Die Station in Grünen sollte allerdings gegenüber dem ursprünglichen Projekt etwas ostwärts verschoben und dadurch den beiden Dörfern nähergerückt werden. Die Kosten wurden auf 2,8 Millionen Franken veranschlagt. Die Gründungsgesellschaft rief Gemeinden und Private auf, ihre Beiträge noch im Laufe des Monats November zuzusichern, da sie beabsichtige, im Januar 1904 einen Bauleiter anzustellen, damit die Bereinigung der Baupläne zügig an die Hand genommen werden könne.

Wenn der Berichterstatter des «Unter-Emmentalers» nach der sachlich geführten Gemeindeversammlung vom 17. Oktober in Sumiswald allerdings gehofft hatte, der alte Hader sei nun begraben, musste er sich vorläufig eines Bessern belehren lassen: Vorerst focht das Dorfkomitee den GV-Entscheid an – allerdings erfolglos. An der Wahl-Gemeindeversammlung vom 12. Dezember 1903 prallten dann die Fronten noch einmal heftig aufeinander: Bei den Wahlen in den Gemeinderat standen vier Anhänger des Grünenprojektes vier Freunden des Dorfprojektes unversöhnlich gegenüber. Die Stimmbürger jedoch bestätigten ihre am 17. Oktober festgelegte Richtung: Ein Vertreter aus Grünen nach dem anderen wurde gewählt, und im Anschluss an die Wahlen wurde der Gemeinderat beauftragt, den zugesicherten Beitrag an die zu gründende Aktiengesellschaft unverzüglich zu überweisen, damit die Konstituierung nicht weiter verzögert werde. Damit war, nach langen Jahren des Haders und erbitterter Kontroversen, der Weg für die Realisierung der Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn (mit Abzweigung nach Wasen) endgültig geebnet. Am 31. Mai 1908 konnte sie feierlich eingeweiht werden.

4. An der Pflug- und Maschinenprobe in Huttwil – Der Takt der neuen Zeit an der Sonnegg

Von der Tenne des Ökonomiegebäudes von Müller Samuel Scheidegger verbreitet sich ein ungewohnter Lärm über die Huttwiler Sonnegg. Eben ist einer der Brüder Witschi aus Hindelbank daran, das vor dem Tennstor stehende Ungetüm in Gang zu setzen. Zischend entweicht der erste Dampf dem hohen Kaminrohr, während die Kolben in immer schnellerem Takt zu stampfen beginnen und die Räder in Drehung versetzen. Vom Fichtenfeld strö-

men neugierige Zuschauer in Scharen herbei. Ob sich wohl auch Jakob G. unter ihnen befindet? Möglich wäre es, denn seit wir ihn auf seiner Reise nach Huttwil begleitet haben, blenden wir mehr als zwanzig Jahre zurück, ins Jahr 1880, als in Huttwil eine Gewerbeausstellung stattfand. Als Rahmenprogramm ist heute, am 21. August, eine Pflug- und Maschinenprobe auf dem Fiechtenfeld angesagt. Von dort strömen nun die vielen Zuschauer, die wir beobachten, der Sonnegg zu, wo als Höhepunkt des Tages die Dampf-dreschgesellschaft Emmental eine Vorführung organisiert hat.

Vor dem Tennstor, in gerader Richtung gegen die Einfahrt, steht das Lokomobil, die Dampfmaschine, deren Schnauben wir bereits bemerkt haben. Sie komme immer vors Haus zu stehen – wegen der Brandgefahr – im Minimum 7,5 Meter müsse die Entfernung zur Dreschmaschine in der Tenne betragen, jedoch nicht mehr als 15, erklärt einer der Brüder Witschi den herbeigeströmten Zuhörern. Zudem darf das Stroh nie gegen das Lokomobil oder um dasselbe herum getragen werden, warnt er weiter. Beim Eintreten in die Dunkelheit der Tenne entdecken wir auch die Dreschmaschine, die nun über einen langen Riemen vom Lokomobil in Gang gesetzt wird. Links und rechts von ihr sollte wenigstens ein Meter Raum sein, erklärt der Vorführende der ersten Gruppe, die die Maschine von näher zu betrachten beginnt, und um auf der Maschine gehörig arbeiten und die Garben richtig einlegen zu können, müsse die Tenne rund vier Meter hoch sein, wenn nicht der Tennboden abgedeckt werden könne.

Während oben die ersten Ähren eingelegt werden, verweist er auf die dem Lokomobil zugekehrte Seite: Dort sind die Fruchtsäcke befestigt, in welche die gedroschenen Körner aufgefangen werden. Das Stroh dagegen kommt auf der entgegengesetzten Seite aus der Maschine heraus und kann sofort gebunden werden.

Während seine Helfer oben die Maschine weiter füttern und unten das gedroschene Stroh zu Garben binden, erläutert Witschi weitert, Roggen, Weizen, Hafer und Korn sollten in dieser Reihenfolge gedroschen werden. Zudem empfiehlt er denjenigen, die viel Klee oder Gras im Getreide haben, dasselbe bereits beim Breitlegen der Schwaden ausschütteln zu lassen, da es meistens schimmle, wenn es in den Garben belassen werde. Die Mehrarbeit mache sich im grösseren Futterwert bezahlt.

Im ersten Betriebsjahr seien mehrere Unfälle geschehen, weil auch die Rechten mit der Maschine gedroschen worden sei, warnt Witschi seine Zuhörer. Um Unfälle fortan zu vermeiden, müsse das am Schluss Zusammen-

gerechte beiseite genommen und von Hand verarbeitet werden. Schliesslich macht er noch auf eine Vorschrift der Brandversicherung aufmerksam: Das Stroh darf nach dem Dreschen nicht um das Haus herum gelagert werden. Deshalb empfiehlt er den Bauern, ihre Garbenstöcke in der Mitte zu teilen. So könne zuerst die eine Hälfte gedroschen und dann die andere Hälfte in deren leeren Raum gelagert werden. Auf diese Weise müsse nur das halbe Stroh zwischengelagert werden.

Nach dieser eindrücklichen Vorführung dürfte sich Jakob G. mit den anderen Zuhörern in einer Wirtschaft mit einem währschaftigen Mittagessen gestärkt haben. Wenn er dies nicht bereits vorher getan hat, so findet er vielleicht noch Zeit, sich auch in den Räumen der Gewerbeausstellung im «Stadthaus» und im «Mohren» umzusehen, zumindest bei der Gruppe «Maschinen und landwirtschaftliche Geräte» im Parterre des Stadthauses, wo er einen grossen Teil der Maschinen, die er am Morgen an der Pflug- und Maschinenprobe auf dem Fiechtenfeld im Einsatz gesehen hat, nun noch näher unter die Lupe nehmen kann. Zum Beispiel die Pflüge verschiedenster Art von Güdel aus Ursenbach, Liechti und Huggenberger aus Dürrenroth, Schneider aus Kleindietwil, Gerber aus Rohrbach und Graber aus dem Rohrbachgraben. Vielleicht hat er auch die Sämaschine von Horisberger aus Madiswil bestaunt. Den grössten Raum aber nimmt in dieser Abteilung mit 22 Ausstellern die Dreschmaschine von Mechaniker Wächli aus Huttwil ein, die für Hand- oder Göpelbetrieb eingerichtet ist.

Im ersten Stock hat Jakob G. auch noch Gelegenheit, im breiten Sortiment amerikanischer Werkzeuge, von Sägen, Beilen und Äxten über Gabeln, Rechen und Sensen bis zu Hacken herumzustöbern, die die Eisenhandlung Affolter aus Herzogenbuchsee ausgestellt hat. Besonders über die schweren Beile mit ihren eigentümlichen Stielen hört er von links und rechts nur das Beste. Sie seien bedeutend leistungsfähiger als die bisher gewohnten.

Doch unterdessen ist es Zeit geworden, sich in die Kirche zu begeben, wo der Präsident der Gewerbeausstellung, Joseph Zumsteg, das Urteil bekannt gibt, das die Experten der morgendlichen Pflug- und Maschinenprobe gefällt haben, an der dreissig Pflüge sowie verschiedene Pferdehacken, Eggen, Gras- und Getreidemaschinen, Heuwender und anderes mehr vorgeführt worden sind: Eine silberne Medaille erhalten zugesprochen die Landwirtschaftliche Schule Rütli (für einen Pflug von Althaus in Rüderswil), der Schmied Johann Gadliger aus Reisiswil (ebenfalls mit einem Pflug), der Mechaniker J. U. Aebi aus Burgdorf (mit einer Grasmähmaschine) und die Ge-

brüder Witschi aus Hindelbank (mit einem weiteren Pflug). Dreizehn weitere Teilnehmer können Barpreise zwischen fünf und fünfzehn Franken entgegennehmen.

Die Nichtprämierten muntert Grossrat Zumsteg auf, aufs neue Hand an ihre Geräte zu legen und ja nicht zürnend von Huttwil zu scheiden. Nach ihm ergreift Grossrat Ulrich Hess aus Dürrenroth das Wort. Nach einem Dank an den Huttwiler Gewerbeverein, der die Gewerbeausstellung mitsamt der Pflug- und Maschinenprobe organisiert hat, ruft er die anwesenden Landwirte dazu auf, jeden Augenblick zu benutzen, um sich belehren zu lassen, ihre landwirtschaftlichen Geräte zu verbessern und sich namentlich an Proben wie der heutigen zu beteiligen, um da zu vergleichen und das Beste herauszufinden.⁵

*

Mit welchen Gefühlen ist wohl Jakob G., falls er der Vorführung der Dampfdreschmaschine tatsächlich beigewohnt hat, am Abend nach Hause gegangen? Erfüllte ihn der Takt der Dampfmaschine in seinem Glauben an den Fortschritt mit Zuversicht, oder mischte sich etwas Wehmut in seine Stimmung, wenn er an das Klopfen der Dreschflügel dachte, die bisher auf dem Tennsboden den Rhythmus der Zeit bestimmten? In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts tauchten in der schweizerischen Landwirtschaft zahlreiche neue Geräte und Maschinen auf und wurden an den seit 1873 regelmässig stattfindenden schweizerischen und den lokalen Ausstellungen gezeigt: Die Sense begann die Sichel abzulösen, der Heuschlepprechen den alten Holzrechen. Auf den Feldern wurden die ersten Selbsthalterpflüge und Heurechen eingesetzt, in den Tennen die ersten Dreschmaschinen in Betrieb genommen, vorerst noch von Hand oder mit Zugtieren in Bewegung gesetzt, bis die Dampfmaschine Eingang fand. Im Kanton Bern benutzte im Jahr 1905 bereits praktisch die Hälfte der Getreidebau betreibenden Landwirte Dreschmaschinen.

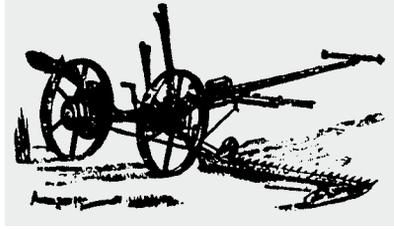
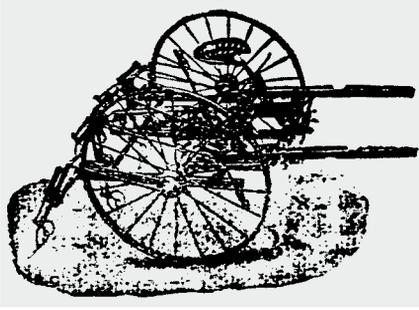
Es war nicht nur Fortschrittsgläubigkeit, die die Schweizer Landwirte veranlasste, Investitionen in neue Maschinen zu tätigen: Die aufstrebende Industrie in den Ballungszentren bot den ländlichen Arbeitskräften eine neue Alternative zum Tagelöhnerdasein. Der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung ging in der Schweiz von 41,9 Prozent im Jahr 1870 auf 31,2 Prozent im Jahr 1900 und 25,8 Prozent 1910 zurück. Im Amt Trachselwald waren 1900 immer noch mehr als die Hälfte der Einwohner in der Land-

wirtschaft tätig: Der Anteil der Urproduktion betrug hier noch 51,2 Prozent.

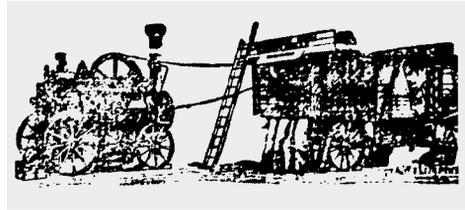
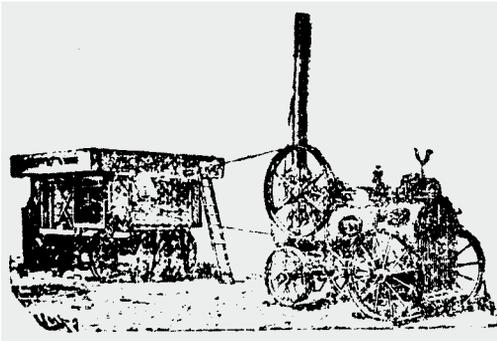
Durch die neuen Eisenbahn- und Dampfschifflinien geriet die Getreideproduktion in der Schweiz seit den siebziger Jahren unter den Druck billiger Importe aus den grossen Kornkammern der Welt, während die Milchproduktion durch die Käsefabrikation und zunehmend auch die Milchsiedereien, die Kondensmilch herstellten, einen weiteren Aufschwung erlebte, der nur durch einen heftigen Preissturz in den späten achtziger Jahren vorübergehend gebremst wurde. Dies spiegelt sich auch in den Anbauverhältnissen im Amt Trachselwald: Während die Fläche für Getreide, Hackfrüchte, übrige Kulturpflanzen und Wiesen (ohne Weiden und Alpen) zwischen 1885 und 1904 weitgehend konstant blieb, wurde der Kunstfutteranbau (Klee, Luzerne, Esparsette und andere) von 4754,8 auf 6197,7 Hektaren ausgedehnt, womit sich der Anteil an der Kulturlandfläche von 45,8 auf 51,9 Prozent erhöhte. Der Kunstfutteranbau war damit auch weitgehend für die Urbarmachung der 1571,2 Hektaren verantwortlich, um die die Kulturlandfläche im Amt in dieser Zeit zunahm. Dies bedeutete immerhin eine Steigerung von 15,1 Prozent.

Damit wurde im Amt Trachselwald verhältnismässig ungleich mehr Land neu für die Landwirtschaft gewonnen als im gesamten Kanton, wo das Kulturland in diesem Zeitraum lediglich um 1,2 Prozent zunahm. Dies bestätigt die Feststellung, die Hans Brugger in seinem Werk über die schweizerische Landwirtschaft zwischen 1850 und 1914 macht, dass sich die Landwirtschaft nämlich in dieser Zeit mehr und mehr in jenen Randgebieten der Schweiz konzentrierte, wo ihr Anteil an der Bevölkerung noch nicht unter fünfzig Prozent gesunken war.

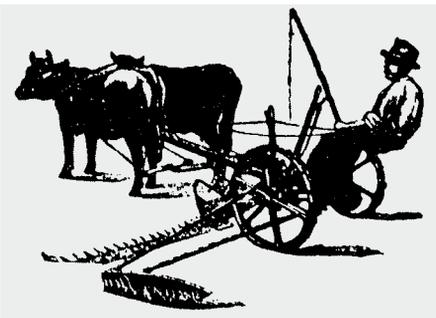
Dieses Bild wird durch einen Blick auf die Ergebnisse der Viehzählungen bestätigt: Während die Zahl des Rindviehs in der Schweiz zwischen 1866 und 1911 um 45,3 Prozent zunahm und im Kanton Bern um 62,2 Prozent, stieg sie im Amt Trachselwald um 83,9 Prozent. Noch deutlicher sind die Zahlen bei den Schweinen, die hauptsächlich zur Verwertung der in den Käsereien anfallenden Schotte gehalten wurden: Ihre Zahl stieg im gleichen Zeitraum in der Schweiz um 87,3 Prozent, im Kanton Bern um 114,0 Prozent und im Amt Trachselwald um 186,5 Prozent. Auch die Zahl der Pferde nahm im Zuge der Mechanisierung der Landwirtschaft zu, und zwar um 43,7 Prozent in der Schweiz, um 34,3 Prozent im Kanton Bern und um 49,2 Prozent im Amt Trachselwald. Rechnet man die Zahl sämtlicher von der Vieh-



Ein Heuzettler der Firma Aebi aus Burgdorf und eine Mähmaschine der Firma Ammann aus Langenthal, aus Inseraten im «Schweizer Bauer».



Zwei Bilder von Dampf-Dreschmaschinen mit Lokomobilen aus Inseraten, die im «Schweizer Bauer» 1900 und 1903 erschienen sind. Repros: UE



Eine Gras- und Getreidemähmaschine im Einsatz (aus einem Inserat im «Schweizer Bauer»)

zählung erfassten Tiere in Grossvieheinheiten um und setzt diese ins Verhältnis zur Bevölkerungszahl, so sank in der Schweiz die Zahl der Grossvieheinheiten pro 1000 Einwohner von 447 auf 434, während sie im Amt Trachselwald von 503 auf 853 anstieg.

Es fehlt denn auch nicht an Hinweisen, dass sich viele Landwirte im Amt Trachselwald dem Fortschritt der damaligen Zeit nicht verschlossen und ihre Betriebe dem Stand der Erkenntnis anpassten. Im «Unter-Emmentaler» vom 3. August 1900 lesen wir zum Beispiel über die Bauern auf der Kleinegg bei Sumiswald: «So verfügt denn bereits jeder Bauer des gesegneten Geländes über seinen Heuwender und seine Mähmaschine, und im Herbst hört man das Pflufen der Dreschmaschine, die durch ihre emsige Arbeit viele Menschenhände, köstliche Zeit und Geld erspart. Wohl am meisten wird aber der Wanderer überrascht, wenn er dem meisterhaft bewirtschafteten Mattenhof des Herrn Jakob Eggimann einen Besuch gönnt. Da tritt so recht der Landwirt von Einst und Jetzt auf den Plan: früher stramme, körperliche Arbeit für jedes Werk, gegenwärtig solide Maschinenarbeit, soweit eine Maschine in Tätigkeit gesetzt werden kann. Herr Eggimann hat nämlich ein Wasserlein von zirka 120 Minutenlitern, früher unbeachtet oben in einem Wald gesammelt, in ein Wasserreservoir bei der Mattenweid geleitet, und Herr Grossrat Wächli, Mechaniker in Huttwil, ein tüchtiger Wasserbautechniker, hat etwa 40 Meter weiter unten beim Mattenhof an geschützter und leicht zugänglicher Stelle einen Hydrant und eine Turbine installiert. Das kleine, vortrefflich funktionierende Wasserwerk treibt mit der Wasserkraft eine Fräse, eine Dreschmaschine, einen Häckerlingstuhl, eine Fruchtbreche, eine Reibe und die Kelter, die einen guten Haustrunk aus dem Mostobst liefert. Der unternehmerische, energische Landwirt wird wohl auch in naher Zukunft sogar für Haus und Scheuerwerk das elektrische Licht einführen, damit sein Bauernhof mit all seinen praktischen Einrichtungen den Anforderungen der Neuzeit entspricht.»⁶

All diese Modernisierungsanstrengungen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Landwirtschaft seit der Gründung des Bundesstaates hinter der Entwicklung, die Industrie und Handel nahmen, zurückblieb, und Mühe hatte, ihre Anliegen in die Bundespolitik einzubringen. Während sich Gewerbe, Industrie und Arbeiterschaft in Verbänden zusammenzuschliessen begannen, war die Bauernschaft auf Bundesebene noch kaum organisiert. Es existierten lediglich zahlreiche kantonale Vereinigungen, wie die bereits 1759 gegründete Ökonomische Gesellschaft des Kantons

Bern (seit 1889 Ökonomisch-Gemeinnützige Gesellschaft). Doch mehr und mehr begannen die Bauernpolitiker, diesen Mangel einzusehen und sich ihrerseits zu organisieren. Einige Daten mögen zur Illustration genügen: 1856 wurde der Verein schweizerischer Landwirte gegründet, der sich ab 1863 Schweizerischer Landwirtschaftlicher Verein nannte und unter anderem für die Durchführung der grossen Schweizer Landwirtschaftsausstellungen verantwortlich zeichnete. 1882, in einer Krisenzeit des Landwirtschaftlichen Vereins, wurde die Gesellschaft schweizerischer Landwirte ins Leben gerufen. 1897 schliesslich kam es auf eine Initiative aus der Bundesversammlung zur Gründung des Schweizerischen Bauernverbandes, der seit 1898 das Bauernsekretariat führte, geleitet von Ernst Laur. Auch die Ursprünge des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens gehen in jene Zeit zurück: der VOLG wurde 1886 gegründet, die VLG Bern 1889.

Auch auf dem Gebiet der bäuerlichen Ausbildung geschah in jener Zeit Bedeutendes: 1871 wurde an der ETH Zürich eine landwirtschaftliche Abteilung geschaffen, und in den Kantonen entstanden zahlreiche Landwirtschaftsschulen. Die ersten bernischen Schulen waren die Rütli, Zollikofen (1860/1895), der Waldhof, Langenthal (1905) und die Schwand, Münsingen (1908). Wanderlehrer trugen das Wissen der Schulen mit Kursen und Vorträgen in die ländlichen Gemeinden hinaus und sorgten für die ersten Kontakte zwischen Bevölkerung und Schulen. Nachrichten über Kurse zu den verschiedensten Themen findet man denn auch in den damaligen Bänden des «Unter-Emmentalers» zuhauf und aus fast allen Gemeinden.

Mit der Bildung eines Handels- und Landwirtschaftsdepartementes (mit einer Sektion Landwirtschaft) an Stelle des bisherigen Eisenbahn- und Handelsdepartementes erhielt die Urproduktion auch in der Bundesverwaltung einen grösseren Stellenwert. Bereits 1883 wurde die Sektion in eine Abteilung umgewandelt und der Personaletat von drei auf sieben Beamtenstellen aufgestockt. Mit einem Bundesbeschluss vom 27. Juni 1884 wurde der Bundesrat erstmals ermächtigt, Massnahmen zur Förderung der Landwirtschaft zu ergreifen. Er erhielt insbesondere die Kompetenz, Beiträge an den bäuerlichen Unterricht, landwirtschaftliche Versuchsstationen, Bodenverbesserungen, die Rindvieh-, Pferde- und Kleintierzucht, landwirtschaftliche Ausstellungen und den Ausbau der landwirtschaftlichen Statistik zu leisten. Mit dem Bundesgesetz betreffend die Förderung der Landwirtschaft durch den Bund vom 22. Dezember 1893 wurden diese Massnahmen konkretisiert. Verschiedene Kann-Formulierungen wurden durch verbindliche Aufträge

ersetzt. Zusätzlich sollte der Bund auch Beiträge an die Hagel- und Viehversicherungen entrichten können und bundeseigene Versuchsanstalten und Zuchthengstgestüte schaffen können.

Eine erste Bewährungsprobe erlebte die erstarkte Bauernschaft bei den politischen Auseinandersetzungen um den Zolltarif von 1902. Während die früheren Zolltarife vor allem den Bedürfnissen der bereits damals organisierten Exportindustrie Rechnung getragen hatten,¹ brachten nun auch die Bauernorganisationen, angeführt vom Schweizerischen Bauernverband, ihre Forderungen vor. 828 Druckseiten stark waren die Unterlagen, die zur Unterstützung der bäuerlichen Schutzzoll-Begehren eingereicht wurden. In der Folge engagierten sich die bäuerlichen Organisationen im Abstimmungskampf vehement für den Zolltarif, der schliesslich auch vom Schweizervolk angenommen wurde. Auch im «Unter-Emmentaler» findet man zahlreiche Vorträge und Versammlungen im Vorfeld des Abstimmungstermines erwähnt. Als Organisatoren traten Landwirtschaftliche Genossenschaften, Landwirtschaftliche Vereine und Viehzuchtgenossenschaften auf. Im Amt Trachselwald wurde die Vorlage denn auch deutlich mit 3474 gegen 501 Stimmen angenommen: 87,4 Prozent Ja-Stimmen; in der Schweiz stimmten 59,5 Prozent zu.

5. *Theaterabend im Saal der «Krone» in Robrbach –
Der Auftritt des Bauernkönigs*

Die Gnädigen Herren in der Gaststube des «Bären» in Sumiswald sind offensichtlich ungehalten. Venner Frisching hat das Pergamentstück in seinen Händen angezündet und lässt es verbrennen. Da dringt von draussen dumpfer Lärm herein. Einzelne Jauchzer sind zu vernehmen. Frisching geht ans Fenster. «Die Landsgemeinde ist zu Ende», meldet er, «die Volkshaufen lösen sich auf nach allen Seiten. Ein Teil wälzt sich ins Dorf hinein.» Dies bereitet Bärenwirt Eggimann im Hintergrund offensichtlich Unbehagen. «Ums Himmels Willen, sie kommen! Sie kommen! Was soll ich allein anfangen?» hört man ihn rufen. «Marianne! Marianne! Zum Teufel, wo steckst du denn?» fährt er verzweifelt fort, als ihn Frisching barsch auffordert, auf der Stelle einspannen zu lassen. «Zu Euren Diensten, Ihr hochmögenden Herren!» tönt es untertänig aus dem Hintergrund, als eine Reihe Bauernführer und Bauern in die Gaststube eintreten, an ihrer Spitze Brönner mit Schriftstücken unter dem Arm, Müller und Aeschlimann. Alle setzen sich.

Nach einigen peinlichen Momenten finsternen Schweigens findet Landvogt Tribolet als erster die Worte wieder. «Was glotzt und gafft Ihr uns an, als ob wir fremd Getier oder sonst ein seltenes Meerwunder wären?» ruft er mit empörter Stimme in die Runde. «Wir sind Ambassadors und Vertreter der löblichen Republik Bern und wollen als solche unsere Ehr' haben. Habt Ihr in Eurem Dünkel bereits vergessen, dass die hohe Obrigkeit von Gott eingesetzt ist?» «Jawohl, von Gott ist sie, wenn sie gerecht», antwortet ihm mit ruhiger Stimme Aeschlimann, die Betonung deutlich auf das letzte Wort legend, «aber vom Teufel, wenn sie ungerecht regiert, wie der grosse Krummenacher den Herren zu Luzern trefflich hat zu schmecken gegeben.» «Seid ruhig, Ihr Leute», weist Müller die unruhig werdenden Bauern zurecht.

«Glaubt Ihr etwa», lässt sich wieder Tribolet vernehmen, «da Ihr nun Euren verfluchten, widerchristlichen Bundesbrief aufgerichtet und beschworen, sei nun alles ein gewonnenes Spiel, und Ihr hättet niemand mehr etwas darnach zu fragen?» Und indem er aufsteht, fährt er hitzig fort: «Oha, denkt daran, Ihr bösen Vögel, wenn Ihr zu seiner Zeit durch häfnene Fenster guckt oder zum Kreuz kriechen und Verzeihung erbetteln müsst, ob es nicht klüger gewesen, Ihr hättet unsern guten Rat heut morgen befolgt und wäret zu Pflicht und Gehorsam zurückgekehrt, als dass Ihr den Prahlhansen und Aufwieglern, vorab dem meineidigen Schwätzer, dem Leuenberger ...»

Bei diesem Wort steht Aeschlimann, der dem Landvogt am nächsten sitzt, energisch auf und drückt diesen mit den Worten «Es ist nun genug» unsanft auf seinen Stuhl nieder. Dann setzt auch er sich wieder, scheinbar beruhigt. Wütend zieht Tribolet den Degen. «Das soll ich mir von einem stinkigen Bauern gefallen lassen?» zischt er sein Gegenüber an. Ohne sich zu rühren, aber mit regem, verhaltenem Grimm in der Stimme entgegnet ihm Aeschlimann: «Meiner braven Hausfrau zuliebe wäre ich euch wohl mehr schuldig.»

Während Zeugherr von Lerber den wilden Tribolet zurückhält, fordert ein Bauer die Runde unüberhörbar auf, den Leutschinder von Trachselwald hinauszuerwerfen. Sofort stehen mehrere Bauern auf. «Hinaus mit ihm, hinaus, er hat hier nichts mehr zu suchen», tönen mehrere Stimmen durcheinander. «Ruhe! Mässigt Euch, Ruhe!» fordert heischend Müller und erhebt sich von seinem Stuhl. Doch sein Ruf verhallt ungehört. «Hinaus, hinaus» vernimmt man wieder im allgemeinen Tumult. Da tritt Niklaus Leuenberger vom Schönholz ein. Augenblicklich legt sich der Lärm, es wird totenstill. Alle ausser Leuenberger setzen sich wieder.

«Der Bauernkönig» platzt es Tribolet nach einer längeren Pause hämisch in die Stille hinaus. «Gestrenge Herren», wendet sich der Bauernführer an die städtische Delegation: «Die hohe Obrigkeit zu Bern hat Euch wohl mit anderem Auftrag nach Sumiswald geschickt, als uns mit wohlfeilem Spott zu ärgern.» «Tat jeder, was ihm von Gottes und Rechtswegen zukommt, Ihr stündet auch anderswo», entgegnet ihm Frisching. «Unsern Auftrag wisst Ihr, und was der Herren zu Bern ernstliche Sorg. Ihr tätet wohl ...», ergänzt ihn von Lerber, bevor ihm Tribolet unsanft ins Wort fällt, zuerst verächtlich, dann immer heftiger werdend: «Lasst sie, sind Bauern, schade um jedes vernünftige Wort, das man an sie vergeudet. Mit Stückkugeln (Kanonenkugeln) muss man mit ihnen reden, dazu den Takt mit Säbelhieben schlagen, wozu denn auch alles fein vorbereitet und hergerichtet ist, wie ich Euch vernagelten Trotzköpfen gar nicht verhehlen will!»

«Wir lassen euch die Wahl: Entweder zum Kreuz kriechen, oder ...» ergänzt ihn Frisching, als ihn Leuenberger mit fester Stimme unterbricht: «Ihr Herren – so war das also der Dank, den unsere Vorväter mit ihrem Schweiss und Blut für uns errungen, da sie den Herren zu Bern Land und Leute, Ehr und Macht haben gewinnen helfen! Da sie in bösen und in schweren Tagen alle wie ein Mann für ihre Obrigkeit, für gemeine Eidgenossenschaft eingestanden, wie unsre Altväter uns erzählt und alte Jahrbücher genugsam und wahrhaftig weisen?! Nun, da Ihr meint, die Gewalt in Händen zu haben, die Euch der grosse Völkerfrieden von Westfalen zugesagt, weil Ihr durch die Taten unserer gemeinsamen Alvordern bei allen Nationen in Aufnahme und Ansehen gekommen seid – und jetzt wollt Ihr uns, statt uns gemäss unsern alten Freiheiten zu schützen und zu schirmen, als ein verbrauchtes, unnützes Werkzeug beiseite schieben, uns als ehr- und rechtloses, leibeigenes Volk unter die Füsse treten!»

Während sich Frisching, Tribolet und von Lerber erheben und kleinlaut zum Gehen wenden, fährt der Bauernführer mit zunehmender Kraft und Wärme in der Stimme fort: «Mögt Ihr Herren zu Bern sagen, was Ihr hier gesehen und nichts verschweigen! Sagt ihnen, dass wir der hohen Obrigkeit nach altem Herkommen treu zu bleiben gewillt sind ohne alles Wanken. Der Bauer will nichts Ungerades. Er will nur seine alten Rechte zurück. Aber die will er», setzt er fest und hart hinzu, «und lässt sich nicht mit leerem Tintenschleckerzeug abspeisen. Willfahrt Ihr unserem billigen Begehren, so ist es mit Heil. Wo nicht, so sollt Ihr alles daraus entstandene Übel selber verschuldet haben. Und möge alsdann Gott sich des armen niedergetretenen Bauern-



Postkarte zur Erinnerung an den Bundesschwur in Huttwil, herausgegeben vom Huttwiler Komitee für das Leuenbergerdenkmal. Bild: Archiv Beat Lanz

volkes annehmen.» Mit diesen Worten setzt sich Leuenberger ruhig, während die Gesandten die Gaststube verlassen.

«Hoch die alte eidgenössische Freiheit!» hört man einzelne Stimmen rufen, dann schliesst sich der Vorhang, tosender Applaus ertönt aus dem Saal, in dem langsam die Lichter angehen. Eine angeregte Diskussion hebt unter den Besuchern an, während auf der Bühne die Mitglieder der Rohrbacher Theatergesellschaft die Kulissen für den zweiten Akt aufstellen. Als der Vorhang wieder aufgeht, blicken alle gespannt in die Bauernstube von Niklaus Leuenberger im Schönholz bei Rüderswil.⁷

*

Das Theaterstück, dem wir hier im Kronensaal in Rohrbach beiwohnen durften, ist eines der frühen historischen Dramen des bekannten Ostschweizer Bauerdichters Alfred Huggenberger, das Ende des Jahres 1902 erschien und von der Theatergesellschaft Rohrbach Ende Februar 1903 aufgeführt wurde. Im Gegensatz zu den bereits früher erschienenen Theaterwerken, die

den Bauernkrieg zum Thema hatten, stand in diesem die Figur von Niklaus Leuenberger ganz im Zentrum, wie schon der Titel «Der Bauernkönig» antönt.

Huggenberger zeichnet den Bauernführer als Menschen, der vorerst zögert, das ihm von den anderen aufgebürdete Amt zu übernehmen, weil er Angst hat, vom eigenen Stolz und der eigenen Eitelkeit verführt zu werden. Schliesslich ist es seine Frau Eva, die ihn dazu überredet, an die Spitze der Bauernbewegung zu treten. Einmal zum Führer ernannt, erleben wir Niklaus Leuenberger jedoch, wie im obigen Abschnitt, als uneingeschränkte Autoritätsperson, die für Ordnung in den eigenen Reihen sorgt und bis zum bitteren Ende für Verhandlungen mit den Gnädigen Herren eintritt.

Als Kontrast zum integren, auch gegen Bestechungsversuche standhaften Leuenberger lässt Huggenberger auf der einen Seite den Hohn und das Ränkespiel der Berner Patrizier wirken, wie wir es in der Sumiswalder Gaststube eben erleben konnten. In den eigenen Reihen sind Uli Neuhaus, der sich selbst als den «natürlichen» Führer der Bauern sieht, sowie der Entlebucher Christian Schibi mit seinen Ränkespielen die Gegenspieler des aufrichtigen Rüderswilers. «Ich habe nie gewollt, dass der Baum der Bauernfreiheit auf Trümmern und Ruinen emporwachse. Auf einer grünen Aue wollt ich ihn stehen sehn», lässt Huggenberger seinen Bauernkönig fast am Schluss, nach dem bitteren Ende des Aufstandes in Herzogenbuchsee, erklären. «Der liebe Freiheitsbaum kann nicht ganz verderben. Ein Reislein, ein einziges, wird wieder grün werden und tief im Grunde Wurzel fassen. Von unserem Blut wird es sich nähren und seine Blätter in die Sonne breiten. Unsere Enkel werden in seinem Schatten wohnen. Sie werden Blumen pflanzen auf unsere Gräber und werden sagen: die da unten haben auch etwas für uns getan.»⁸

Huggenbergers Porträt von Niklaus Leuenberger wollen wir zum Anlass nehmen, um einmal dem Bild nachzugehen, das sich die Initianten der Denkmalsbewegung zu Beginn unseres Jahrhunderts vom Bauernführer aus dem siebzehnten Jahrhundert machten. Dabei kann uns nicht der wirkliche Niklaus Leuenberger Massstab sein, sondern das Bild, das die damalige wissenschaftliche Geschichtsforschung von ihm zeichnete.

Die damals modernste Schweizergeschichte hatte Dr. Karl Dändliker im Jahre 1885 herausgegeben. Auf sein Werk beriefen sich denn auch verschiedene Exponenten der Denkmalsbewegung, wenn sie eine Revision des Leuenbergerbildes forderten. Dändliker bedauerte zwar den Ausgang des Bauern-

krieges ausserordentlich. Denn auch nach damaligem Recht hätten die Bauern Gehör finden müssen. Das Volk sei von da an verurteilt gewesen, zu warten, «bis vor dem harrenden Auge aufstieg der Tag seiner Zukunft».⁹

Während Dändliker also die Forderungen der Bauern für berechtigt hielt, zeichnete er von Niklaus Leuenberger ein sehr negatives Bild: Er sei seinem Posten nicht gewachsen gewesen, seiner Leute nicht mehr Meister geworden. Er sei ein unbedeutender Kopf gewesen, ohne Bildung, ohne Kriegserfahrung, ohne Energie und Entschlossenheit. Ihm hätten, kurz gesagt, alle Eigenschaften gefehlt, die für einen fähigen Volksführer in so bewegter Zeit absolut erforderlich gewesen wären. Dändliker vermutet, Leuenbergers einnehmendes Äusseres oder seine Redegewandtheit könnten für seine Popularität verantwortlich gewesen sein.

Drei Jahre nach dem Erscheinen von Dändlikers Geschichtswerk veröffentlichte der Burgdorfer Hans Bögli seine an der Universität Bern eingereichte Dissertation über den bernischen Bauernkrieg. Er zeichnet nun bereits ein anderes Leuenbergerbild: Dieser sei zwar nicht besonders geschult gewesen, habe dagegen eine um so grössere natürliche Intelligenz, praktisches Geschick und eine nicht unbedeutende Redegewandtheit besessen, was von seinen Zeitgenossen ausdrücklich bezeugt werde. Er sei der unbestrittene Führer aller aufständischen Bauern der Schweiz gewesen, der seinen Leuten auch in schwersten Situationen Meister war und in seinen Reihen mustergültig Ordnung hielt. Seinem kräftigen Einschreiten allein sei es zu verdanken gewesen, dass die Stadt Bern von den Greueln der Verwüstung verschont blieb. Er sei nicht ganz frei gewesen von Eitelkeit und habe ein allzugrosses Selbstvertrauen besessen. Aber unangetastet sei ihm der Ruf eines biedern und redlichen Mannes geblieben. Wie sein Ansehen bei den Zeitgenossen gross und allgemein gewesen sei, so solle ihn die Nachwelt, und insbesondere das Bernervolk, stets als einen Märtyrer für das Wohl seiner Mitmenschen in treuem Andenken bewahren, forderte Bögli. Es sei endlich Zeit, dass die Geschichte diesem Manne gerecht werde. Sein Urteil über Leuenberger veröffentlichte Bögli später in jener Beilage des «Schweizer Bauer», die den Startschuss zur Geldsammlung für die Denkmäler gab.

Böglis Leuenberger-Bild hat nicht nur, wie ein Vergleich offenbart, Huggenberger offensichtlich als Vorlage für seine Dramatisierung gedient, sie ist auch in die Texte und Reden der Anführer der Denkmälerbewegung eingeflossen. Dändliker wird zwar gerne als Legitimationsfigur zitiert, wenn es um die Berechtigung der bäuerlichen Forderungen im 17. Jahrhundert geht, seine

Charakterisierung des schwachen Bauernführers jedoch wird durch diejenige Böglis ersetzt, wobei dieser nirgends namentlich zitiert wird.

Bögli engagierte sich seinerseits stark in der Denkmalbewegung, er war Mitglied des Komitees und hielt auch verschiedentlich Vorträge über das Thema. Solche Vorträge, zu denen die Ökonomisch-Gemeinnützige Gesellschaft aufgerufen hatte, um die Denkmalbewegung populär zu machen und das neue Leuenbergerbild zu vermitteln, sind aus Zollbrück, Sumiswald, Wasen, Dürrenroth und Huttwil erwähnt. Als Referenten traten neben Dr. Hans Bögli die Pfarrer von Sumiswald und Dürrenroth, Friedrich Rüetschi und Johann Flückiger, auf.

Besonders hervorgehoben wurde in den Schriften und Vorträgen aus der Denkmalbewegung die Besonnenheit Leuenbergers, der im Gegensatz zum Entlebucher Christian Schibi nicht die Konfrontation mit der Obrigkeit suchte, sondern ihr vertraute – und für dieses Vertrauen hart bestraft wurde, obschon er durch diese Haltung auf dem Murifeld die Stadt vor der Plünderung gerettet hatte. So schrieb zum Beispiel Gottfried Flückiger in seinem Aufruf «Eine Ehrenschild, die noch abzutragen ist», mit dem er die Idee eines Denkmals für Leuenberger vorstellte: «Niklaus Leuenberger suchte in diesem Aufstand die Führerschaft nicht; sie wurde ihm von den Vertrauten des Volkes aufgenötigt; dann aber nahm er sich mit Eifer der Sache an. Leuenberger war nicht gebildet, aber von natürlichem Verstand, beredt, bieder und streng rechtlich gesinnt; jeder Gewaltsamkeit und Unredlichkeit abgeneigt. Christian Schibi war Führer der Entlebucher. Als oberster Führer des Aufstandes würde er vielleicht durch Kühnheit und Ungestüm das Gelingen desselben bewirkt haben. Aber sein Einfluss schwand vor demjenigen Leuenbergers, dessen achtungsgebietendes Auftreten und ernstes, volkstümliches Wesen ihn zum wahren Haupt des Aufstandes machten.»¹⁰

Als zweites Beispiel sei zum Abschluss Pfarrer Johann Flückiger aus Dürrenroth zitiert: «Niklaus Leuenberger ragte unter seinen Mitbürgern durch hohe natürliche Intelligenz, reiche Erfahrung und goldlautern Charakter hervor. Diese Eigenschaften brachten ihm das Vertrauen des Volkes, das ihn in die Führerrolle zwang. Er hat die Bewegung zwar zu keinem glücklichen Abschluss gebracht, aber die Geschichte hat ihn längst freigesprochen von jedem Makel. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, ist seine allzugrosse Vertrauensseligkeit: er traute der Regierung viel zu viel, er glaubte nicht an die elende Verräterei, mit welcher die gnädigen Herren ihn und seine Genossen ins Unglück stürzten.»¹¹

6. An der Denkmalseinweihung in Rüderswil –
Versuch einer Interpretation

Beim Bahnhof Zollbrück sammelt sich der feierliche Festzug und setzt sich dann über die gedeckte Holzbrücke Richtung Rüderswil in Bewegung. Voran das Pfeifer- und Trommlerkorps Langnau, gefolgt von der vielbeachteten historischen Gruppe: Da reitet Niklaus Leuenberger auf einem Schimmel und im roten Mantel, den ihm die Entlebucher geschenkt hatten, daher. Neben ihm der grimmige Christian Schibi. Ihnen folgen Berner Ratsherren mit gravitatischen Schritten und eine Gruppe strammer Krieger unter ihrem Fähnlein. Berner Dragoner und Scharfschützen, wie sie die ältesten Zuschauer und Teilnehmer am Umzug noch kennen, vervollständigen die maleische Gruppe.

Ihnen folgen der Vorstand der Ökonomisch-Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, das lokale Organisationskomitee, die Delegierten der lokalen Vereine und Genossenschaften der OGG und die Ehrengäste. Dahinter hört man bereits die Festmusik, der sich die Sängerinnen und Sänger der Kreisgesangsvereine des Amtes Signau und der unteren Emme anschliessen. Den Schluss bilden die übrigen Vereine und die Festteilnehmer, insgesamt über 10 000 Personen.

Erneut haben wir Gelegenheit, an der Einweihung eines Leuenberger-Denkmal teilzunehmen. Doch die vier Kapitel, die wir inzwischen hinter uns haben, haben unsere Ohren und Augen hoffentlich geschärft, so dass wir die Zusammenhänge nun genauer wahrnehmen. Nach dem Mittagbankett setzt sich der Festzug erneut in Bewegung und gruppiert sich um das noch mit einem schwarz-roten Tuch verhüllte Denkmal am Dorfeingang. Frisch ertönen die Stimmen der Männerchöre der beiden Kreisgesangsvereine:

*Aus unheilvollen Zeiten
Ersteht vor unserm Blick
Bin Held, ein Berner Bauer,
Mit tragischem Geschick.
Ein Hochstamm, blitzgespalten,
Entlaubt im Wettergraus,
Für Volksfreiheit ein Märt'rer:
Der Leuenberger Klaus.*

*Gutberzig, fromm und ehrlich,
Für Tausende ein Hort,
Hat er den Gnäd'gen Herren
Getraut auf Brief und Wort.
Sie haben ihn betrogen,
Nie löscht die Aare aus
Die Schmach, die sie begangen
Am Leuenberger Klaus.*

*Ob sie des Schönholzbauern
Im Graubolz nicht gedacht,
Als der gerechte Richter
Ihr Bern zu Fall gebracht?
Jetzt fuhr einber vom Westen
Der Freiheit Sturmgebraus,
Jetzt siegte durch die Fremden
Der Leuenberger Klaus.*

*Einst mit dem Schwert gerichtet,
In Lob und Ehren jetzt!
Dem «Haupt der Rebellanten»
Bern heut ein Denkmal setzt.
Kein Tribolet dem Volke
Die Rechte mehr zerzaus'!
Zu Stadt und Land ist Meister
Der Leuenberger Klaus.*

Dieses Lied, das der Grindelwalder «Gletscherpfarrer» Gottfried Strasser eigens für die Denkmalseinweihung in Rüderswil gedichtet und Sekundarlehrer Rudolf Krenger aus Interlaken vertont hat, fasst für uns noch einmal zusammen, was die damalige Zeit an Niklaus Leuenberger neu entdeckte: Die Schmach, die die Gnädigen Herren mit der Hinrichtung des Bauernführers auf sich luden, wurde später, beim Einfall der Franzosen und der Niederlage am Grauholz, gerächt. Dies ist ein Gedanke, den wir bereits im Geschichtswerk von Dändliker gefunden haben. Mit dem Gedanken von «Liberté, Egalité, Fraternité», den die Franzosen in die Schweiz brachten, wurde die Vorherrschaft der Städte abgeschafft. Nun ist Klaus Leuenberger «zu Stadt und Land Meister».



Das Niklaus-Leuenberger-Denkmal der OGG in Rüderswil kurz nach der feierlichen Einweihung am 7. Juni 1903. Bild: «Schweizer Bauer» 1903

Unterdessen hat vorne auf der Rednerbühne der Präsident der OGG, Nationalrat Jakob Freiburghaus, seine Rede begonnen. «Die Geschichte hat den Treuebruch der damaligen Regierung gerichtet», hören wir ihn ausführen. «Lobend hervorzuheben ist das in jenem Bauernaufstand bewiesene Solidaritätsgefühl der Bauern von Bern, Luzern, Solothurn, Baselland und Aargau. Wir freuen uns heute, konstatieren zu können, dass das in jenen Tagen zum Ausdruck gekommene Bewusstsein, dass Einigkeit stark macht, nicht verschwunden, sondern zu neuem Leben erwacht ist, und dass aus dem Zusammenstehen der Bauern benachbarter Kantone zur Abwehr von Gefahren ein Verband aller Schweizerbauern vom Léman bis zum Bodensee, vom waldumkränzten Jura bis in den äussersten Süden, wo die Orangen blühen, erwachsen ist.

Dem schweizerischen Bauernverband, der die Bauern alle sammelt ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprache, der Konfession und der politischen Richtung, verdankt unsere Landwirtschaft schon manche schöne Errungenschaft. Er ist berufen, auf dem Wege des Friedens die Interessen der Bauernschaft zu wahren und zu fördern, zum Wohl der Bauern die Arbeit wieder aufzunehmen, welche von den Märtyrern des Bauernkrieges nicht vollendet werden konnte.

Indem er das tut, denkt der Bauernverband nicht nur an seine nächstliegenden Interessen, sondern erachtet es als seine Pflicht, das Wohl der Gesamtheit zu fördern. Als eine der höchsten Aufgaben unserer Zeit betrachten wir die Verbesserung der wenig bemittelten Volksklassen zu Stadt und Land.»

Hinter diesen Worten von Nationalrat Freiburghaus erkennen wir nun eine weitere Verbindung: Er zieht eine Linie von 1653 über 1798 bis ins Jahr 1897, als der Schweizerische Bauernverband gegründet wurde. Dieser Verband, eine Schöpfung der Verbandsdemokratie, wie sie sich seit der Schöpfung des Bundesstaates im Jahr 1848 herausgebildet hatte, suchte Halt in der Geschichte. So wie sie zur gleichen Zeit auch der Bundesstaat suchte, als er – nach fast einem Jahrhundert von Revolutionen und Umwälzungen – beginnt, den Rütliwurz und die spätmittelalterlichen Bundesbriefe wieder zu entdecken.

Die Bauernorganisationen finden diese historischen Bezugspersonen in den «Rebellen» des Bauernkrieges von 1653 und ihrem Haupt, Niklaus Leuenberger. Ihn stellen sie als Vorbild hin; er soll der jungen Organisation in den unruhigen Jahren der ersten Konsolidierung Halt und Zusammen-



Das Leuenberger-Denkmal an der Kirchmuer in Sumiswald. Bild: Jürg Rettenmund

gehörigkeitsgefühl vermitteln. Deshalb schliesst nun vorne am Rednerpult Nationalrat Freiburghaus seine Rede mit den Worten: «Das Denkmal, das wir heute dem Führer des Bauernkrieges weihen, es sei uns ein mahnend Zeichen, dass wir stets einig und treu zusammenhalten sollen, dem Fortschritt huldigen und in Bund und Kanton den demokratischen Gedanken hochhalten müssen. Tun wir alle, jeder an seinem Orte, die Pflicht, so wird unser teures Vaterland stets unabhängig bleiben, im Innern geordnete Zustände aufweisen, sich gedeihlicher Wohlfahrt erfreuen und vor den Völkern des Erdenrunds geachtet dastehen. Das walte Gott!»

Mit diesen Worten fällt die Hülle vom Denkmal und gibt den Blick frei auf den schlichten Obelisk aus Granit. Ihn schmückt auf der Vorderseite das von Bildhauer Karl Alfred Lanz gestaltete Medaillon mit dem Porträt von Niklaus Leuenberger, umkränzt von Tannenzweigen und einer aufgesprengten Kette. Darunter liest man: «Klaus Leuenberger, Obmann im Bauernkrieg. Geboren in Rüderswil 1615, hingerichtet 1653. Er starb für des Landes Freiheit und Wohlfahrt.»

Im Namen der Gemeinde Rüderswil nimmt Pfarrer Schneider das Denkmal in Empfang. Nachdem er nach allen Seiten Dank abgestattet hat, stellt er die Frage, ob Niklaus Leuenberger ein solches Denkmal verdient habe. Gewiss mit Recht sei sie mit Begeisterung bejaht worden, gibt er sich gleich selber die Antwort. Leuenberger sei nicht nur ein hervorragender Mann gewesen, der in der Bauernbewegung gewaltigen Einfluss ausgeübt habe: «Und in welch humaner und loyaler Weise hat er diesen Einfluss geltend gemacht. Wenn unsere Haupt- und Bundesstadt damals dem Unglück der Plünderung entging, wenn die Tagsatzungstruppen bei Wohlenschwil nicht hinterlistig überfallen wurden, wenn das aufständische Landvolk seinen langverhaltenen Grimm über seine Unterdrückung und Aussaugung nicht in gröberen Ausschreitungen ausliess, sondern die Ehre dem Herrn der Regierung, dem Anführer Sigismund von Erlach, überliess, sengend und plündernd den Oberaargau zu verwüsten, so ist das dem Obmann Leuenberger und seinem braven, friedfertigen Sinn zu verdanken.

Freilich, er ist, wie wir wissen, in seinem Unterfangen, seinen Standesgenossen zu einem würdigeren Dasein zu verhelfen, unterlegen, und seine Gegner, die Feinde der Volksfreiheit, triumphierten. Aber sie sind um diesen Sieg nicht zu beneiden. Er war erkaufte durch schändliche Hinterlist und wortbrüchige Treulosigkeit, während der Schild Leuenbergers rein und blank geblieben ist, wie das Weiss unserer Alpenfirne.»



Obstbaukurs in Gondiswil
1903

Aus diesen Worten Pfarrer Schneiders wird uns nun auch klar, warum sich gerade Niklaus Leuenberger als ideale Heldenfigur für die moderne Bauernbewegung eignete: Zwar attestiert man, dass ein energischeres Vorgehen, wie es der Entlebucher Christian Schibi gefordert hatte, unter Umständen zum Erfolg für die aufständischen Bauern geführt hätte. Aber dies wäre nur um den Preis einer Zerstörung der alten eidgenössischen Bande möglich geworden. Der Bauernverband wollte seine Ziele jedoch nicht gegen die moderne

Eidgenossenschaft erreichen, sondern in dieser. Nicht den Kampf gegen die städtisch-industriellen Ballungsgebiete hatte er sich aufs Banner geschrieben, sondern die Gleichberechtigung der Anliegen der Bauern und damit der Randgebiete. Er forderte, um ein Beispiel zu nennen, dass ihre Anliegen gleichwertig mit denen der Exportindustrie in die Zolltarife einfließen sollten. Oder sie verlangten, wie die Gemeinden im mittleren Amt Trachselwald, einen Anschluss ans nationale Bahnnetz, das den anderen Gebieten einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung beschert hatte. Deshalb wohl ist die Forderung, für Niklaus Leuenberger, der bis zuletzt an eine Verhandlungslösung glaubte, der, wie Huggenberger in seinem Bauernkönig schrieb, nicht auf Ruinen, sondern auf grünen Auen aufbauen wollte, auf derart fruchtbaren Boden in der noch jungen, modernen Bauernbewegung gefallen. Einen Erfolg, den rein schon das Sammelergebnis von gegen zehntausend Franken für die Denkmäler – damals eine stolze Summe – dokumentiert.

Unterdessen hat vorne am Rednerpult Pfarrer Schneider seine Ausführungen beendet. Er verspricht, dass die Gemeinde Rüderswil das Denkmal in treue Hut und Pflege übernehmen werde und übergibt es damit zugleich der Öffentlichkeit, dem Volk, für das Leuenberger gekämpft und geblutet habe. Mit dem Absingen von «Oh mein Heimatland» durch die ganze Festgemeinde wird dieser offizielle Teil der Einweihung abgeschlossen. Im Festzelt jedoch, in das die meisten Teilnehmer zurückkehren, geht der muntere Reigen der Reden weiter.

Unter vielen anderen ergreift dort auch der Sekretär des Schweizerischen Bauernverbandes, Dr. Ernst Laur, das Wort. Noch einmal wird in seiner Ansprache die Verbindung deutlich, die die damaligen Anführer der Bauernbewegung zu den Bauernführern des 17. Jahrhunderts ziehen. «Kein Staat», so mahnt Dr. Laur, «kann ungestraft den Bauernstand vernachlässigen und drücken.» Die Städter, welche 1653 über die Bauern siegten, haben sich durch ihr Handeln selbst am meisten geschadet. Immer grösser wurde die Kluft zwischen ihnen und dem Bernervolk. Als dann das Mass voll war und stürmische Tage herangezogen kamen, war daher ihr Schicksal besiegelt. Doch aus den Trümmern hervor spross neues Leben.

Die Lücken wurden ausgefüllt, welche Stadt und Land trennten, und ein glückliches Volk lebte fortan im Lande. Heute hat der Landmann die Mittel in der Hand, sich den gebührenden Einfluss im Staate zu verschaffen. «Werdet Euch», sprach der Redner zu den Bauern, «immer dessen bewusst, dass ihr stark seid, wenn alle treu zusammenarbeiten. Tut ein jeder seine Pflicht,

dann wird auch dieses Jahrhundert hindurch die Sonne über einem Schweizerlande leuchten, in dem ein starker, freier und unabhängiger Bauernstand in Glück und Zufriedenheit sein Auskommen findet. Die bäuerliche Treue, sie lebe hoch».¹²

*

Mit einigen Bildern habe ich versucht, Licht in die Zeit zu bringen, als die Niklaus-Leuenberger-Denkmäler in Rüderswil, Herzogenbuchsee, Huttwil und Sumiswald entstanden sind. Dies ist jedoch nur ein kleiner Abschnitt aus der langen Tradition, die die Geschichtsforschung und die Überlieferung über Niklaus Leuenberger und den schweizerischen Bauernkrieg von 1653 bereits aufweist. Vor und nach den Jahren über die Jahrhundertwende hat man sich auf andere Art und Weise dem Thema zu nähern versucht. Auf diese Aspekte konnte hier nicht eingegangen werden.

Das Denkmal in Huttwil wurde 1921 von der Kirche weg in den kleinen Park am Rande des Städtchens versetzt; es musste der Gedenkstätte für die verstorbenen Wehrmänner des Ersten Weltkrieges weichen. Die Gedenktafel an der Kirche Herzogenbuchsee ist ganz verschwunden. In Langnau, Landiswil und vielleicht noch anderswo sind neue Gedenksteine gepflanzt worden. All diesem nachzugehen, könnten weitere lohnende Themen für die Geschichtsforschung sein.

Verzeichnis der verwendeten Literatur und Quellen

«Schweizer Bauer», Bern 1898–1903.

«Unter-Emmentaler», Huttwil 1900–1903 (1898/99 fehlen).

«Emmentaler Blatt», Langnau 1898–1903

Jahresberichte der OGG, 1898–1903

Protokolle der OGG, 1898–1903 (Burgerbibliothek Bern, Mss Oek Ges. 50.5).

Karl Dändliker, Geschichte der Schweiz. Zürich 1885.

Hans Bögli, Der bernische Bauernkrieg in den Jahren 1641 und 1653. Diss. Bern, Langnau 1888.

Hans Bögli, Niklaus Leuenberger und der Bauernkrieg von 1653. Beilage zum «Schweizer Bauer» vom 19. 1. 1900.

Gottlieb Flückiger, Klaus Leuenberger und der schweizerische Bauernkrieg von 1653. Festschrift zur Erinnerung an die Einweihung des Leuenberger-Denkmal in Rüderswil am 7. Juni 1903. Bern 1903

Alfred Huggenberger, Der Bauernkönig. Schauspiel mit geschichtlichem Hintergrund in einem Vorspiel und 5 Akten. Biel 1902.

Mitteilungen des statistischen Büros des Kantons Bern.

Karl Stettler, Bildhauer Karl Alfred Lanz von Rohrbach 1847–1907. Jahrbuch des Oberaargaus 1982, S. 185.

Künstlerlexikon der Schweiz.

Hans Born, 75 Jahre Langenthal-Huttwil-Bahn, 1889–1964. Huttwil 1964.

Ernst Nyffeler, Heimatkunde von Huttwil. Köniz 1915.

Hans Brugger, Die schweizerische Landwirtschaft 1850–1914. Frauenfeld 1979.

Geschichte der Schweiz und der Schweizer. Basel 1983.

Nachweis der Zitate

¹ Grundlagen: UE, 29. 7. 1903, SB 29. 7. 1903.

² Grundlage: UE 20. 5. 1903.

³ Grundlagen: UE 2. 9. 1903, 9.–14. 10. 1903, 21. 10. 1903; Protokoll der Gemeindeversammlung von Sumiswald vom 17. Oktober 1903 (Gemeindearchiv Sumiswald).

⁴ UE 18. 1. 1901.

⁵ Grundlagen: UE 8. 8. 1880, 20. 8. 1880, 25. 8. 1880.

⁶ UE 3. 8. 1900.

⁷ Grundlagen: Huggenberger S. 34–38, UE 20. 2. 1903.

⁸ Huggenberger S. 112.

⁹ Dändliker Bd. II, S. 700.

¹⁰ SB 13. 12. 1898.

¹¹ UE23.2. 1900.

¹² Grundlagen: SB 25. 2. 1903 (Lied), 20. 5. 1903, 10. 6. 1903; EB 10. 6. 1903.

DIE JUGENDZEIT VON FRIEDRICH HUG (1854–1934)

Gründer der Schuhfabrik Hug

ERNST TROESCH

Friedrich Hug war ein Thunstetter. Er ist in seinem Heimatort aufgewachsen und hat dort und in Bützberg die Schule besucht. Es war für mich reizvoll, die Jugendzeit meines Mitbürgers nach dessen autobiographischen Notizen nachzuzeichnen. Es galt aber auch, das Umfeld auszuleuchten: die damaligen Wohnverhältnisse, die Hausindustrie der ‹Decheler›, die Armennot, das Alkoholelend, den lokalen Ärger mit der Eisenbahn und nicht zuletzt die harten Anforderungen einer Berufslehre.

Unter demselben Dach

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts wohnten die Grosseltern von Friedrich Hug, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits, unter demselben Dach eines durch die First längsgeteilten Doppelhauses auf dem ‹Hof› in Thunstetten. Den untern Teil, den gegen Bützberg zu, hatte der Stroheckenmacher Johannes Hug mit seiner Familie gemietet. Sie hatten nie ein eigenes Heim oder Haus besessen, waren immer z'Hus, konnten nirgends richtig Wurzeln fassen, Zugvögel lebenslang. Der obere Teil des Doppelhauses, der gegen Thunstetten zu, gehörte der Familie des Ulrich Burri. Zur Wohnung gab es etwas Garten, eine Hofstatt und einige Furchen Ackerland, zuwenig zum Leben, zuviel zum Sterben. Das Haus steht heute noch, sauber gepflegt, ein Schmuckkästchen an der ‹Berggasse›, am Weg von Bützberg zur Kirche hinauf.

Vom Grossvater

Der Grossvater, Johannes Hug, war verheiratet mit Magdalena, geborener Trösch. «Er ist ein grosser, gestrackter Mann gewesen, hatte mehr einem ausgedienten Söldner geglichen. Wir Grosskinder haben ihn gefürchtet. Wie

mir von meiner Mutter erzählt wurde, war er ein fideler Gesellschafter, Musiker und Sänger, bei seinen Trinkkumpanen im «Neuhüsli» in Thunstetten (der alten Wirtschaft) wohl bekannt. Der Branntwein lockte, und die Grossmutter hatte ein schweres Los zu tragen. Sie war die Hauptperson der Familie.»

Seltsam, dass später auch die Mutter von Friedrich Hug die Hauptperson ihrer Familie wurde. Ihr Sohn schenkt denn auch den angeheirateten Frauen und deren Familien breiten Raum in seinen Aufzeichnungen.

Die Grossmutter und ihre Familie

«Vom Grossvater hatten wir Grosskinder kein gutes Andenken. Aber die Grossmutter, geboren 1801, war eine sehr liebe und gute.» Der Vater dieser Magdalena Trösch, der Urgrossvater Friedrichs, war Lehrer im aargauischen Seengen und verdiente im Sommer sein Brot als Maler. Er hat «seinerzeit an dem Bauernhaus, welches zur Mühle Oberönz gehört, die Malerei gemacht, welche man, wenn auch nach so langer Zeit verblichen, noch jetzt sehen kann oben am Bogen».

Die Brüder der Grossmutter, Wilhelm und Johannes Trösch, waren die Grossonkel Friedrichs, wobei letzterer später sein Lehrmeister, Wegbereiter und Förderer wurde. Wilhelm war Polizeidiener der Gemeinde Thunstetten-Bützberg, als ihm ein Sturmwind den Rohbau seines Hauses wegriss. Da ihm das Geld zum Wiederaufbau fehlte, hat er den Bauplatz samt allem, was der Sturmwind noch übrig liess und brauchbar war, verkauft. Das Haus wurde dann von andern gebaut und steht heute an der Obergasse. «Es ist das erste Haus rechts am Strässchen von Langenthal her. Am Stützbalken rechts stehen die Buchstaben W T, Wilhelm Trösch, und die Jahrzahl 1836, auf dem Stützbalken links B M, die Anfangsbuchstaben des Zimmermeisters Born.»

«Johannes erlernte den Schuhmacherberuf. Dieser so liebe (Gross)Onkel war der Mann, dem ich mein Glück zum grössten Teil zu verdanken habe. Mit hochgeachteter Verehrung bleibt er mir im Andenken. Ich träume noch jetzt viel von ihm, und sind doch dreissig Jahre vergangen, seit er in der kühlen Erde ruht.»

Die Familie Burri

Die Grosseltern mütterlicherseits Friedrich Hugs waren Ulrich und Maria Burri, geborene Gugelmann. «Der Grossvater hatte den Zunamen ‹Dili›-Ueli, und die Grossmutter wurde ‹Dili›-Marei genannt. Sie wohnten auf dem ‹Hof› in Thunstetten und hatten zwei Söhne und drei Töchter.»

Über seinen Onkel Johannes und seine Tante Barbara Burri berichtet Friedrich Hug: «Der Onkel Johannes war Aufseher im Zuchthaus von Bern. Eines Tages war er mit einem Trupp von Sträflingen bei der Getreideernte auf der Allmend.

Da benahm sich einer der Gefangenen beim Ausbreiten der Ähren so ungeschickt, dass Johannes, dem diese Arbeit von Jugend auf vertraut war, sein Gewehr ablegte und selbst Zugriff: ‹So wird das gemacht!› Als er aber seine Waffe wieder überziehen wollte, war sie weg. Ein Gefangener hatte sich damit aus dem Staube gemacht, lief aber einer Gruppe von Polizeirekruten in die Hände, die in der Nähe exerzierten und ihn dann entwaffneten. Es war eine freudige Überraschung für Onkel Johannes, als einer dieser Rekruten sein Neffe, mein Bruder Gottfried war.»

«Tante Barbara, genannt ‹Dili›-Bäbeli, war sehr gläubig. Sie kannte die Bibel durch und durch, war auch Sonntagsschullehrerin und arbeitete viel für die Mission.» Sie besuchte Kranke, tröstete sie, betete mit ihnen und hielt an unzähligen Betten Nacht- und Sterbewachen.

Sie hat das Heimetli an der ‹Berggasse› nach dem Tode ihrer Eltern mit dem Bruder Jakob und nach dessen Ableben mit einem Pflegesohn besorgt. Dieser hiess Emil Sägesser, wurde aber im Dorf nach seiner Ziehmutter einfach ‹Dili›-Emil oder ‹Bäbeli›-Emil genannt. Er hat das halbe Haus später von Barbara geerbt, als «lachender Erbe», wie Friedrich Hug schreibt, und dann an eine Familie Iseli verkauft. Offenbar hat aber Emil nicht nur ‹Dili›-Bäbelis Gütlein geerbt, sondern auch dessen Frömmigkeit. Er wurde nämlich auch Sonntagsschullehrer.

Hier ein persönlicher Hinweis: Emil Sägesser, alias ‹Dili›-Emil, alias ‹Bäbeli›-Emil, zog später nach Bützberg, wo ich bei ihm die Sonntagsschule besuchte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er mit dem Liederbuch in der Hand ‹taktierte› und über den Rand seiner Nickelbrille hinaus uns Lausbuben im Auge behielt, wenn wir den Refrain unseres Lieblingsliedes in die Stube hinaus schmetterten: «Drum sag ich's noch einmal, Gott ist die Liebe, Gott ist die Liebe, er ‹lippt› auch ‹miiich!›»

Von meinen Eltern

«Mein Vater war im Jahr 1824 geboren, meine Mutter (Elisabeth Burri) im Jahr 1822. (Sie) machten Bekanntschaft zu seiner Zeit, als die Familie Hug (mit der Familie Burri) im gleichen Haus auf dem <Hof> wohnten. Mutter war zwar während dieser Zeit auch Magd bei Bühler, Landwirt, in Heimenhausen. Wie lange, weiss ich nicht. Der Vater war nie fort gewesen, immer daheim geblieben, bis er geheiratet hatte. Etwa nach einem Jahr wohnten meine Eltern im ersten Hause auf dem <Hof>, links an der <Berggasse>, wenn man vom Schloss her kommt. In diesem Haus wurde ich geboren, dort, wo jetzt der Iseli, Sigrist, wohnt.» Friedrich hatte drei Brüder. Er selber wurde 1854 geboren, Jakob 1852, Gottfried 1857 und Gottlieb 1862. Von ihnen erfahren wir nur, wie im vorigen Abschnitt erwähnt, dass Gottfried Polizist wurde.

«Weil mein Vater nie bei fremden Leuten gedient oder bei einem Bauern gearbeitet hat, so betrieb er wie seine Eltern die Stroheckenfabrikation, wobei ihm auch die Mutter tapfer geholfen hat. Der Vater konnte nicht schreiben, nur seinen Namen. Die Mutter konnte, im Verhältnis zu jener Zeit, was im kleinen Geschäft notwendig war, gut schreiben. Wie schon erwähnt, war in der väterlichen Familie das Schnapstrinken zur Gewohnheit geworden, der leider auch unser Vater zum Opfer gefallen war. Unserer lieben, guten Mutter haben wir Kinder es zu verdanken, dass das Schnapstrinken nicht noch weit schlimmere Folgen verursacht hat. Der liebe Gott möge ihr die feste Standhaftigkeit und Nüchternheit vergelten.» Die Mutter hat nie zum Schnapsgläslein gegriffen, kein Kummer und Herzeleid konnte sie dazu verleiten. Der Vater aber konnte nicht widerstehen, «so dass die Mutter der Familie vorstehen musste und auch die Kasse führte».

Zugvögel

Wie die Grosseltern hatten auch die Eltern von Friedrich Hug nie ein eigenes Haus und waren stets <’Hus>. Von der Berggasse gings an die Kirchgasse, von da an die vordere und dann an die hintere Aenergasse – von Gasse zu Gasse und immer in Doppel- oder gar Dreifachhäuser – schliesslich ins <Welschland> nach Bützberg und wieder zurück auf den <Hof> in Thunstetten.



Thunstetten von Osten. Aufnahme: Hans Zaugg, Langenthal

Friedrich kann sich weit zurück an seine Kindheit erinnern: «Ich weiss noch, wie wir 1857 den Bruder Gottfried bekamen. Ich erinnere mich auch an seine Taufe. Der Born, Schuhmacher, war Götti. Als kleiner Bub war ich viel bei Born und habe ihm zugesehen beim Schuhmachern. Ich hatte schon damals Freude am Schustern, habe oft Lederabschnitte auf dem Mist zusammengelesen und wollte daraus Schuhe machen. Wer hätte dennzumal geahnt, dass ich Gründer einer Fabrik (würde)? Nicht ich selbst, der liebe Gott hat es getan, ich war nur das Werkzeug.»

Es hätte auch leicht anders kommen können. Die Familie Hug wohnte damals am Fusse des Kirchhügels an der Strasse nach Langenthal. Gegenüber gab es einen Feuerweier und daneben ein wackeliges Waschbrett. Friedrich lag bäuchlings auf demselben «und wollte einen Frosch zwicken mit einem Rüetli. Da kippte das Brett gegen den Weier, und ich lag im Wasser, auf dem Rücken, ganz hülflos. Die Frau des Ulrich Schneider, wo im gleichen Haus wie wir gewohnt, hatte mich wahrscheinlich schreien hören, ist schnell gekommen und hat mich aus dem Wasser gezogen, sonst wäre ich ertrunken.»

«Im Frühling 1862 zogen wir an die Anergasse (zwischen Unter- und Obergasse). In diesem Haus des Truber Schuhmachers Wüthrich wohnten

wir nur zwei Jahre. Unsere Wohnung und die der Familie Wüthrich war nur durch eine dünne Wand getrennt. Man verstand jedes Wort, das auf der anderen Seite gesprochen wurde. So ist es nicht zu verwundern, wenn nicht lang Friede war und gekündet wurde. Wir zogen im Frühling 1862 ins Nachbarhaus; es war ein altes, längliches Haus mit Strohdach, die ‹Lymsagi› genannt. Das gehörte dem Niklaus Wüthrich, genannt ‹Michu Gläis›. In der ‹Lymsagi› waren drei Wohnungen, jede bestand nur aus einem Zimmer, einer Küche und einem Gaden. Unser Wohn- und Arbeitszimmer war das grösste. Mit dem Mieter links hatten wir die Küche gemeinsam. Wenn man ins Gaden wollte, so musste man von aussen im Schopf über ein Leiterli steigen, also nicht auf einer Treppe. Oder man ging auf den grossen Ofen und stieg durchs sogenannte Ofenloch ins Gaden, was im Winter bequemer war. Wir Buben haben da oben geschlafen.»

Es gab auch in der ‹Lymsagi› Schwierigkeiten mit den Nachbarn. Hugs Stube war in der Mitte, und die Wände links und rechts hatten Ohren. Da hiess es leise reden, am besten flüstern, denn jedes unbedachte Wort brachte Streit und Ärger ins Haus.

Flechten von Türvorlagen

Mit dem Aufkommen der Leinenwebereien verschwanden in unserer Gegend die Webstühle aus den Kellern. Neuen Verdienst brachte dann das Flechten von Türvorlagen. ‹Strohdeckenfabrikation› heisst das in den Aufzeichnungen von Friedrich Hug, dem späteren Fabrikherrn. Einfacher tönte es damals im Dorf, man sprach schlicht vom Dechelen.

Die Türvorlagen aus Stroh waren 70 auf 40 Zentimeter gross und wurden in regionaler Arbeitsteilung geflochten:

- Im Raume Melchnau (Steckholz, Busswil) entstand der Rahmen mit dem ‹Eintrag›, dem Quergeflecht, und wurde am Dienstmarschmarkt in Langenthal für 18 bis 22 Rappen das Stück feilgeboten.
- Zu den Käufern zählten die ‹Decheler› aus dem Raume Thunstetten (Bützberg, Bleienbach), unter ihnen auch die Familie Hug. Diese haben dann das Längsgeflecht, die ‹Zetti›, eingeflochten und das Decheli zum Verkauf fertig gemacht.

Das Arbeitsmaterial bestand aus Roggenstroh, dreiteilig geflochten. Man benötigte 30 Klafter (54 m) davon für das Quer- und 40 Klafter (72 m) für

das Längsgeflecht. Der Melchnauer <Eintrag> und die eigenen Zutaten kosteten die Thunstetter Decheler 25 bis 27 Rappen, ihr Verkaufspreis betrug 40 Rappen.

«Es war ein sehr magerer Verdienst», schreibt Friedrich Hug. «Es musste einer schon ein flinker Arbeiter sein, wenn er per Tag, von morgens 6 bis abends 10 Uhr, zehn (Decheli) fix und fertig gemacht hat. Dann hatte er am Stück 13 Rappen verdient, an 10 Stück 1 Franken dreissig Rappen. Das war sein täglicher Arbeitslohn.»

Familienbetrieb – Verkostgeldete

Bei Hugs waren meist vier bis fünf Personen an der Arbeit, Vater, Mutter und schon früh auch die Buben. Meist waren auch Verkostgeldete dabei. Man flocht jede Woche 130 bis 150 Türvorlagen und lieferte sie an zwei Abnehmer in Zürich und Uster. Diese übernahmen Hugs Decheli abwechselungsweise zum Wiederverkauf. Friedrich Hug kommt in seinen Aufzeichnungen recht ausführlich auf die Not der damaligen ärmsten Dorfkinder zurück:

«Einmal verdingten wir einen Mann, der hatte ein hölzernes Bein; das war ob dem Knie abgenommen. Dort, wo der Stumpen auf das hölzerne Bein zu stehen kam, war es krank und wund. Diesem Mann sagte man Schnällköbu.» Er hiess aber gemäss dem Thunstetter Steigerungsprotokoll vom 2. Jenner 1864 Johann Ulrich Jenzer, Holzbein, und wurde damals dem Jakob Hug, Stroheckenmacher, für 120 Franken – das war übrigens ein guter Preis – für ein Jahr zugeschlagen.

«Es war im Jahr 1865, als unsere Mutter an der Verdinggemeinde eine alte, krumme, zusammengeschrumpfte Frau übernommen hat. Diese war geistig gestört, konnte aber gleichwohl, wenn auch sehr langsam, an der Stroheckenfabrikation mithelfen. Sie war eine geborene Trösch mit dem Übernamen <Möneli>. Wenn sie ihr Stück Znüni- oder Zvieribrot bekam, so hat sie, bevor sie davon ass, das Brot ringsum beschnüffelt.» Dann erhob sie die Schwurfinger der rechten Hand, begann mit geschlossenen Augen Unverständliches zu murmeln und zu zischeln und flehte schliesslich den Herrgott an, ihr die Diebe zu nennen, die ihr das Geld gestohlen hätten. Erst nach dieser Zeremonie hat <Möneli> ihr Brot gegessen, und das Tag für Tag.

Jedes Jahr, anfangs Januar, fand damals in Thunstetten der Verdingtag statt. Da wurden die Armen, die der Gemeinde aus irgend einem Grunde zur

Last gefallen waren, dem Mindestbietenden für ein Jahr an die Kost gegeben. Diesen wartete oft ein schweres Los. Bedauernswert waren vor allem die Kinder.

«Neben der Schule mussten sie mit der Milch in die Käseerei, in Stall und Haushalt helfen, Kommissionen machen, im Herbst Vieh hüten oder Kartoffeln auflesen. Da hiess es immer: ‹Bueb! Wo isch der Bueb? Du Donnersbueb, chasch ächt nid cho? Bueb louf! Meitli spring!› Ich habe solche gekannt, die sogar auf den Bettel geschickt wurden und gleichzeitig den Karren mitnehmen mussten, um Mist aufzulesen.» Das erinnert an Gotthelf; man hatte ihn aber noch nicht überall verstanden.

Der Schnapsteufel

«Durch das schaudererregende Überhandnehmen des Branntweintrinkens ist eine ziemliche Verschlimmerung des sittlichen Zustandes in unserer Gemeinde eingetreten, daher auch die in jüngster Zeit wegen Verbrechen und Vergehen stattgefundenen vielen Verhaftungen diesem Übelstande zuzuschreiben sind.» (Ämterbericht 1862, Gemeinderats-Protokolle Thunstetten) Auch Friedrich Hug musste den Schnapsteufel kennenlernen. Das Trinken des Vaters wurde immer schlimmer. Da hiess es dann doppelt dreinliegen für Mutter und Buben, weil die bestellten Decheli geliefert werden mussten. Und doch gab es Zeiten, «wo wir manchmal acht bis vierzehn Tage kein Brot hatten», wie sich der Sohn erinnert.

Dann geschah der Unfall. «Es war im Sommer 1866, als unsere Eltern wie gewohnt am Dienstagmorgen nach Langenthal auf den Markt gingen, um Strohgeflecht einzukaufen. Etwa um zwei Uhr kamen Mutter und (mein Bruder) Jakob allein heim mit dem Karren und dem Geflecht. Sie sagten, der Vater sei im Wald dahinten zurückgeblieben, weil er stark betrunken sei. Wahrscheinlich sei er neben der Strasse im Wald abgelegt.

Um drei Uhr erhielten wir dann Bericht, wir sollten den Vater holen, er liege dort im Gras, im Dreiangel, und könne nicht mehr laufen. Dieser Dreiangel liegt unterhalb der Wirtschaft zum ‹Löwen› (in der Strassengabelung Obergasse/Kirchgasse).» Hugs wohnten damals in der schon erwähnten ‹Lymsagi›, etwa 120 Meter vom Dreiangel entfernt. «Nun fuhren wir mit dem Karren hinunter und luden den Vater auf. Zu unserem Schrecken mussten wir sehen, dass er ein Bein gebrochen hatte. Von da an ist es mit dem

Vater abwärts gegangen. Er konnte nicht mehr ausgehen und hat sein Gläslì oder Halbschöppli «Härdöpfli» schwer vermisst. Dann kam zum nie recht verheilten Beinbruch noch die galoppierende Schwindsucht. Nach einem Jahr, im Juli 1867, ist der Vater 43jährig gestorben. Er hat nichts hinterlassen als eine Mutter mit vier unerzogenen Knaben.»

Hausierer und Tschämeler

«Im Winter 68 auf 69 ging es schlecht mit den Strohecken. Wir mussten einen Teil davon selber verhausieren. Für mich war das wider meinen Willen. Aber wenn Not Eisen bricht, wie das Sprichwort sagt, so musste ich halt an einem Winternachmittag auf die Socken. Mit einigen Stücken ging ich nach Herzogenbuchsee.» Der Marsch ins grosse Nachbardorf, dann dort von Haus zu Haus war anstrengend, und unser Hausierer wurde hungrig. «Ob ich etwas verkauft habe oder nicht, weiss ich nicht mehr. Doch entweder hatte ich kein Geld, also nichts verkauft, oder ich wollte vom wenigen Erlös nichts ausgeben. Drum klopfte ich auf dem Heimweg im alten «Buchsibad» an und habe um ein Stück Brot gebeten, was ich auch erhielt. So schritt ich dann glücklich durch den Buchsiwald heimwärts und konnte meinen Hunger stillen.

An der Fastnacht 1869 gingen wir, ich und Samuel Sägesser und Gottlieb Marti, nach Buchsi als Tschämeler (Fastnächter, die von Haus zu Haus zogen und ihre Lieder sangen). Ich machte da einen besseren Abschluss als kurze Zeit vorher beim Strohecken-Hausieren. Trotzdem in den meisten Häusern nur zwei Rappen oder ein Stück Brot gegeben wurde, so habe ich doch 92 Rappen zusammengebracht. (Tags darauf) machten wir, ich und Samuel, eine gleiche «Geschäftsreise» in Bützberg und Thunstetten. An Barschaft habe ich 1 Franken 30 eingenommen. Vom Tschämeligeld kaufte ich dann für Fr. 2.20 eine Mütze mit Schirm, wie man sie dennzumal gehabt. – Die beiden Tschämelikollegen waren auch meine Schul- und Unterweisungskollegen. Gottlieb ist längst gestorben, während Samuel noch guter Dinge ist, wenn er ein gutes Glas getrunken» (1927 geschrieben).

Dass Samuel Sägesser guter Dinge war, wenn er ein gutes Glas getrunken, kann ich bescheinigen, denn er war mein Grossonkel mütterlicherseits. Er hat im Viehhandel sein Geld gemacht und in Bützberg ein vornehmes Haus gebaut, die einzige «Villa» des Dorfes. Ich holte seiner Familie Abend

für Abend die Milch aus der Käserei und durfte neben dem Wochenlohn manches Stück Schokolade einstecken. Einmal haben wir sogar zusammen gesungen, oben im ersten Stock vor der Wohnungstüre, ein zittriger Bass und ein scheues Sopränchen. Das ‹Luegit vo Bärig und Tal› mag seltsam gerönt haben das Treppenhaus hinunter, doch für mich sprang damals eine ganze Tafel Schokolade heraus.

Briefträger

Im Frühjahr 1868, die Witwe Hug wohnte damals mit ihren vier Buben im ‹Welschland› Bützberg, suchte der Oberlehrer und Posthalter Dennler die Familie an einem Sonntagmorgen auf. Er berichtete, «der Briefträger Joseph Rickli habe am Samstag die Postsachen nicht vertragen und fragte die Mutter, ob wir Buben die Sachen nicht sofort vertragen wollten. Er wolle mit dem ‹Briefseppli› nichts mehr zu tun haben. Mutter war einverstanden.

So haben wir dann, ich und mein Bruder Gottfried, die Briefe und Zeitungen in der Gemeinde Thunstetten-Bützberg den ganzen Sommer bis zum Anfang der Winterschule vertragen. Am Morgen musste ich um 6 Uhr auf der Post sein, den Postsack auf den Zug tragen und wieder einen Postsack zurücknehmen. Auf der Post hatte ich dann die Sachen in Empfang zu nehmen zum Vertragen, samt denselben vom Abend(zug) vorher. Jeden Abend um 9 Uhr musste ich den Sack auf den Zug tragen und einen zurücknehmen. Damals war die Station noch im Wächterhüsli beim untern Übergang (am untern Kirchweg, der heutigen Schlossstrasse). Per Monat erhielten wir 10 Franken, was auf einen von uns täglich bei 16 Rappen machte; soviel kostete damals ein halbes Pfund Brot.

Dabei musste einer ein guter Läufer sein, wenn er am Mittwoch und Samstag (das waren die Ausgabetape der Zeitungen) alles vertragen wollte. Die Gemeindegehöfte und Weiler sind sehr zerstreut.» Vom Batzwilhof ins Weissenried in Bützberg und von der Längmatt ins Moos in Thunstetten war tatsächlich ein weiter Weg.

Dazu kam der Ärger mit der Zentralbahn. Der Gemeinderat führte 1868 aus: «Die Bahn hält nach dem Fahrtenplan 5 Mal, und auch da haltet sie selten ganz, sondern fährt nur etwas langsamer, so dass die Personen, die (in Bützberg) ein- oder aussteigen wollen, die Bahn nur mit Lebensgefahr benutzen können.»

Die Züge Richtung Bern konnten nach einem Halt auf der Station oft nicht mehr anfahren, weil das Gelände leicht anstieg. So musste dann ein Rückwärtsmanöver eingeschaltet werden, um mit einem tüchtigen Anlauf über die kritische Strecke wegzukommen. In der oben zitierten Quelle des Gemeinderates lesen wir weiter: «Diejenigen Züge, welche Postsachen spedieren sollen, verführen solche sehr oft oder werfen sie einfach (vom Postwagen) auf den Boden hinaus, wodurch schon viele Postgegenstände zerbrochen sind. Der Briefträger aber muss die meiste Zeit den Zügen nachspringen und sehr oft das Leben riskieren.»

Die Station Bützberg wurde später in flacheres Gelände verlegt, die Zufahrtswege hatte die Gemeinde zu bezahlen; vor einigen Jahren wurde sie zu einer Haltestelle degradiert und vor kurzem gar aufgehoben.

Schulzeit

«In der Unterschule muss ich gut vorwärts gekommen sein. Ich erinnere mich, dass ich im dritten Schuljahr, wenn ich mit meinen Arbeiten fertig war, mit der untersten Klasse lernen musste oder nachsehen, ob sie auf den Schiefertafeln fehlerlos geschrieben. Später musste ich mehr daheim bleiben und mithelfen. Besonders in den letzten Schuljahren hatte ich dann Mühe, in meiner Klasse vorwärts zu kommen.» Die erste Schulreise der Thunstetter ABC-Schützen ging über Bützberg nach dem Graben, dann über Berken, Heimenhausen nach Herzogenbuchsee. Hier kehrten sie im «Rössli» ein und traten dann den Heimweg über das Forst nach Thunstetten an. Das war eine bemerkenswerte Marschleistung, die heute Erstklässlern kaum mehr zugemutet werden dürfte. Spätere Schulreisen, etwa die nach Solothurn oder Olten, durfte Friedrich nicht mitmachen, weil ihm Geld oder Kleider oder beides fehlte.

«Vor der Konfirmation (am Palmsonntag 1870) und dem Schulexamen führten wir, die Oberschule Bützberg, ein Theaterstück auf, die «Rosa von Tannenburg».

Die Aufführung war in der Wirtschaft zum Kreuz. Die Einnahmen wurden für eine Schulreise bestimmt.» Da Friedrich mitgespielt hatte – er stellte einen Knappen dar, in einer «vom Hüsihans geliehenen Montur» –, durfte er diesmal auch mitfahren. Die Reise an den Vierwaldstättersee wurde für ihn zum unvergesslichen Erlebnis.



Firmengründer Fritz Hug, 20jährig

Berufswahl

Nach dem Schulaustritt half Friedrich, widerwillig zwar, zu Hause beim Dechelen. Während der Ernte verdingte er sich als Schnitter nach Winistorf und verdiente bei schönem Wetter 1 Franken im Tag, bei Regen die Hälfte. Dann kam die Zeit, wo er sich für einen Beruf entscheiden sollte. Die Stroheckenfabrikation passte ihm nicht, weil der Verdienst zu gering war. Eher zugesagt hätte ihm der Wagnerberuf. Aber wo gab es eine Lehrstelle? Gerne wäre Friedrich zur Eisenbahn gegangen, in der Meinung, er könnte dann in einem Barrierenwärter-Häuschen wohnen.

Ans Holzschuhmachen durfte Friedrich nicht ernstlich denken. Wo sollte er das Geld hernehmen zur Eröffnung eines Geschäftes, wenn man acht bis neun Monate auf Lager schaffen musste und erst im Winter verkaufen konnte?

Im Frühling 1871 war man wieder einmal gezügelt, zurück auf den <Hof nach Thunstetten, wo schon die Grosseltern gewohnt hatten. Da suchte die Zentralbahn Arbeiter als Gramper. «Das war Wasser auf meine Mühle. Ich meldete mich und wurde eingestellt mit 2 Franken Lohn im Tag. Ich hatte an einem Montagmorgen anzutreten und war der Erste auf dem Platz. Aber nach neun Tagen ging ich nicht mehr, die Arbeit war mir zu schwer. Dazu hatte

ich keinen guten Stern als Vorarbeiter. Dieser war ein grober Mensch und mehr betrunken als nüchtern. Der Mut zum Eisenbahndienst war mir vergangen. So war ich wieder daheim tätig und half zwischendurch dem Nachbarn Jenzer beim Neubau der Scheune. Ans Fortgehen dachte ich einstweilen gar nicht mehr. Nur: Der Mensch denkt, und Gott lenkt!»

Entscheid

«Ich habe in meinem Leben erfahren, dass Gott lenkt, auch wenn der Mensch nicht denkt. Es war an einem schönen Sonntag im Juni, da besuchte uns der Grossonkel Johannes Trösch von Bettenhausen. Er fuhr auf einem ganz neuen Wagen, einer Chaise, und einem schönen Pferd mit ganz neuem Geschirr auf den Hof. Mutter und ich waren überrascht, als dieses schöne Gefährt vor unserem Hause anhielt.» Nach der Begrüssung traten Johannes und die Mutter ein, während Friedrich draussen das Pferd an den Zaum nahm und ihm Fliegen und Bremsen verscheuchte. Doch bald schon verabschiedete sich der Besuch, und Mutter und Sohn waren wieder allein.

«Onkel Trösch berichtete der Mutter, er müsse einen Lehrbub anstellen und ob ich etwa Lust hätte, zu ihm zu kommen, das Holzschuhmachen zu lernen. Wenn ich mich gut halte, so dass er mit mir zufrieden sei, so könnte ich bei ihm bleiben und dann sein Nachfolger werden. Er würde mir seine Kunden abtreten und mich mit Geld unterstützen. Weil sein Sohn Hans gestorben sei und der jüngere Sohn Jakob kein Sitzleder habe in der Boutique, so nähme er gerne einen aus der Verwandtschaft, um ihn nachzuziehen in seinem Geschäft. Wir sollten die Sache nun beraten und ihm in den nächsten Tagen Bescheid geben.» Und ob Friedrich wollte! Schon nach wenigen Tagen marschierte er mit seiner Mutter nach Bettenhausen, um die Lehrbedingungen zu vernehmen: ein Jahr Lehrzeit ohne Lohn, doch mit Kost und Logis.

Aller Anfang ist schwer

«Am 20. Brachmonat 1871 bin ich dann als Lehrling eingetreten. Der Abschied von Thunstetten hat mich sehr ernsthaft gestimmt. Es war der Beginn eines neuen Lebensabschnittes. In der Werkstatt meines Lehrmeisters kam ich ans Schuhmacherbänkli. Es war noch ein anderer Lehrbub da, der Jakob



Wo die ersten HUG-Schuhe entstanden

Althaus. Dieser war schon am 2. Jänner eingetreten und war zwei Jahre älter als ich. Im Herbst kam noch ein Arbeiter, Johann Hügli.

«Morgenstund hat Gold im Mund», sagt man. Aber mir machte dieses Sprichwort Mühe. Am Morgen um fünf Uhr mussten wir an die Arbeit, um halb sieben Uhr Morgenessen, um neun Uhr bekamen wir Brot zur Genüge aufs Schusterbänklein und ein Gläschen Branntwein, um zwölf Uhr z'Mittag, um vier Uhr wieder Brot und ein Gläsli und um sieben Uhr dann das Nachtessen. Hernach musste ich noch die Werkstatt wischen, nur am Samstag ausgenommen. Dann war Feierabend und fast halb acht Uhr geworden. Das war die Arbeitszeit im Sommer, das heisst vom 1. April bis Ende September. Vom 1. Oktober an mussten wir von morgens sechs Uhr an bis halb elf Uhr abends an der Arbeit sein, mit Unterbruch in der Zeit zum Essen. Am frühen

Abend gab es eine Ruhepause beim ‹Zwischenlicht› von etwa 15 bis 20 Minuten, bevor man die Lampen anzündete. Nach Neujahr war die Arbeitszeit von morgens sechs Uhr bis abends zehn Uhr.»

Neben der Arbeit in der Werkstatt wurden Gesellen und Lehrbuben auf dem Gut des Sohnes ihres Meisters auch in der Landwirtschaft beschäftigt. Es hiess dann etwa: «So Buebe, am Morge wei mir i d'Matte go määje. Am drü isch Abmarsch. I chume de cho doppel.» So half man heuen, ernten, dreschen und im Winter sogar holzen. Für Friedrich waren das geschätzte Abwechslungen, hatte er doch schon als Bub gerne bei Bauern geholfen. Besonderes Vergnügen bereitete den Burschen das Mähen am Sonntagmorgen. Wenn das Fuder geladen, trieben sie die Pferde zu rasselndem Trab durch das noch schlafende Dorf. Einwände von Siebenschläfern hörten die Lausbuben nicht, fuhren sie doch ‹wie aus einer Kanone geschossen›.

«Wenn abgeladen war, mussten wir in die Werkstatt, um das Abfallleder der ganzen Woche zu sortieren und zu erlesen, wie uns der Vetter gelehrt. Wenn alles in Ordnung und die Boutique sauber gewischt, musste ich noch sämtliche Schuhe vom Vetter und der Base putzen und wixsen.» Man war zufrieden mit dem Lehrbub, und so erhielt er denn für die letzten zwei Monate seines Lehrjahres sogar einen Wochenlohn von zwei Franken.

Ausblick

Nach der Lehre arbeitete Friedrich in der Werkstatt seines Grossonkels weiter. Dieser begann bald, wie versprochen, den Verwandten zu fördern. Sie besuchten gemeinsam Ledermessen und Kunden, Friedrich sammelte Erfahrungen im Ein- und Verkauf und wurde gründlich in die Branche eingeführt.

1877 machte er sich selbständig. Sein Grossonkel stellte ihm 1000 Franken als Anfangskapital zur Verfügung, lieh ihm das Geld zum Ankauf einer Nähmaschine und verkaufte ihm Leder und Filz für die Herstellung der ersten Holzschuhe. «Wir verkehrten täglich miteinander. Er hatte Freude an meinem Schaffen.»

Das war der Start zu einem der bedeutendsten schweizerischen Unternehmen der Branche, der Schuhfabrik Hug.

Quellenangaben

Lebenslauf von Friedrich Hug, 21. 7. 1854–29. 11. 1934, nach handschriftlichen Aufzeichnungen Januar 1924 bis Januar 1931 (Privatbesitz).

Gemeinderatsprotokolle Thunstetten 1862–1868 (Gemeindearchiv Thunstetten).

DER OBERAARGAU 1848–1874

MAX JUFER

Inhalt

- I. Zeitlicher Rahmen und Überblick
- II. Themen und Verläufe
 - 1. Die politische Grundlage
 - 2. Die politischen Auseinandersetzungen unter der Freischarenregierung bis 1850
 - 3. Staats- und Gemeindeprobleme unter dem Regiment Bloesch 1850–1854
 - 4. Der Eisenbahnbau und seine Auswirkungen
 - 5. Wirtschaft und Volkswohlfahrt
 - 6. Armenwesen und Rechtspflege
 - 7. Schule, Kirche und Kultur
 - 8. Demokratische Bewegung und Kulturkampf
 - 9. Die Internierung der Bourbaki 1871
 - 10. Die Totalrevision der Bundesverfassung 1874
- III. Chronikalisches

I. Zeitlicher Rahmen und Überblick

Als am 12. September 1848 die Tagsatzung die von Volk und Ständen angenommene Bundesverfassung feierlich guthiess, ging eine starke Ergriffenheit durch das Land.¹ Sowohl die siegreichen Liberalen wie auch ihre Gegner, die Konservativen, spürten, dass ein neuer Abschnitt der Schweizer Geschichte begonnen hatte. Auch im vorwiegend freisinnigen Oberaargau, dessen eindrückliches Abstimmungsergebnis wir noch am Schluss unserer Arbeit über die Regenerationszeit gewürdigt haben², war die Freude gross. Um ein Uhr mittags erdröhnten vom Hinterberg in Langenthal hundert

Kanonenschüsse³, und es grüsste weithin, wie bereits 1822 beim Militärfest, ein riesiges eidgenössisches Kreuz.⁴

Allgemein war man hier der Auffassung, dass durch das eben in Kraft getretene Grundgesetz mit seinem aufklärerisch-repräsentativ-republikanischen Gehalt, welcher die Gewaltentrennung, die wesentlichen Menschen- und Bürgerrechte und die wirtschaftliche Einheit der Nation garantierte, der Boden für eine gedeihliche Entwicklung vorbereitet sei. Dass Binnenzölle, Weg- und Brückengelder nicht mehr erhoben, Mass, Münze und Gewicht staatlich vereinheitlicht, Handels-, Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit gewährleistet und die Verkehrsverhältnisse erleichtert wurden, konnte unseren an der Kantongrenze lebenden Bauern, Handwerkern und Unternehmern nur zum Nutzen gereichen, und es öffnete sich, derweil der Kleinbürger nach bestandem Kampf wieder in den Alltag zurückkehrte, vollends das Tor zum Aufstieg für die politische Elite – Magistraten, Industrielle, Advokaten, Ärzte aus sozial privilegierten, gebildeten, vorzüglich protestantischen Schichten der Kleinstädte, Flecken und grösseren Dörfern⁵ –, die sich schon mit dem Umsturz von 1831 angedeutet hatte. Wir werden aus ihrer Mitte hervorragende Persönlichkeiten kennenlernen.

Unsere Untersuchung setzt demnach bei einem einschneidenden schweizergeschichtlichen Ereignis ein, das, demokratischen Ursprungs, wiederum Kanton und Region entscheidend beeinflussen musste, und endet (der geneigte Leser wird die Antwort bereits dem Titel entnommen haben) mit der Totalrevision eben dieses Verfassungswerks 1874, was auf eine innere Dynamik des Zeitabschnitts schliessen lässt. Dieser Verlauf wurde seinerseits bedingt und verstärkt durch ein in seiner Dramatik und Folgeschwere ungewöhnliches Weltgeschehen: in der Epoche vom Revolutions- und Sturmjahr 1848 bis zur Proklamation des Deutschen Kaiserreiches 1871 begann mit dem kolonialen Imperialismus Napoleons III., der Mittelamerika, Nord- und Zentralafrika, Hinterindien und China in ein erstes globales System einbezog, der Aufstieg Europas zum erdbeherrschenden Kontinent. Die Landung eines amerikanischen Flottengeschwaders in Japan 1854, die Kabellegung zwischen England und den USA durch den Atlantik 1866 und die glanzvollen Weltausstellungen von Paris 1857 und London 1867, den Zentren von Empires, bestätigten die von der zweiten Industrialisierungswelle getragene abendländische Dominanz.

Mit der Hegemonialpolitik des französischen Kaisers unmittelbar verknüpft, vollzogen sich mittlerweile die erfolgreichen nationalen Einigungs-

kämpfe Italiens und Deutschlands, die an unsern Schweizer Grenzen zwei neue Machtstaaten entstehen liessen, das auf ewige Dauer ausgerichtete Metternichsche Gefüge von 1815 zerstörten und schliesslich das innerlich brüchig gewordene Second Empire zum Einsturz brachten.

Geistig lagen diesen gewaltigen Veränderungen, nach den vielerorts gescheiterten radikal-sozialen Bestrebungen der vierziger Jahre, Bewegungen von seltener Sprengkraft zugrunde: die atheistisch-materialistische Klassenkampflehre von Marx, die empirisch-positivistische Wissenschaft, die elitäre Rassentheorie Gobineaus, die Entwicklungsthesen Darwins, die Philosophien des Pessimisten Schopenhauer und des vom Willen zur Macht erfüllten Nietzsche, und die sich vom deutschen humanistischen Idealismus abwendende Blut- und Eisen-Devise Bismarcks. Solchen Strömungen stemmte sich Papst Pius IX. mit einem verstärkten orthodoxen Katholizismus im 1. Vatikanischen Konzil, dem Syllabus der (liberalen) Irrtümer 1864 und der Unfehlbarkeitserklärung von 1870 entgegen, was zur Abspaltung der Christkatholiken – mit einem schweizerischen Bischofssitz in Olten – und der Herausforderung des weltlichen, antiklerikalen Staates im Kulturkampf führte.

Leidender Teil dieser weitgehend vom Grossbürgertum ausgehenden Umwälzungen war nicht nur der in den monarchischen Machtstaaten vom Krieg Versehrte oder als politisch und religiös Andersdenkender Verfolgte, sondern vor allem der sozial Benachteiligte. Mit unvergleichlicher Treffsicherheit deckte hierin der Karikaturist Daumier in seinen von bitterem Spott geprägten Zeichnungen die wahren Verhältnisse auf, weckten die Dichter Hauptmann, Hugo, Gotthelf und Dickens Verständnis für das Elend des Proletariats und gemahnte der scharfsinnige Beobachter Heine an ein erstes unheimliches Wetterleuchten der kommenden Arbeiterrevolutionen, wenn er über die Zustände in Frankreich um die Jahrhundertmitte – wir dürfen die Schilderung ruhig auf alle damaligen westlichen Industriestaaten übertragen – schrieb «[...] die Zinsen [der Reichen] träufeln fortlaufend in die Kapitalien herab, welche beständig anschwellen; dazwischen hört man das leise Schluchzen der Armut; manchmal klirrt auch etwas wie ein Messer, das gewetzt wird».⁶

Allen diesen Geschehnissen konnte und durfte sich selbstredend die Schweiz, der Staat Bern und unser Landesteil, wie wir es bereits schlaglichtartig zu zeigen versucht haben, nicht entziehen. Wir werden in den folgenden Ausführungen deshalb immer wieder darauf zurückkommen. Es wird

aber auch zu fragen sein, ob der Oberaargau, den wir ja erneut geschichtlich zwischen zwei nationale Daten eingespannt haben, nicht auch selbst einen eigenen Beitrag zum grossen Gang der Dinge beigesteuert habe.

II. Themen und Verläufe

1. Die politische Grundlage

Um das staatliche Gemeinschaftsleben verstehen zu können, auf dem der Oberaargau – geographisch und für unsere Untersuchung massgebend die Gegend zwischen Napf, Jura, Oesch und Roth, politisch damals das Gebiet der Amtsbezirke Aarwangen, Wangen, Burgdorf und Fraubrunnen – in unserer Berichtszeit beruhte, ist es unumgänglich, auf die bernische Verfassung von 1846 zu sprechen zu kommen.⁷ Sie war vornehmlich das Werk der Radikalen Stämpfli und Ochsenbein, die kompromisslos gegen alles Aristokratische fochten, an eine unbeschränkte Vollkommenheit menschlicher Einrichtungen und die gütige Allmacht des Staates glaubten und als leidenschaftliche Zentralisten dessen stärkere Intervention in der Sozialfürsorge forderten. Demnach wurde nun der Grosse Rat im direkten Verfahren, ohne Zensus von allen ehrenfähigen, mindestens 20jährigen Männern gewählt. Er erkor das Obergericht und den von 17 auf 9 Mitglieder verminderten Regierungsrat. Dieser konnte nach einem Verlangen von 8000 Bürgern durch eine Volksabstimmung abberufen werden. Seine Verhandlungen waren öffentlich. Geschworenengerichte demokratisierten die Justiz. Die Gemeinden wurden von der Unterstützungspflicht gegenüber den Armen befreit, Bodenzinse und Zehnten gegen eine möglichst niedrige Entschädigung an die bisherigen Besitzer aufgehoben. Die Summe wurde auf das 14fache eines 21jährigen Durchschnittsertrags festgesetzt, dann von der Regierung auf die Hälfte reduziert. Die Gemeinde Walterswil⁸ musste so für den Loskauf des Getreidezehnten noch 4445 Fr. 77 Rp., für den Heuzehnten 2270 Fr. 31 Rp. bezahlen. Die Landgarbe vom Ursenbachberg wurde um 54 Fr. 06 Rp. losgekauft. Die Schuldner hatten nach 1846 jährlich auf den 31. Dezember 8% des ursprünglichen Betrags der Ablösesumme zu begleichen, wovon als Zins 4% abgerechnet wurde. Das übrige wurde zur Tilgung des Kapitals verwendet. Die Gemeinde bezog auf diese Weise noch fast 20 Jahre lang eine Steuer zur Amortisation der Zehntloskaufschuld. Der Staat seinerseits erhob nun zum

4 Mai 70.

Stämpfli, Grossrat:
Doppelwahl.

Herr Regierungsrat des Kantons Bern!

Mit anerkennender Bezugnahme, dass Sie in Ihrer Geschäftsver-
-antwortung 2 St. Immer - zum Misshede der grossen Majorität
entschieden haben sind, erkläre ich, Sie nicht für den Kreis
Rohrbach anzunehmen.

Mit Hochachtung
Grossrat

Bern d. 4. Mai 1870.

Jakob Stämpfli

Faksimiledruck des Schreibens, in dem Nationalrat Jakob Stämpfli dem Regierungsrat des Kantons Bern erklärt, dass er sich nach der Doppelwahl 1870 zum Grossrat in den Kreisen Rohrbach und St. Immer für Rohrbach entscheide. Fotokopie Staatsarchiv Bern.

Ausgleich der Ertragsverluste direkte Steuern auf Einkommen und Vermögen. Eine Hypothekarkasse sollte die finanziellen Verpflichtungen erleichtern helfen.

Gesamthaft gesehen, brachte das Grundgesetz, das übrigens einer allfälligen Revision durch politische Versammlungen unterstand, eine Menge Neuerungen, die man als fortschrittlich empfand, so dass es in gemeindeweiser, offener Abstimmung mit rund 34 000 Ja gegen bloss 1200 Nein angenommen und, obschon seine Durchführung bald administrative Schwierigkeiten verursachte, bis zur Revision von 1869 jedes Jahr am 31. Juli im Oberaargau mit Böllerschüssen und weithin sichtbaren, von den «blauen Höhen des Juras»⁹ lodernden Freudenfeuern gefeiert wurde.

2. Die politischen Auseinandersetzungen unter der Freischarenregierung bis 1850

Die Schonzeit der im Geist der Freischaren geschaffenen Verfassung von 1846 war kurz. Als nach dem Sieg der Liberalen im Sonderbundskrieg unter der mässigen Führung von General Dufour die radikale Begeisterung abebbte, 1848 der neue Bund in versöhnlichem, ausgleichendem Geist entstand und die Stellung der Kantone im Rahmen des Nationalstaates eine deutliche Abwertung erfuhr, erwachte auch gleich die Kritik. Anstoss erregte vorerst das moderne Steuergesetz, das, wie befürchtet, die staatlichen Finanzen nicht ins Gleichgewicht zu bringen vermochte und sowohl Handelsleute als auch Gewerbetreibende und Bauern verdross; denn es führte zu Geld- und Kreditmangel und hatte Betreibungen und, zumindest im Amt Trachselwald, Güterabtretungen zur Folge.¹⁰ Der Wangener Statthalter Leu stellte ausserdem fest, dass die Erhöhung der Liegenschaftsschätzungen, der Staatssteuer auf 1‰ (!) und der Militärsteuer es in geldarmer Zeit den Männern, die «klein, schwach [folgich dienstuntauglich]» seien, kaum möglich werde, «Frau und Kinder durchzubringen».¹¹ Im Amt Aarwangen klagte man über die «starken direkten Abgaben, die hohen Sporteln der Anwälte, die Besoldungen der Beamten und das Betreibungsgesetz».¹² Die Sozialdienste der Gemeinden, denen der Staat die Bedürftigen überbunden hatte, und die private Hilfe steckten noch in den Anfängen. Die Vermehrung der Wirtschaftspatente vergrösserte durch die «Branntweinpest» das Elend. Die Überpolitisierung des Volkes bewirkte eine Verwilderung der Sitten. Gotthelf geisselte die Zustände in seinem bekannten Werk «Zeitgeist und Bernergeist». Er, der

mit Amtsrichter Burkhalter vom Fluhacker in Niederönz die Regeneration begrüsst hatte¹³, wandte sich, vom weltlich-materialistischen Treiben der Radikalen enttäuscht, den «Altliberalen» zu. Diese hatten die gleiche weltanschauliche Wurzel; doch waren sie massvoller. Wohl kämpften auch sie für Handels-, Presse- und Niederlassungsfreiheit; aber die Einmischung des Staates auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet lehnten sie ab. Gerade hierin sollten sich dann die Geister in der Frage Privat- oder Staatsbau der Eisenbahnen in den fünfziger Jahren scheiden.

Statthalter Karrer erfasste dieses Gesellschaftsbild und die Stimmungslage von seiner hohen Warte des Schlosses Trachselwald schlüssig, wenn er in einer weit über die Routinerubriken des Verwaltungsberichts hinausgehenden Analyse die Bevölkerung in drei Hauptklassen teilte: in die «Zufriedenen», in die, «die von zu Hause der gegenwärtigen Ordnung abgeneigt» sind, und in «solche, die sich wenig um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern [wer hört hier nicht des Atheners Perikles Tadel heraus!], keine oder keine selbständige Meinung haben und durch Agitation in die zwei entgegengesetzten Lager gespalten werden können».¹⁴

Unter diesen Vorzeichen ging der Oberaargau 1848 in seine ersten Nationalrats wahlen. Auf den Kanton Bern, als den mit 458 000 Einwohnern weitaus volkreichsten Stand der Schweiz, entfielen 20 der insgesamt 111 Sitze, auf unsern Landesteil, den bis 1917 bestehenden Wahlkreis 8, drei Mandate. Der Urnengang stand, was nach Karrer nicht erstaunt, im Zeichen einer «grenzenlosen Interesselosigkeit des Volkes». Von den 17 000 stimmberechtigten Oberaargauern machten ganze 1445 von ihrem Bürgerrecht Gebrauch. Gewählt wurden Regierungsrat Dr. Johann Rudolf Schneider, der Menschenfreund und «Retter des Seelandes» mit 959 Stimmen (Urnenbau steuerte 26, Thunstetten 29 Stimmen bei, um zwei Kirchgemeinden als Beispiele zu nennen), der Wangener Major Johann Vogel und der Berner Obergerichtspräsident Friedrich Kohler. Im Emmental mit dem Amt Trachselwald schritten von den 18 000 Stimmberechtigten nur 1335 zu den Wahlversammlungen. Gewählt wurden alt Schultheiss Neuhaus von Biel, alt Regierungsrat Schneider von Langnau und Regierungspräsident Funk von Bern. Ulrich Ochsenbein, der mit 978 Stimmen (in Huttwil 31) das beste Ergebnis erzielt und General Dufour, der im 4. Wahlgang 952 Stimmen erhalten hatte, verzichteten auf das Mandat. Ochsenbein, weil er Bundesrat wurde; Dufour, da er ebenfalls im Seeland reüssiert hatte und diesem Kreis den Vorzug gab. Als Nachfolger Ochsenbeins in der Regierung war der erst

28jährige, radikale, in Langenthal tätige Fürsprecher Johann Bützberger¹⁵, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit, vorgesehen – wir werden ihr noch oft begegnen –; gewählt wurde aber der «gemässigte» Radikale Johann Ulrich Lehmann von Lotzwil mit 100:80 Stimmen. Als Bützberger 1849 bei einer Ergänzungswahl dann doch durchdrang, lehnte er ab, wohl weil er die selbständige Berufsausübung vorzog.

In diesem Wahlkampf hatten sich, wie 1846, im Kanton Bern nur die zwei Parteien der Freisinnigen – Radikale und Liberale – und der Konservativen gegenübergestellt. Vereinsorganisationen im heutigen Sinn des Wortes waren sie allerdings noch nicht. Es fehlten Statuten, Vorstand, Delegiertenversammlungen und Sektionen. Bei der Nomination der Kandidaten, welche durch eine Zusammenkunft angesehener Lokalmatadoren vorgenommen wurde, spielte die Persönlichkeit, weniger die Zugehörigkeit zu einem Interessenverband, eine Rolle. (Bei eidgenössischen Wahlen war nicht einmal der Wohnsitz massgebend). Wer nicht über akademische Bildung oder erheblichen Besitz verfügte, gelangte schwerlich in die Volkskammer. Vorherrschend war der Berufsstand der Juristen; daneben fanden Handelsleute, Industrielle und Militärs Platz. Das bäuerliche und gewerblichkleinbürgerliche Element war schwach vertreten, der Arbeiterstand überhaupt noch nicht.

Die politischen Kämpfe der Folgezeit wurden nun immer mehr zu einer Auseinandersetzung unter den beiden Flügeln des Freisinns, also der Radikalen, jetzt «Weisse» genannt, und der Altliberalen oder «Schwarzen». Beide stiessen erstmals 1849 in der Frage des Militärkapitulats, das zwischen Bern und Neapel bestand, zusammen. Es handelte sich darum, ob dieser Vertrag vorzeitig aufzulösen sei oder nicht. Die Bundesverfassung verbot nämlich solche Abschlüsse. Gerade deshalb, und weil die Berner Soldtruppen 1848 an der Unterdrückung des republikanischen Aufstands in Neapel beteiligt gewesen waren¹⁶, traten die Radikalen für die Rückberufung der Soldaten ein. Ihr Hauptsprecher war Bützberger. Als Forum benutzte er im Bad Gutenberg eine Versammlung der Aarwanger Amtssektion des sogenannten Volksvereins, einer Organisation, die als Schöpfung Stämpflis, wie der 1831 in Langenthal gegründete Schutzverein für politischen Fortschritt, erste Züge einer modernen Partei trug, Mitgliederbeiträge erhob und empfohlene Vertrauenswürdige aufnahm. Dadurch wurde das Thema moralisch und national aufgewertet. Bützberger gestand ein, dass die Berner Regierung einen Kontrakt brechen und finanzielle Einbussen erleiden müsse; der Dienst unter den



Das Nationalrat-Bützberger-Haus an der Lotzwilstrasse in Langenthal, Mittelpunkt der oberaargauischen Radikalen. Unter dem späteren Besitzer Oberförster von Erlach war es als «Forsthaus» bekannt. 1974 musste es einer Überbauung weichen. Aus: Text- und Bildband «Langenthal». Foto H. Zaugg.

Fahnen einer absoluten Monarchie aber sei ein Schandfleck und werde sich rächen, wenn Italien einmal republikanisch sei. Er erhielt den erwarteten Beifall. Im Grossen Rat vertrat er die gleichen Thesen. Die Radikalen siegten mit 141:18 Stimmen. Das Berner Regiment wurde 1856 aufgelöst.

So gingen die «Weissen» gestärkt in die auf den 5. Mai 1850 angesetzten Erneuerungswahlen des Kantonalparlaments. Diese Zuversicht spiegelte sich deutlich in der Regionalpresse¹⁷, wo der radikale Langenthaler «Vaterländische Pilger» an die hochgemuten Freischaren- und Sonderbundsjahre anknüpfte und gemeinsam mit der ebenso kämpferischen «Buchsli-Zytig», Stämpfli «Berner Volkszeitung», forsch gegen ihre Widersacher loszog. Besonders hatte es der Pilger auf die im nahen Gasthof «Kreuz» angestammte liberale Lesegesellschaft abgesehen, deren Mitglieder er als «Angehörige des

Patriziats an der Herrengasse» [der Langenthaler Marktgasse] bezeichnete. Giftige Pfeile schoss er auch gegen den «Oberländer Anzeiger» und die «Basler Zeitung», «Inbegriff aller aristokratischen, konservativen, ultramontanen, preussisch-neuenburgischen, priesterlich-freiburgischen und reaktionären Tendenzen»; den Vorwurf, er huldige dem Atheismus und dem Kommunismus, lehnte er entrüstet ab.

Von Genf bis St. Gallen verfolgte man mit steigender Spannung diesen Wahlfeldzug. Er gipfelte am 25. März 1850 im Tag von Münsingen, dem «etwas Grossartiges» eignet;¹⁸ denn da trafen sich, im Schneesturm aus allen Landesteilen hermarschierend, gleichzeitig, nur durch Steinwurfweite getrennt, ruhig und würdig, die Scharen der «Schwarzen» und «Weissen» zu ihren Kampfversammlungen, etwa 10 000 Konservative auf der Löwenmatte, 8000 Radikale auf der Bärenmatte. Auf radikaler Seite wandte sich Bützberger, Kopf der 250 Oberaargauer, scharf gegen den Abfall vieler Liberaler von den ursprünglichen Idealen und der Verfassung von 1846. Bei den altliberalen Konservativen bemerkte man unter etwa 20 Vertretern unserer Region den Langenthaler Kreuzwirt Oberst Friedrich Geiser sowie Vater und Sohn Rickli aus Wangen, alles einstige Freischärler. Die ganze gewaltige Kundgebung verlief ohne nennenswerten Zwischenfall.

Nach dieser bestandenen Reifeprobe der Demokratie splitterte sich der Parteienkampf wieder in die Städte und Dörfer auf. Und nun schlug, nach den grossen Tagen der Restaurations- und Regenerationszeit, erneut die Stunde für Langenthal, die einstige Hochburg des Liberalismus. Es gründeten dort nämlich am 9. April 61 Linksfreisinnige, unter ihnen bedeutende Persönlichkeiten wie Sekundarlehrer Gut, von dem noch die Rede sein wird, und Pfarrer Kummer, der spätere Erziehungsdirektor, den «Bärenleist»¹⁹, einen nur leicht als «Leseverein» getarnten Treffpunkt, wo die aufliegenden in- und ausländischen Zeitungen studiert und die letzten Vorbereitungen für den Wahltag getroffen werden konnten. Nach der Sitzung vom 30. April empfing der Leist eine Abordnung der kürzlich gegründeten lokalen Sektion des Grütlivereins.²⁰ Eindeutig treibende Kraft war wiederum Bützberger. Nicht nur legte er den Gästen die Prinzipien dar, nach denen man gemeinsam streiten wolle, sondern er begrüsst kurz darauf mit «passlichen Worten» in der Badwirtschaft die freisinnige Studentenverbindung «Helvetia», die dann mit flatternden Fahnen und Musik, begleitet von Kadetten und einer Schauspielertruppe, unter einem Triumphbogen im Flecken feierlich Einzug hielt. Langenthal sollte ihr bleibender Bundesort werden.



Johann Bützberger (1820–1886). Fürsprecher, führender radikaler Politiker. Grossrat und Nationalrat, «besten Redner», «Begabtester unter den Radikalen», «Vizestämpfli». Von Bern, seit 1844 in Langenthal. Repro aus Jahrbuch des Oberaargaus 1981.



Eduard Bloesch (1807–1866) von Biel. Fürsprecher, überragender Führer der Berner Konservativen, Gemeindepräsident von Burgdorf, Grossrat, Landammann, Regierungsrat, Nationalrat. Zeitgenössische Litho Landesbibliothek Bern, aus: Berner – deine Geschichte.

Die Grossratswahlen vom 5. Mai bescherten den Radikalen, die durch ihr doktrinäres Verhalten und die Menge neuer Gesetze weite Kreise des Volkes vor den Kopf gestossen hatten, eine empfindliche Niederlage. Stämpfli und sein «Vize», Bützberger, errangen nur 105, die Konservativen unter dem Bieler Eduard Bloesch 118 Sitze. In den 3 Wahlkreisen Aarwangen, Langenthal und Rohrbach des Amtsbezirks Aarwangen wurden im ersten Gang ausschliesslich Radikale, deren 12, gewählt; erst in der Nachwahl gelangte als einziger «Schwarzer» der Langenthaler «Patrizier» Geiser in den Rat; das Amt Wangen entsandte aus dem Kreis Herzogenbuchsee 5 «Weisse» und aus dem Kreis Oberbipp, der das ehemalige Bipperramt umfasste, 4 «Schwarze».

3. Staats- und Gemeindeprobleme unter dem Regiment Bloesch 1850–1854

Die radikale Regierung Stämpfli wurde nun durch das konservative Regime Bloesch abgelöst, das grösstenteils aus dreissiger Liberalen und Bernburgern bestand. Im Oberaargau behaupteten sich immerhin, im Unterschied zum übrigen Kanton, bei den Bezirksbeamtenwahlen mit grossem Mehr die bisherigen radikalen Sitzinhaber gegen ihre konservativen Kandidaten.

Eduard Bloesch, ein hochgebildeter, frommer, in seinem Wesen eher zurückhaltender Magistrat, ging unter dem Leitsatz «Freiheit und Ordnung» auf Vermittlung und Versöhnung aus, was sich am eindrucklichsten wohl im neuen Gemeindegesetz von 1852 und im Erinnerungsfest «Bern 500 Jahre im Bund» 1853 zeigte. Diese glanzvolle Feier, allen Zeitgenossen unvergesslich, erlebte ihren Höhepunkt am 20. Juni, als vom Aargauerstalden her in prächtigem Umzug, unter dessen Teilnehmern die vielen tausend Oberaargauer Besucher mit Freuden die Knabenmusik Melchnau und die Kadettenkorps von Aarwangen, Herzogenbuchsee, Huttwil, Langenthal und Wynau erkannten, Berns stolze Geschichte durch die Gassen der Hauptstadt schritt.²¹

Das neue *Gemeindegesetz* wurde nach der Maxime geschaffen: «Grundlage der politischen Organisation des Staates sind die Gemeinden, und nur von den Gemeinden ist eine gründliche und gesunde Neubelebung des Staatskörpers möglich». In dem Sinn beliess man den seit 1798 bestehenden Dualismus Bürgergemeinde – Einwohnergemeinde, ordnete aber die strittige und längst fällige Ausscheidung jener bürgerlichen Güter an, die ihrer Bestimmung nach gegenüber denen, die als reines Korporationseigentum betrachtet werden konnten, kommunalen Zwecken dienten. Dadurch sollte die Einwohnergemeinde zu eigenem Vermögen kommen und überhaupt erst Eigenleben gewinnen.

Nach dem bisher geltenden Gemeindegesetz von 1833 hatte das Staatsbürgerrecht – wie seit alters, mit Ausnahme der Helvetikjahre – auf dem Bürgerrecht beruht. Auch die Armenpflege war noch bürgerlich geblieben; aber für alle andern Aufgaben hatte die Einwohnergemeinde sorgen müssen. Dies hatte zu unaufhörlichen Streitigkeiten geführt, da den Ansprüchen der Bürger an ihr herkömmliches Nutzungsvermögen die ebenso berechtigten Bedürfnisse des öffentlichen Lebens gegenüberstanden, die zu decken den Einwohnergemeinden die Mittel fehlten. Kurz und etwas überspitzt gesagt: die Bürgergemeinde verfügte über das ganze Gemeindevermögen, der Einwohnergemeinde blieben nichts als die Lasten.

Allen diesen Ungereimtheiten sollten nun also Ausscheidungsverträge ein Ende setzen. Zu diesem Behuf war die Zweckbestimmung sämtlicher Gemeindegüter auszumitteln; dann galt es, amtlich zu bestätigen, ob sie öffentlichen oder bürgerlichen Aufgaben dienten. Für Vermögen, die der Einwohnergemeinde zuerkannt wurden, hatten die Bürger eine Dotation, eine Ablösesumme zu leisten. Kam keine Einigung zustande, entschied ein Schiedsgericht.

Die Gemeinde Oberbipp hatte die Güter bereits 1837 ausgeschieden und brauchte 1853 unter dem ersten Gemeindepräsidenten der neuen Ordnung, dem tatkräftigen und weitblickenden Seiler Jakob Mägli, nurmehr geringfügige Anpassungen vorzunehmen. Sonst aber ging ein Sturm der Entrüstung durch die oberoargausischen Bürgergemeinden. Die Statthalter, verlängertes Arm der Exekutive, versuchten zu beschwichtigen und die Alteingewohnten von der Notwendigkeit der Änderung zu überzeugen. Zumindest in Teilen der Bevölkerung kehrte eine gewisse Beruhigung ein, und zahlreiche Gemeinden, wie etwa Herzogenbuchsee 1861, Aarwangen und Huttwil 1862, Lotzwil 1864 und Roggwil 1865 vollzogen den Schritt. In Herzogenbuchsee übernahm die Einwohnergemeinde die Fürsorge der Armen; die Huttwiler Bürgergemeinde trat der Einwohnergemeinde das ganze Vermögen von Fr. 126 240 ab, wobei die den Bürgern rückerstattete Auskaufssumme von Fr. 40 000 als Stammkapital an die zwei Jahre später gegründete Ersparniskasse ging.

Andernorts aber, vor allem im Amtsbezirk Aarwangen, legten sich die Wellen in langen und oft leidenschaftlichen Auseinandersetzungen noch nicht. Es kam soweit, dass, nachdem 1861 und 1862 erfolglos Petitionen in Bern eingereicht worden waren, die Grossräte Gottlieb Geiser, Langenthaler Statthalter zwischen Hammer und Amboss, und der Lotzwiler Lehrer Felix Greub beim Regierungsrat vorstellig wurden. Ihr Rekurs wurde aber 1866 vom Grossen Rat mit 117:23 Stimmen abgelehnt. Nun bequeme sich 1867 auch Langenthal unter dem Druck der Obrigkeit zum Ausgleich. Der Einwohnergemeinde wurde, wie es das Gesetz vorsah, das Vormundchaftswesen, die Armenfürsorge, die Schulpflege, das Militärquartieramt, das Führungswesen und die Ortspolizei übertragen, wofür sie Fr. 273 000 erhielt; der Bürgergemeinde verblieb noch die Verwaltung ihrer Güter.²² In der Ausscheidung der Güter von Ursenbach, 1868, wurden Fr. 70 000 an die Bürger verteilt.

Mit der Lösung der Güterfrage war wohl ein wichtiger bernischer Gemeindeentscheid gefallen; aber burgerinterne Probleme wie die Frage der

Zuteilung des Nutzens an Auswärtige und der Grundsatzbeschluss über den Bestand der Bürgergemeinde überhaupt blieben heftig umstrittene Politika.

Nun zurück ins Jahr 1851, zu den weniger glücklichen Massnahmen des Regimes Bloesch. Sie bestanden in Missgriffen des Regierungspräsidenten selbst, der, vermutlich von konservativen Scharfmachern verleitet, in seinem sittlichen Eifer das in seinen Augen allzu radikale Staatsseminar Hofwil für drei Monate stilllegen liess, den Grütliverein verbot, die Presse einschränkte und in den Schulen die Prügelstrafe wieder einführte. Was aber das Volk, und im besonderen den Oberargau, am meisten erregte, war die sogenannte *Schatzgelderaffäre*. Sie wurde durch Stämpfli ausgelöst, der erklärte, dass mehrere Millionen Franken, die sich vor 1798 im Staatsschatz befunden hätten, nicht mehr dort, aber noch in Bern seien. Nicht die Franzosen, sondern die Patrizier hätten sie gestohlen und versteckt. Eine solche Anklage brachte die Gemüter landauf, landab in Wallung. An vielen Orten, vor allem in unserer Region, fanden Protestversammlungen statt; so in Herzogenbuchsee, wo Bützberger die Einsetzung einer Untersuchungskommission durch den Grossen Rat unter Ausschluss der Bernburger verlangte; sonst müsste das Volk vom Recht, die Regierung abzuberufen, Gebrauch machen. Die Kommission wurde gebildet. Der Mehrheitsantrag ihrer fünf konservativen Mitglieder lautete, der vermisste Schatz sei entweder in Frankreich oder bereits in der Staatskasse. Die Minderheit der vier Radikalen, worunter Bützberger, jedoch behauptete, es seien die Gelder und Wertschriften des sogenannten Reserve- und Separatfonds der Stadt Bern; dieser sei somit samt Zinsen als Staatsvermögen zurückzufordern. Sie unterlag aber im Grossen Rat mit 107:85 Stimmen.

Nun begann die Abberufungskampagne gegen Regierung und Parlament. Sie schlug im Oberaargau hohe Wellen. Durch den «Vaterländischen Pilger» zum Handeln aufgefordert, trafen sich, wiederum im Bad Gutenberg, auf eine Einladung des Volksvereins des Amtes Aarwangen 300 Bürger unter dem Vorsitz von Bützberger zur Besprechung der Angelegenheit; und es ging davon die Parole aus, alle freisinnigen Kräfte des Kantons sollten zur Bekämpfung der «Vorrechtler und Pfaffenpartei» sich vereinen. Überall wurden Unterschriften gesammelt. Die oberaargauischen Ämter brachten 3501 Namen auf; im Amt Trachselwald Affoltern 21, Dürrenroth 127, Wyssachengraben 60. Bloesch veranstaltete Gegenversammlungen, unter anderem einen Tag in Koppigen, wo die meisten Gemeinden des Oberaargaus vertreten waren und wiederum Bützberger das Wort ergriff. Schliesslich unter-

zeichneten im ganzen Kanton 16000 Bürger, die doppelte Zahl des verlangten Quorums, das Abberufungsbegehren. Die Konservativen behielten jedoch auch in der Volksabstimmung am 18. April 1852 mit 38442 Ja:45 131 Nein die Oberhand. Das Amt Aarwangen hatte sich mit starkem Mehr (2865 Ja: 1471 Nein – Langenthal mit 355:227) für die Radikalen entschieden; einzig ausgerechnet Bützbergers Kirchgemeinde Bleienbach hatte abgelehnt. Im Amt Wangen hatten 1900 dafür, 1300 dagegen votiert; der ganze Kreis Oberbipp hatte sich freilich geschlossen für die «Schwarzen» entschieden. Auch der Amtsbezirk Trachselwald hatte den «Weissen» mit 1591 Ja:2136 Nein die Gefolgschaft versagt, Eriswil mit 87 Ja:117 Nein, Dürrenroth mit 19:225 (welcher Stimmungswandel!), Walterswil mit 37:75 und Wyssachengraben mit 109:212; nur Huttwil hatte mit 227 Ja: 192 Nein angenommen. Bützberger trat aus dem Grossen Rat aus.

Der Abberufungsfeldzug war, wie der Wahlkampf von 1850, in der ganzen Schweiz mit grösstem Interesse verfolgt worden. Als sein Scheitern bekannt wurde, schrieb Dufour erleichtert an Bloesch: «Dieu en soit loué, non seulement le canton de Berne est sauvé par là, mais avec lui la Suisse entière».²³ Der erste Angriff der aufkommenden demokratischen Bewegung mit dem Volksveto war abgeschlagen. Doch die konservative Regierung konnte sich nur noch ein Jahr halten. Die Opposition war durch die verschiedenen Affären so gewachsen, dass Bloesch bei den Erneuerungswahlen 1854 nur noch über eine kleine Mehrheit (113:105) verfügte, was ihn bewog, mit den Radikalen zu fusionieren. Der Regierungsrat bestand nun für die nächsten vier Jahre aus 5 Konservativen mit Bloesch und 4 Radikalen mit Stämpfli an der Spitze.

Was die Wahlen ebenfalls massgebend beeinflusst hatte, war ein ganz neues politisches Thema, das in den folgenden Jahrzehnten immer bedeutungsvoller werden sollte: die Eisenbahnfrage.

4. Der Eisenbahnbau und seine Auswirkungen

Für den Oberaargau begann das Eisenbahnzeitalter am 20. September 1852. Da schreckte nämlich der uns bekannte Kreuzwirt Friedrich Geiser den Langenthaler Gemeinderat mit der Nachricht auf, dass gegenwärtig in «den massgeblich höchsten Gremien» über die Linienführung der in unserem Land geplanten Eisenbahnen verhandelt werde und es von «höchster Wich-

tigkeit» sei, dass die Linie beim Flecken «vorbeigehe», weil man im entgegengesetzten Fall um den «blühenden Zustand» des Marktores zu bangen habe. Die entscheidende Beratung finde bereits am nächsten Tag in Bern statt.²⁴ Man müsse «dringlichst» eine Vertretung schicken.

Der Gemeinderat handelte sofort und «schoss» auf Geisers Antrag «aus» Regierungsstatthalter und Grossrat Gottlieb Geiser, Handelsmann Franz Anton Lüscher und den Berner Zuchthausverwalter Neukomm.

Was dürften diese Herren zu dem Zeitpunkt über das bisherige Eisenbahngeschehen in der Schweiz gewusst haben? Vielleicht dies: Es bestanden, aus den vierziger Jahren, bereits die beiden kurzen Strecken Basel–St. Louis und Zürich–Baden. Sie waren noch innerhalb der wirtschaftlichen Barrieren des Bundesvertrags von 1815 erstellt worden. Nun aber bot die Bundesverfassung von 1848 neue Entfaltungsmöglichkeiten. Der Bundesrat hatte sie bereits genutzt und den berühmten englischen Bahnpionieren Stephenson und Swinburne den Auftrag erteilt, ein Gesamtprojekt für unser Land auszuarbeiten. Das Ergebnis sah im wesentlichen ein Schienenkreuz mit den Armen Genf–Bodensee und Basel–Luzern vor; Schnittpunkt sollte Olten sein. – Inzwischen hatte sich aber auch der private Unternehmergeist dank ausländischer, vorwiegend französischer Kapitalien mächtig entfaltet, reiche Kantone und ehrgeizige Politiker gewonnen und ein wahres Baufieber entfacht. So hatten sich zahlreiche wagemutige Aktionäre im Glauben an die unbeschränkte technische Machbarkeit zu Gesellschaften verbunden; da und dort zeigten sich auch schon die ersten Auswüchse von Spekulantentum. Ebenso liess sich bereits ein wachsender Gegensatz zwischen Befürwortern einer Staatsbahn und Anhängern von Privatbahnen absehen. Jene stritten unter der Führung Stämpflis im Namen der Volkswohlfahrt und der Zentralisation wider fremde Einflüsse; diese behaupteten, ihre Linien würden billiger und abwechslungsreicher; zudem habe der Bund 100 Millionen Franken Schulden. Die Argumentation der Privatbahnbarone, an ihrer Spitze der Zürcher Alfred Escher, drang in den eidgenössischen Räten durch, und so hatte der Bund, allerdings unter dem Vorbehalt eines Expropriationsrechts für öffentliche Bauten und eines Rückkaufrechts, 1852 in einem ersten Eisenbahngesetz Bau und Betrieb den Kantonen und damit mittelbar privaten Unternehmen übertragen.²⁵

Die Folge war, dass sich im Mittelland drei Hauptgesellschaften bildeten, die mit ihren Projekten wetteiferten. Die eine, die Nordostbahn (NOB), plante von Zürich aus sternförmig Strecken bis Schaffhausen, Frauenfeld, St.

Karikatur von 1855 zum Eisenbahnbau in der Schweiz



„Die Erdarbeiten haben begonnen.“

Zeichnung aus: Der Postheiri 24. 2. 1855.

Gallen, Glarus, Chur und Aarau. Dort schloss, mit Sitz in Basel, die Schweizerische Centralbahn (SCB) mit den Linien Olten–Bern und Basel–Luzern an. Sie wollte als Fortsetzung die Linien Olten–Luzern und Olten–Westschweiz, zur Oronbahn, über Bern oder Biel bauen.

Vermutlich hatten die drei Langenthaler erfahren, dass die Berner Regierung angesichts einer drohenden Jurafusslinie Olten–Solothurn–Biel, zu der die Solothurner Exekutive der Schweizerischen Centralbahn bereits die Konzession erteilt hatte, ihre anfänglichen Bedenken einer Souveränitätseinbusse fallen lassen und der Basler Gesellschaft 1 Million Fr. versprochen hatte, wenn die Berner Strecke über Langenthal–Burgdorf mit einer allfälligen Abzweigung von Herzogenbuchsee nach Solothurn den Vorzug erhalte.

Für Langenthal ging es demnach um die Centralbahn. Welchen Bericht die drei Abgesandten aus Bern heimbrachten, ist nicht protokolliert. Jedenfalls beschloss der Gemeinderat, die Angelegenheit aufmerksam zu verfolgen, und ernannte zu dem Zweck am 7. Oktober eine Kommission, be-

stehend aus den beiden Delegierten Geiser und Lüscher und Gemeinderat August Gygax. Vier Wochen später, am 24. November, kam es zu einer ersten Vereinbarung zwischen dem Kanton Bern, der in einer Übereinkunft mit den Westkantonen Solothurn verdrängt hatte, und dem provisorischen Verwaltungsrat der SCB über einen «Konzessions- und Pflichtvertrag hinsichtlich des Baus von Eisenbahnen im Kanton Bern».²⁶ Darin ermächtigte die Regierung die Gesellschafter, «in Verlängerung der Linie Basel–Olten–Murgenthal eine Eisenbahn in Richtung Langenthal und Herzogenbuchsee und von da einerseits bis zur solothurnischen Grenze gegen Solothurn und andererseits nach Wynigen, Burgdorf, Schönbühl mit Ausmündung auf dem linken Aareufer nach Bern» zu erstellen. Die Bauten sollten vier Jahre nach der Bundeskonzession – diese erfolgte am 28. Januar 1853 – «vollendet sein». Die Tarife hatten nach «Fahrstunde» (4800 Meter) für Wagen erster Klasse 50 Rappen, Wagen zweiter Klasse 35 und Wagen dritter Klasse 25 Rappen zu betragen; Kinder von 2–10 Jahren waren zur halben Taxe zugelassen. Im Tag mussten mindestens zwei Fahrten in jeder Richtung stattfinden. Der Zugang zur Bahn war auf den Stationen erst 15 Minuten vor Abfahrt mit Glockenzeichen zu gestatten.

Am 17. Dezember teilte der Regierungsrat den Statthaltern von Aarwangen und Wangen mit, dass sich der Verwaltungsrat der SCB in Basel konstituiert und die nötigen Vorbereitungen zur endgültigen Bestimmung der Linie auf Berner Gebiet getroffen habe. Den Gemeinden sei dies zur Kenntnis zu bringen. So vernahmen die Behörden von Herzogenbuchsee, sie hätten den mit der Planung betrauten Aarauer Ingenieur Lehmann freundschaftlich zu empfangen und bereitwillig zu unterstützen, wenn er die Aussteckungen vornehme; Signale und Pfähle dürften nicht beschädigt werden.

Jetzt begann der Kampf um die Streckenführung. Am 17. Februar 1853 treffen wir die drei Langenthaler Delegierten an einer beratenden Versammlung in Zofingen;²⁷ auch darüber ist nichts bekannt. Doch sickerte nun durch, dass einzig das Trassee Olten–Murgenthal, rechts der Aare, unbestritten sei. Von dort stünden dann zwei Möglichkeiten zur Wahl: eine Bauführung über Roggwil–Dreilinden–Bützberg–Herzogenbuchsee–Riedtwil und eine andere über Roggwil–Langenthal–Bleienbach–Thörigen–Bollodigen–Riedtwil. Dies rief den Gemeindepräsidenten von Herzogenbuchsee auf den Plan. Am 23. August 1853 berichtete er dem Gemeinderat, dass Eisenbahningenieure bei Bettenhausen mit Absteckungsarbeiten beschäftigt seien und



Jakob Stämpfli (1820–1879) im Jahre 1851. Fürsprecher, Führer der Radikalen im Kanton Bern und in der Eidgenossenschaft. Grossrat, Regierungsrat, Nationalrat, Bundesrat. Litho J. C. Ochsner StAB X D. 23, Foto Frutig, Bern.

sein grosses Dorf Gefahr laufe, umfahren zu werden. Die Folge war, dass Einwohner- und Bürgergemeinde Herzogenbuchsee und der Gemeinderat von Wangen ungesäumt eine «Ehrerbietige Vorstellung» an das Direktorium des Verwaltungsrates in Basel richteten, worin sie um die Berücksichtigung Herzogenbuchsees ersuchten; argumentiert wurde vor allem mit beeindruckenden Zahlen des Warenverkehrs der beiden Orte.

Im Gemeinderat Langenthal wartete am 3. November erneut der offenbar über geheime Kanäle verfügende Friedrich Geiser mit der umstürzenden Neuigkeit auf: die Linie Murgenthal–Herzogenbuchsee verlaufe für Langenthal ungünstig, weit draussen im Hard, etwa 2 km von der Ortsmitte entfernt! Sogleich wurde eine dringende Sitzung auf den 6. November einberufen zur Besprechung der notwendigen Massnahmen. Diese bestanden dann vor allem darin, unverzüglich bei der Berner Regierung und dem Basler Verwaltungsrat vorstellig zu werden. Zu Abgeordneten bestimmte man keine Geringeren als die Nationalräte Bützberger und Lehmann.²⁸ Die Gemeinde setzte offenbar alles auf eine Karte und war am 7. November gar bereit, der

SCB-Gesellschaft «ein gemeinsames Opfer, als Maximum Fr. 15 000 zu bringen, wenn die Bahn zunächst der Feldgrube [ungefähr beim heutigen Strassenkreuz Bern-Zürich-Aarwangenstrasse] angelegt werde; Fr. 20 000, wenn diesseits».²⁹ Für die hohen Beträge, die nach Bestechung riechen und unangenehme Erinnerungen an ein ähnliches Vorgehen Langenthals im «Kampf um die Neuwe Aargäustrasse» wecken³⁰, hafteten die Einwohnergemeinde, die Bürgergemeinde und Private. – Am 15. Januar 1854 sollte ein Vorschuss geleistet werden. Über allfällige Überweisungen schweigen sich allerdings die lokalen Rechnungsbücher aus.

Aber der hohe Einsatz lohnte sich. Am 8. Dezember schrieb der Regierungsrat an die Direktion der SCB in Basel, «die Linie Murgenthal–Hindelbank sei genehmigt mit der Einschränkung, dass das Stück von Murgenthal bis Hermiswil mit Rücksicht auf die Wirtschaft Langenthals als nicht annehmlich erklärt» und über diesen Teil des Trassees ein neuer Vorschlag erwartet werde.³¹

Langenthal hatte nochmals ein Druckmittel, als es anfangs 1854 von der SCB ersucht wurde, ein Aktienkapital von Fr. 200 000 zu zeichnen, und nur unter der Bedingung zu willfahren bereit war, dass die Strecke 500 Fuss östlich der Feldgrube und der Stationshof möglichst nahe am Ortszentrum gebaut werde.³² Auch dem wurde entsprochen und nach einem Augenschein in Gegenwart von Bundesrat Stämpfli am 18. Januar 1855 erklärt, dass die Bedingungen erfüllt seien. Für Herzogenbuchsee hatte sich die Einsprache inzwischen ebenfalls günstig ausgewirkt, indem die Variante Bleienbach–Thörigen–Riedwil fallen gelassen worden war und sich am 4. Januar 1855 Bundesrat Stämpfli am nordwestlichen Ausgang des Dorfes mit Abgeordneten des Gemeinderates und Oberingenieur Buri getroffen hatte, um den Standort des Bahnhofs festzulegen. Am 30. Januar erhielt die Gemeinde Kenntnis, dass zwischen der Berner Regierung und der SCB Verträge ausgetauscht worden seien, wonach der «Eisenbahnhof in tunlichster Nähe zu hiesigem Dorf», auf das «Feld gegen Niederönz, beinahe näher zu dieser Ortschaft als zur hiesigen» zu stehen kommen sollte. Jetzt wurden Gemeinderat Albert Born und Handelsmann Felix Moser dazu bestimmt, Bauleiter Buri in Burgdorf zu bewegen, einer Linie «näher dem hiesigen Dorf» den Vorzug zu geben. Die SCB lenkte ein und erläuterte der Gemeinde am 17. August das (dem heutigen Zustand entsprechende) Projekt. Diese stimmte zu und wies den Antrag einiger Bürger ab, den Bahnhof etwa 100 Meter nach Nordwest zu verlegen zur Rettung von Baumreihen, «der schöns-



Die architektonisch eindruckliche Bahnhofhalle von Herzogenbuchsee, 1857 erbaut, 1978 abgebrochen. Foto Hans Wyssmann, Herzogenbuchsee.

ten und alleinigen Wässermatten», von Ackergründen und wegen «Unannehmlichkeiten für den Herrn Ortsgeistlichen, das Eisenbahngewühl in der Nähe der Pfrunddomäne zu haben».

Die Gemeinderäte von Koppigen, Kirchberg, Utzenstorf und Bätterkinden protestierten gegen die Richtungsänderungen, wurden jedoch vom Grossen Rat abgewiesen.³³ Auch die Einwände von Wirten, Krämern und Fuhrleuten, die auf den Aarewasserweg, die guten Posten und die leistungsfähigen Staatsstrassen Bern–Kirchberg–Herzogenbuchsee–Kaltenherberge–Aarburg, die Juraroute Kirchberg–Wangen–Wiedlisbach–Oberer Hauenstein und Burgdorf–Bleienbach–Langenthal–Zofingen verwiesen, fanden kein Gehör. Ebenso wenig wurde die Kritik von Baufachleuten, die auf die kostenvertuernde hügelige Beschaffenheit des Geländes aufmerksam machten, und die Bedenken von besinnlichen Konservativen, die vor der Zerstückelung der Landschaft, vor «Unsesshaftigkeit» und Verweichlichung der Bevölkerung warnten, ernstgenommen. Die Bahnbaueuphorie war bei den technisch, geschäftlich und politisch interessierten Kreisen zu gross. Stand nicht damals in einer Nummer des «Oberaargauer» zu lesen: «Vom westlichen und nördlichen Meere an findet die brausende Lokomotive kein Hindernis mehr bis zum Fusse der Alpen!»³⁴ Brachte die Eisenbahn nicht auch Arbeit und Verdienst?

Mittlerweile war auch die Frage der Finanzierung geregelt worden: Der Kanton Bern beteiligte sich mit 4 Mio Fr., welche er auf die von der Bahn berührten Ortschaften verteilte. Langenthal hatte lediglich noch Fr. 110 000, Herzogenbuchsee Fr. 90 000 zu übernehmen. So konnte mit dem Bau der über zwei Jahre umstrittenen Oberaargauer Linie schliesslich 1855 begonnen werden. Die Arbeiten schritten dann aber sehr rasch voran. Nach Befragung der Kirche durfte gemäss Statthalterbeschluss vom 16. März 1856 auch am Sonntag gearbeitet werden. Vom Baubetrieb selbst verlautet wenig.³⁵ In Bützberg, und wohl auch andernorts entlang der Strecke, gab es laute Zahltagsabende, aber keine Zwischenfälle. Gesamthaft gesehen hielt die Region in Bahnfragen treu zur Regierung.³⁶ Einzig Thunstetten beklagte sich wegen Waldschadens.

Die Strecke Aarburg–Langenthal–Herzogenbuchsee konnte deshalb schon am 16. März 1857 eingeweiht werden, und Langenthal hatte nun «seinen Stationshof, 10 Minuten vom Zentrum» – er sollte in seinem nüchternen, stereotypen, kostengünstigen Baustil mehr als ein Jahrhundert überdauern!³⁷ Herzogenbuchsee wurde mit seiner Abzweigung nach Solothurn Nahtstelle zwischen Ost- und Westschweiz und so für einige Jahre blühender Umschlagplatz. Davon zeugte die geräumige, auf hohen Holzpfählern erbaute, 1978 abgebrochene Bahnhofhalle. Beide «Stationshöfe» setzten nun Akzente ins Dorfbild, hatten siedlungsgeschichtliche Auswirkungen und wurden zu neuen gesellschaftlichen Mittelpunkten.

Der Oberaargau war nun durch einen für viele furchterregenden, für andere staunenswerten Eisenstrang durchschnitten und so mit Basel, Zürich und Bern schienenverbunden. Zunächst verkehrten Personenzüge, mit gleichzeitiger Güterbeförderung und Halt an allen Stationen, und Güterzüge mit Personenbeförderung; dann wurden auch Schnellzüge eingesetzt, die nur Murgenthal, Langenthal und Herzogenbuchsee bedienten. Im Jahr 1860 lösten am Schalter in Langenthal 42 127 Personen Fahrkarten, in Bützberg 1813, in Herzogenbuchsee 44 487. 1864 fuhren 7 Züge, wovon 1 Schnellzug, in jeder Richtung. Der Frühzug verliess Bützberg 6.04 und erreichte Bern 8.00. Der Schnellzug dampfte in Langenthal 12.40 ab und kam in der Hauptstadt um 13.56 an. Der Betrieb war noch sehr einfach: im Langenthaler Stationshof genügten 5 Beamte und 3 Weichenwärter. Der Vorstand verdiente Fr. 1620 im Jahr, der Weichenwärter Fr. 693–Fr. 960. Die Arbeitszeit war nicht gesetzlich geregelt; sie dauerte vom Früh- (5.55) bis zum Spätzug (18.55). Ruhe-

tage und Ferien kannte man noch nicht.³⁸ Selige Zeit der Dampffrossromantik?

Begreiflicherweise litt in dieser Pionierzeit die Eisenbahn auch an Kinderkrankheiten. So stellte der Langenthaler Handels- und Industrieverein (HIV) 1860 sarkastisch fest, die Schiene habe sich bereits derart vervollkommnet, dass ein Frachtstück von Aarau tatsächlich nach 8 Tagen heil am Ort anlange; Güter benötigten nach Basel oft 2–3 Wochen, während sie vorher durch einen Fuhrmann in 3–4 Tagen am Bestimmungsort abgeliefert worden seien.³⁹ 1861 beschwerte sich Thunstetten, wo das Statiönchen sich noch im Gefälle des Bifangwäldchens befand, die Züge hielten bloss fünfmal im Tag und selten ganz, so dass man nur unter Lebensgefahr ein- und aussteigen könne; man sei dann kaum imstande, die Post richtig zu besorgen; der Briefträger renne oft den Zügen nach, die Pakete würden herausgeworfen. Die Barrieren seien oft, da die Züge häufig unpünktlich verkehrten, stundenlang geschlossen, was sich sehr nachteilig auf die wartenden Bauern auswirke. Das mag auch erklären, dass der Bahnwärter Sommerhalder bei einem Dienstgang durch ein Attentat verletzt wurde und der Thunstetter Lehrer die Schüler davor warnen musste, leichtsinnige Streiche gegen die Bahn zu verüben.⁴⁰ Im Jahr 1865 beklagten sich Reisende, man sei beim Bau des Langenthaler Bahnhofs zu sparsam gewesen, der Wartsaal 3. Klasse sei viel zu klein, an Werktagen müssten die Passagiere darin «förmlich gepfropft» stehen; am Altjahrsabend sei gar der «morsche Tisch», auf den sich «Viehhändler und Ankenfraeli» geflüchtet hätten, zusammengebrochen.⁴¹

Es gibt aber auch Erfreuliches zu berichten: am 20. April 1864 wurde in einem Wagen zwischen Herzogenbuchsee und Riedtwil durch das Rattern des Zuges eine Frau plötzlich von Wehen befallen und gebar dank der «Hebammendienste des Kondukteurs» ein Knäblein, das buchstäblich [wie symbolhaft für die Zeit!] mit der Eisenbahn in die Welt «einfuhr».⁴² Ebenso zuversichtlich beurteilte der Langenthaler Gemeinderat die Bahn; dank ihr «nähmen die Handels- und Krämerbetriebe infolge des besseren Marktbesuches zu», deshalb sei sie geradezu Sinnbild der kecken Unternehmungslust dieser Jahre «und das Bekenntnis zu einer Zeit, in der das Geld regiere».⁴³ Auch Statthalter Egger räumte der Eisenbahn zusehends grösseren Einfluss auf die «ökonomischen und gewerblichen Zustände» ein; Früchte, Gemüse, Cerealien (Getreide) und Tiere könnten zu höheren Preisen verkauft werden, auch wüchsen die Absatzvorteile für die Industrie. Tatsächlich reis-

ten 1868 Tausende auf der Schiene zur ersten Schweizerischen Viehausstellung nach Langenthal, wo «Angehörige verschiedener Nationen auf dem Festplatz wandelten und durch Kleidung, Gestalt und Manieren die Blicke der Menge auf sich zogen».⁴⁴ Freilich erkannten aufmerksame Beobachter auch, dass sich mit den billigen Auslandsimporten von Lebensmitteln, Brotgetreide, Bedarfsartikeln und Rohstoffen einerseits und andererseits den höheren Bodenpreisen, Produktionskosten und Arbeitslöhnen eine Umlagerung in den Bauernbetrieben vom Ackerbau zu Gras- und Milchwirtschaft anbahnte. Davon später.

Nach dem Bau der Stammlinien war jedoch im Oberaargau der Hunger nach neuen Eisenbahnen noch nicht gestillt. Es bildeten sich neben der SCB andere Gesellschaften mit einer ganzen Reihe von Konkurrenzprojekten. Diese hatten die Erschliessung des Hinterlandes zum Ziel. Zuerst wollte man die Strassen-Postanschlüsse Langenthal–Aarwangen–Dürnmühle, Langenthal–Huttwil–Eriswil, Langenthal–Melchnau–Willisau, Herzogenbuchsee–Wangen–Wiedlisbach ersetzen. Auch das Gäu und das Bipperramt meldeten Ansprüche an. Dann tauchten weiträumigere Pläne auf, die unsere Gegend als Verbindungssachse zwischen Frankreich, dem Jura und einem künftigen Gotthardtunnel einbezogen. Dabei standen immer wieder Herzogenbuchsee und Langenthal als Schnittpunkte im Vordergrund.

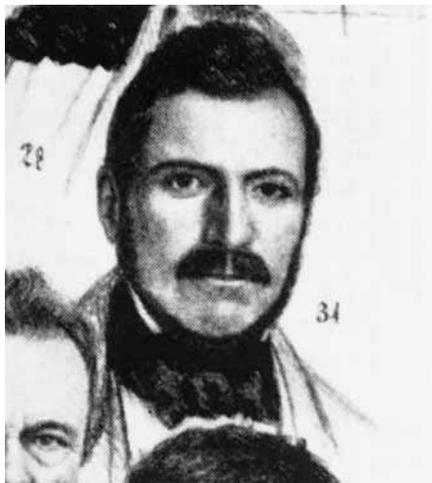
Der Verwirklichung all dieser ehrgeizigen Vorhaben kam eine Gesellschaft im Baselbiet am nächsten. Sie hatte schon in den fünfziger Jahren den Bau einer normalspurigen Eisenbahnlinie von Liestal über Reigoldswil–Erschwil–Mümliswil–Balsthal–Oensingen–Aarwangen nach Langenthal, die sogenannte Wasserfallenbahn, vorgesehen. Es sollte nach Auffassung der Initianten die kürzeste Verbindung zwischen Basel und dem Oberaargau werden. Gedacht war dann eine Fortsetzung über Untersteckholz und Altbüren zum Anschluss an die Linie Olten–Luzern–Flüelen–Gotthard, die sogenannte «Wauwilerbahn». Nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten⁴⁵ konnte endlich 1873 mit dem Bau begonnen werden, nachdem der Bund und die Kantone Baselland, Solothurn und Bern die Konzession erteilt hatten. Man wollte drei Projekten zuvorkommen, die seit der Annahme der Gotthardbahn durch Volk und Stände, am 24. April 1870⁴⁶, ins Spiel gebracht wurden: einer Linie Delle–Delsberg–Münster–Klus–Langenthal–Huttwil–Willisau–Luzern, über die Bützberger in Langenthal 1871 vor 1500 Personen sprach⁴⁷, einer Strecke Langenthal–Huttwil–Zell–Wolhusen, für die sich die Gemeindevertreter des Langetentals an einer Versammlung in Kleindiet-

wil einsetzen⁴⁸, und der Staatsbahn Bern–Luzern, deren Trasseeführung die Gemeinden des Amtes Trachselwald über Sumiswald–Huttwil–Zell wünschten.⁴⁹

Die Wasserfallen-Wauwil-Bahn schien zu gelingen. Am 17. Juni 1874 meldete der «Oberaargauer» frohlockend, die Strecke Langenthal–Wauwil (auf etwa 6 Millionen Franken berechnet) sei zum Bau bereit; es fehlten bloss noch die nötigen Erdarbeiten, die Beschotterung, die Schienen und Gebäude. Wenn das Betriebsmaterial da sei, werde die Linie 1880 fertig. Daraus wurde aber nichts. Wegen des Konkurses einer Firma mussten alle Bauten von einem Tag auf den andern eingestellt werden. Von den begonnenen Arbeiten bestehen heute noch die Tunnels von Reigoldswil und Altbüron–Ebersecken, der Damm von Altbüron und ein Sondierbohrloch im Walde östlich Langenthal.

Doch noch nicht genug des Projektierens: Am 22. September 1873 erteilten die eidgenössischen Räte einem übernationalen Initiativkomitee, dem die Nationalräte Stämpfli, Bützberger und Born (Grossrat und Negotiant in Herzogenbuchsee), die Langenthaler Herzog, Gemeindepräsident, und Künzli, Handelsmann, sowie der Buchser Grossrat und Kommandant Röthlisberger angehörten, die Bewilligung zum Bau und Betrieb des Teilstücks Zofingen–Strengelbach–St. Urban–Roggwil–Langenthal–Bleienbach–Herzogenbuchsee–Hellsau–Koppigen–Utzenstorf–Limpach–Lyss, einer schweizerischen Haupttransversale Bodensee–Winterthur–Broye (Nationalbahn). Der Berner Grosse Rat hatte die Zustimmung schon am 26. Februar 1872 gegeben. Die Idee zündete. Der Anschluss an die Handelsstadt Zofingen und die Agrargebiete des Seelandes schien verlockend. Der Gemeinderat von Langenthal sprach einem Aktienkredit von Fr. 250 000 unter der Bedingung zu, dass der Bahnhof unmittelbar südöstlich des Fleckens zu stehen komme; Roggwil folgte mit 60 000, Lotzwil mit 15 000 und Bleienbach mit 90 000, Thörigen mit 50 000, Bettenhausen mit 15 000, Bollodingen und Ochlenberg mit je 5000; Herzogenbuchsee zeichnete 150 000, Niederönz 15 000, Oberönz 20 000, Seeberg 50 000 und Grasswil 28 000.⁵⁰ Gleichzeitig verlangte, freilich erfolglos, eine Versammlung von Bürgern in Wanzwil von der SCB den Bau einer Linie Herzogenbuchsee–Inkwil–Wangen.

Schon lange waren auch wieder Bestrebungen im Gange, Wangen und das Bipperamt einer bereits in den fünfziger Jahren geplanten Schienenverbindung anzuschliessen.⁵¹ Nachdem Solothurn 1865 der Gotthardkonvention beigetreten war, wurde am 6. Januar 1869 Baudirektor Dietler mit Berech-



Johann Rudolf Vogel (1810–1891), Landwirt, Bütstenfabrikant, Salzfaktor in Wangen a.d.A. Radikaler Politiker, Gemeindepräsident, Grossrat, Nationalrat. Fototafel aus: Die Schweizerische Bundesversammlung 1848–1920.

nungen zu einer «Gäubahn» beauftragt. Am 25. Mai 1870 fand unter dem Vorsitz des radikalen Wangener Nationalrats, Grossrats und Gemeindepräsidenten Johann Rudolf Vogel (1810–1891), der sich Vorteile für seine Grundstücke und die Bürstenfabrik versprach, in Oensingen die Gründerversammlung statt. Eingeladen waren alle interessierten solothurnischen und bernischen Gemeinden. Statuten wurden genehmigt und der Niederbipper Grossrat Dr. Reber, der Wiedlisbacher Grossrat und Hauptmann Mägli und die Wangener Rudolf Rickli, Fabrikant, und Adolf Roth, Stabsmajor, ins Komitee gewählt. Von den 1331 Aktien übernahm Wangen 167, Niederbipp 106, Oberbipp 87, Attiswil 85 und Wiedlisbach 75. Dietler versprach allen, die einst vom blühenden Aare- und Strassenverkehr gelebt hatten, neuen Aufschwung; er kalkulierte mit einem Lokalgüterumsatz von 350 000 Zentnern.

So leicht dieser Beginn gefallen war, so schwierig wurde die Ausführung des Projekts. Vor allem die Streckenführung hatte lange Auseinandersetzungen zur Folge. Sollte die Bahn eine Normal- oder eine Schmalspur haben? Sollte sie von Niederbipp über Wangen–Derendingen zum Anschluss an die

SCB führen oder über Wiedlisbach–Attisholz unmittelbar nach Solothurn? Sollten etwa noch die überregionalen Interessen einer «Schweizerischen Thalbahngesellschaft» berücksichtigt werden, welche die Gäulinie bis Lyss fortsetzen und mit der Broyebahn verbinden wollte? Am erbittertsten war der Kampf zwischen Wiedlisbach (mit Mägli als Führer von «4000 Seelen vom Jurafuss») und Wangen um den Bahnhofstandort. Die ganze Angelegenheit wurde schliesslich höheren Orts entschieden: Am 18. Februar 1873 trat der Gäubahnvorstand das Unternehmen an die SCB ab; die Berner Regierung verzichtete auf das 1852 erlassene Konzessionsverbot einer Linie zwischen dem Jurafuss und der SCB-Olten-Bern-Strecke, und der Bundesrat sanktionierte die von der Solothurner Regierung verfügte Linie rechts der Aare mit der Station Wangen-Süd.

Die «Gäubahn», an die Niederbipp Fr. 150 000 und Wiedlisbach, damit es «aus der Isolierung herauskomme»⁵², Fr. 80 000 zahlte, wurde 1876 eingeweiht. Auf die Nationalbahnstrecke, für die Bern noch im «Löwen» zu Langenthal und in Utzenstorf warb, fiel hingegen, weil das Geld nicht ganz aufgebracht werden konnte, der Konkurshammer.

5. Wirtschaft und Volkswohlfahrt

Im eben abgeschlossenen Kapitel sind wir bereits verschiedentlich im Zusammenhang mit dem folgenschweren Aufkommen des neuen technischen Verkehrsmittels volkswirtschaftlichen Fragen begegnet. Darauf ist nun umfassender einzutreten. Zunächst gilt es aber, zum besseren Verständnis des ökonomischen und gesellschaftlichen Wandels in den sechziger und siebziger Jahren die Zustände vor der Inbetriebnahme der ersten regionalen Eisenbahnstrecke genauer festzuhalten.

Aus sämtlichen Rechenschaftsberichten der Statthalter, die wir als zuverlässige Quellen kennengelernt haben, geht hervor, dass bis in die fünfziger Jahre die *Landwirtschaft* nach wie vor wichtigster Erwerbszweig war. Er beschäftigte in den drei Ämtern etwa die Hälfte der Bevölkerung, wobei der Anteil im Napfbergland deutlich über dem Mittel lag. Allgemein ging die Ackerbaufläche zugunsten des Kunstwieslandes zurück. Verschiebungen in der Bewirtschaftung gab es auch infolge der im Gang befindlichen Allmendteilung. Diese beruhte auf einem Beschluss des Grossen Rates von 1765, der allerdings unbefristet war, so dass die Gemeinden sich der Aufgabe mit un-

terschiedlichem Eifer unterzogen. Überall, wo aufgeteilt wurde, hielten die Behörden darauf, dass die Armen ein Landstück bekamen. Die wohlhabenden Dörfer des Unterlandes gingen voran. In Aarwangen, dessen Neuordnung als Muster dienen sollte, empfing jeder Hausvater eine Halbe Jucharte zu lebenslänglicher und vererbbarer Nutzniessung. Die sogenannten kleinen Leute, Halbbauern ohne eigenes Pfluggespann und Tauner, standen der Sache eher ablehnend gegenüber, da sie bis anhin ein paar Ziegen und Schafe hatten auf die Gemeindeweide treiben können. Im Amt Wangen war die Teilung 1867 abgeschlossen.⁵³ Der Amtsbezirk Aarwangen folgte nur stockend, obschon der Statthalter die Behörden mit der Erfahrungsthese ermunterte, «die Bewirtschaftung weitauseinanderliegender Rüttinen sei unrentabel».⁵⁴ Im Hügellgebiet schliesslich wurde dem Gesetz erst gegen Ende des Jahrhunderts nachgelebt. Damit war im ganzen Oberaargau der Übergang vom Körnerbau zur Graswirtschaft vollzogen.

Diese Entwicklung zeigt, dass in der Epoche der politischen und wirtschaftlichen Befreiung nebst Industrie, Technik, Verkehr, Schule und Bildung auch der Bauernstand vom Fortschrittsglauben erfasst wurde. Die Naturwissenschaften trugen Licht in das Wirken und Walten der Schöpfung. Mit dem Werk «Agrarchemie» des deutschen Forschers Liebig gelangten nach 1840 auf einmal die Erkenntnisse vom Stoffwechsel im Boden, vom Pflanzenwachstum und von der richtigen Düngung in die Welt des Landmanns und eröffneten neue Wege des Anbaus.

Eine Folge der Produktionsverlagerung war die rasch zunehmende Gründung von Talkäsereien. Dadurch gewann die staatlich geförderte Viehhaltung mit der Milch- und Fleischverarbeitung immer mehr an Gewicht und bot dem Gewerbe neue Verdienstmöglichkeiten.

Die Milchverwertungsart, die den stärksten Anreiz zur Erhöhung des Ertrags gab, war die Herstellung von Fettkäse, die in steigendem Masse aus Gründen der Rationalität durch Dorfgemeinschaften geschah. Im Jahr 1851 produzierte Eriswil 180 Zentner, Huttwil 448, Dürrenroth 550, Walterswil 80⁵⁵, Wüssachengraben 340.⁵⁶ Herzogenbuchsee stellte 1882 für Fr. 20 393 Käse her, was, den Zentner zu Fr. 55 gerechnet, etwa 370 Zentnern entspricht. Die 20 Käsereien des Amtes Aarwangen brachten 1849–1854 durchschnittlich im Jahr 1520 Zentner heraus. So war «die Fabrikation von Käse ein erträglicher Zweig geworden».⁵⁷ An der 1. eidgenössischen Milchproduktionsausstellung erhielten die Käser von Herzogenbuchsee, Riedwil und Graben Auszeichnungen. Und man höre und staune: 1870 lief



Das Käsehandelshaus Sommer & Co an der Wiesenstrasse in Langenthal um 1900, abgerissen 1963. Repro aus: Text- und Bildband «Langenthal».

in der Käserei St. Urban bereits die erste Dampfmaschine. Der Milch- und Käsehändler Jutzeler «Zum Tell» in Bützberg sammelte Milch aus den umliegenden Gemeinden, sogar aus dem Aargau, und exportierte bis Argentinien. Der Käsehändler Johann Sommer (1832–1912)⁵⁸, Typ des tatkräftigen Unternehmers der Zeit, verkaufte seine 1764 in Eggerdingen begründete Firma 1869 seiner Schwägerin und zog nach Langenthal, wo er dank des Bahnanschlusses die Geschäftstätigkeit mächtig in die umliegenden europäischen Länder und nach Übersee ausweitete. Die Konkurrenz war gross. In dieser Zeit bestanden im Kanton Bern schon über 250 Talkäsereien.

Zu den herkömmlichen, ebenfalls eng mit der Landwirtschaft verbundenen, fast in jedem Dorf vertretenen Gewerben gehörten die Gastbetriebe, die Mühlen⁵⁹, Bleichen, Sägen, Bäckereien, Metzgereien, Gerbereien, Färbereien, Brennereien und Kramläden. In den sechziger Jahren kamen dann in der ganzen Region die Brauereien auf. Den Anstoss gab in unserer Gegend Jakob Baumberger⁶⁰, eine weitere charakteristische Pioniergestalt, der, von Koppigen herkommend, 1863 in Langenthal einen seit 1785 bestehenden Betrieb erwarb, ihn durch technische Neuerungen verbesserte, als Lager Fel-



Der Aarwanger Baumeister Samuel Rudolf Hector Egger (1821–1884), Begründer der Firma Hector Egger AG, Langenthal; freisinniger Politiker, Grossrat. Repro aus: LHB 1974, Familienalbum im Museum Langenthal.

senkeller der ehemaligen Gutenberg benutzte, Pferdefuhrwerke einsetzte und einen beispiellosen Aufstieg bis zur eidgenössischen Spitze schaffte.

Folgerichtig entfaltete sich die Bauunternehmung: Die von Hector Egger 1848 in Aarwangen gegründete und zehn Jahre später zur SCB-Station Langenthal verlegte Firma erlebte rasch einen bedeutenden Aufschwung.

Wie vielfältig und hochwertig Gewerbe und *Handwerk*, häufig von neugegründeten Vereinen gefördert, geworden waren, zeigten verschiedene Ausstellungen, so in Huttwil 1851, wo als Besonderheit die Orgelbauerei Weber vertreten war, und 1852 in Herzogenbuchsee. 1854 bestaunten im «Kreuz» zu Langenthal zahlreiche Besucher aus nah und fern an der ersten oberaargauischen Gewerbeausstellung⁶¹ einen ungeahnten Reichtum an Produkten: Arbeiten von Schreincrn, Tapezierern, Strumpfwirkern, Hut-



Der Langenthaler Handelsmann und Kommandant Alb. Lüscher (1830–1881), freisinniger Grossrat, Gründungspräsident der Bank in Langenthal, Präsident des HIV, Initiant des Markthallebaus 1865; Schwiegersohn v. Oberst Geiser. Foto-Quelle wie Bild links.

machern, Schneidern, Kürschnern, Schirmmachern, Wagnern, Schmieden, Sattlern, Schuhmachern, Drechslern, Uhrmachern, Buchbindern, Posamentern, Kammachern, Seifensiedern, Seilern, Blattmachern, Hafnern, Küfern, Webern, Maschinenbauern und Strohflechtern; da waren auch Filzholzschuhe zu sehen, die in Steckholz, Busswil und Melchnau für die Ostschweiz und Basel hergestellt wurden, Filzfinken und -decken aus Schoren und Kleindietwil; besonderer Aufmerksamkeit erfreuten sich auch die Waren des Kölschwebers Ryser von Langenthal, der Zigarrenfabrik Kilchenmann von Herzogenbuchsee und der Bürstenbinderei Ernst von Aarwangen. Man gewann den Eindruck ausgeprägten Selbstbewusstseins, intellektueller Fähigkeit, ausserordentlichen Geschicks und achtenswerten Fleisses. Einige Gegenstände liessen gar auf eine gewisse «Luxusliebe» schliessen. Die Auslage



Die Rotfärberei und eines der Wohnhäuser der Industriellen Rikli in Wangen. Repro aus: OJB 1977.

machte ebenfalls deutlich, dass der Familienbetrieb überwog und Frauenarbeit häufig war.

An einer Messe in Bern, 1857, waren Sämaschinen vom Madiswiler Hornberger, Winden des Langenthalers Samuel Hünig und Feilen von Johann Lanz, Rohrbach, zu sehen. An der 2. Gewerbeausstellung in Langenthal, die 1866 unter dem Motto «Sieg des Friedens» – nach dem preussisch-österreichischen Krieg – stand, zeigten 154 Aussteller 893 Gegenstände, mussten aber für einmal, nach enttäuschendem Besuch, ein Defizit von Fr. 400 in Kauf nehmen. Besser schnitt dagegen eine Messe in der «Grenzstadt Huttwil»⁶² ab, die «trotz mangelnder Eisenbahnen bewegtes Leben» zeigte, vielleicht weil neben Rosshaarfabrikaten Erzeugnisse von Silber- und Waffenschmieden zu bewundern waren. Es versteht sich, dass solche Schauen auch die Märkte befruchteten. Vom Langenthaler Wochenmarkt, dem bedeutendsten der Region, hiess es, er ziehe «ganze Karawanen von Käufern und Verkäufern» an.

Die *Industrie*, der in unserem vorwiegend bäuerlichen und gewerblichen Landesteil zuerst mit Misstrauen begegnet wurde, entwickelte sich in den fünfziger und, nach den Bahnanschlüssen, in den sechziger und siebziger Jahren sprunghaft. Dies nicht nur wegen ihrer besseren technischen Ausstattung, sondern weil sich viele Bauern und Heimarbeiter, die durch die Umschichtung und Modernisierung der Landwirtschaft, die steigende ausländische Baumwollproduktion, die mechanische Textilherstellung und die Entlassung der neapolitanischen Söldner verdienstlos geworden waren, als Arbeiterproletariat zu jedem Lohn anboten, was häufig seitens des Kapitalisten, der selber einen unerbittlichen Konkurrenzkampf zu führen hatte und immerhin ihre einzige Verdienstquelle war, zu Ausbeutung missbraucht wurde.

Hatten um 1850 als Industrieunternehmen, die diesen Namen verdienten, lediglich die Pferdehaarspinnerei Roth⁶⁵ und die Rotfärberei Rikli⁶⁴ in Wangen, die Seidenbandweberei Moser in Herzogenbuchsee (mit einem Verlagsystem von 50 Webstühlen im Bipperamt)⁶⁵ und verschiedene Leinwand- und Tuchmanufakturen in Langenthal⁶⁶ bestanden, so wurden jetzt in Wangen eine Blusenfabrik, in Niederbipp eine Ziegelbrennerei, in Artiswil eine Strumpffabrik gegründet, 1862 die mechanische Textilfabrik Gugelmann/Künzli mit 60 Webstühlen, einer Ausrüsterei und einer Baumwollverarbeitung in Langenthal-Roggwil⁶⁷, Strohflechtereien Regierungsrat Webers in Grasswil und Thörigen mit 350 Kindern als Arbeitskräften, die Konfektionsindustrie Obrecht in Wangen, die Spirituosenfabrik Lanz-Ingold in Inkwil, die Destillerie Christen in Seeberg, die Seilerei Bürki in Oberbipp, 1865 die Maschinenfabrik Ammann in Langenthal⁶⁸, eine mechanische Wollspinnerei in Graben, die Leinenmanufaktur Schmid in Eriswil⁶⁹ und die Stroh- und Rosshaarfabrik Ulli in Reisiswil. Am meisten Arbeiter – 700 Personen, «gross und klein», wovon 170 in den Fabriklokalitäten – beschäftigte das Werk Moser in Wanzwil, das nach einem Brand 1870 als Shedbau in Herzogenbuchsee wiedererstand.

Die Arbeitszeiten waren lang, 12–14 Stunden am Tag, von morgens 5 Uhr bis abends 8, mit einer Stunde Mittagspause. Kinder arbeiteten 12–13 Stunden. Die Sonntage waren frei. Im Textilzweig verdiente ein Arbeiter Fr. 1.55 im Tag, in der Metallbranche Fr. 3.15. Wie kümmerlich man damit leben musste, wird deutlich, wenn wir die Preise einiger Bedarfsartikel nennen: 1 kg Brot kostete 33 Rp., 1 kg Kartoffeln 66 Rp., 1 l Milch 11,3 Rp., 1 kg Rindfleisch 96 Rp., 1 kg Butter Fr. 1.85, 1 kg Kaffee Fr. 2.40, 1 Ei

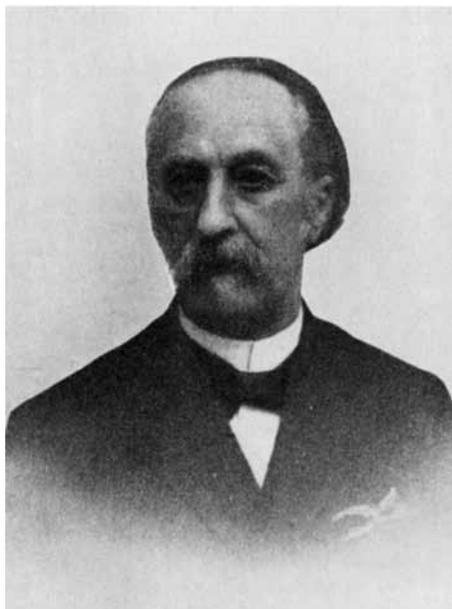


Samuel Friedrich Moser (1808–1891) zur Scheidegg in Herzogenbuchsee. Freisinniger Politiker, Textilunternehmer, Ökonom, Sozialfürsorger, Volkserzieher. Aus: OJB 1980.

5 Rp., 1 Frauenrock Fr. 5.50, 1 Paar Schuhe Fr. 5.10, 1 Hemd Fr. 2.25. Entsprechend dürftig waren Nahrung und Kleidung. Viele Männer litten an Lungenkrankheiten, die Frauen an Blutarmut, die Kinder an Tuberkulose.⁷⁰ – Auf die Armenfrage werden wir im nächsten Kapitel noch eingehender zu sprechen kommen.

Der Gerechtigkeit halber sei hier noch festgehalten, dass auch die Unternehmer, die unter ständigem Risikodruck lebten, allgemein hart arbeiteten. Das gestand sogar Engels seinem Vater, einem reichen Fabrikbesitzer, zu.

Eine derart gesteigerte menschliche Erwerbstätigkeit verlangte nach *Geldinstituten*, die sowohl dem kleinen Sparer und Kreditnehmer, als auch dem grossindustriellen Investor dienten. Zu den bereits bestehenden Amtssparniskassen von Wangen⁷¹ und Aarwangen⁷² gesellten sich deshalb 1854 die Ersparniskasse Ursenbach, 1861 die Ersparniskasse Herzogenbuchsee,



Felix Andereg (1834–1911), Röthenbach bei Herzogenbuchsee, Pionier der oberoargauischen und schweizerischen Landwirtschaft. Repro aus: OJB 1958.

1864 (wie schon erwähnt) die Ersparniskasse Huttwil und die Kantonalbankfiliale in Langenthal⁷³, 1867 die Spar- und Leihkasse – die heutige Bank – in Langenthal⁷⁴, 1869 die Sparkasse Wynau und 1874 Geldinstitute in Nieder- und Oberbipp.

Nun hatte der Staat auch die Mittel, dringend notwendige Strassenbauten vorzunehmen und Moore zu entsumpfen. So verbesserte man auf Wunsch aller Anstössergemeinden die damals jährlich mit 9400 Zentnern Fracht (Käse, Salz, Holz) und viel Briefpost befahrene Durchgangsstrasse Wiedlisbach–Wangen–Herzogenbuchsee mit der Gensbergsteigung für Fr. 36 000⁷⁵ und baute die Strecken Aarwangen–Oensingen (für Fr. 22 000), Bleienbach–Lotzwil (für Fr. 32 000), Herzogenbuchsee–Bollodingen (für Fr. 3000), Dürrmühle–Aarwangen (für Fr. 23 000), Dürrenroth–Häusernmoos–Ursenbach und Wynigen–Mühleweg. Man ging auch an die Planung der Lindenstrasse Thörigen–Leimiswil. Melioriert wurden die Moore um den Burgäschisee, das

Wiedlisbacher Moos, das Bleienbacher Moos und Sumpfgelände der Oenz zwischen Riedwil und Oberönz.

Die bisher geschilderte volkswirtschaftliche Entwicklung der Region hätte sich wohl kaum von der Gesamterscheinung der westlichen Industrieländer unterschieden, wenn sie nicht durch die geistige und sittliche Würde zweier *woblätiger Institutionen* und mit diesen in enger Verbindung stehender hervorragender Persönlichkeiten geädelt worden wäre: den Ökonomisch-Gemeinnützigen Verein Oberaargau und die Gemeinnützige Berggesellschaft Wäckerschwend.⁷⁶

Solche Vereinigungen bildeten damals das einzige Mittel der Belehrung und entsprachen dem Bedürfnis der führenden Kreise, den weitherum aufkommenden Hunger nach beruflichem Wissen zu stillen. In den vierziger und fünfziger Jahren gab es eben noch keine Fortbildungsschulen, kein Kurs- und Vortragswesen; es bestand auch keine Fachliteratur. Die Presse steckte erst in den Anfängen; die seit 1846 verlegten «Bernischen Blätter für die Landwirtschaft» – der heutige «Schweizer Bauer» – erschienen nur alle 14 Tage. Die Schule Rütli wurde 1860 eröffnet.

Der Ökonomisch-Gemeinnützige Verein, 1837 gegründet, setzte sich zum Ziel, durch neueste Erkenntnisse, fortwährende Weiterbildung und Selbsthilfe, mit zweckmässigem Anbau und neuen Gerätschaften, zum Wohle des Menschen und der Natur Landwirtschaft und Forstwesen, Handel, Gewerbe und Industrie zu fördern; nebstdem lagen ihm alle gesellschaftlichen Fragen, besonders das Erziehungs- und Armenwesen, am Herzen.

Einer seiner Pioniere war der Landwirt und Philanthrop Jakob Käser im Stock zu Melchnau (1806–1878), der als liberaler Dreissiger, Gemeinde-, Kirchgemeindepräsident und Grossrat, einen Leseverein mit Bibliothek gründete, in einer Industrieschule arme Frauen und Kinder zur Handarbeit anhielt, einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb anstrebte und eine Dorfchronik schrieb.⁷⁷ Ein anderer tatkräftiger Mitstreiter war der Roggwiler Arzt Johannes Glur (1798–1859), der als radikaler Freischärler kompromisslos, und deshalb oft unverstanden, unentwegt für das gesundheitliche Wohlergehen und die sittliche Würde des Menschen eintrat; diese Anliegen hinterliess er seinen Gemeindebürgern in einer umfassenden Dorfchronik.⁷⁸ Im gleichen menschenfreundlichen Geist wirkte der bereits erwähnte Industrielle Friedrich Moser von der Scheidegg in Herzogenbuchsee (1809–1891).⁷⁹ Er versuchte die Not der Armen dadurch zu lindern, dass er Landstrassenkinder an seinen Tisch nahm und in seinen Fabriken die bestmöglichen



Speisewirtschaft und Bauernhof Wäckerschwend um 1900, Gründungs- und Versammlungsort der Gemeinnützigen Berggesellschaft Wäckerschwend. Foto L. Bechstein, Burgdorf.

Arbeitsmethoden entwickelte. Dazu gelangen ihm sogar mechanische Erfindungen. In der Aufzucht neuer Anbaupflanzen hatte er mit der Hopfe Erfolg; die für die Seidenraupenzucht eingeführten Maulbeerbäume gediehen jedoch nicht.

Eng mit Käser, Moser und dem Ökonomisch-Gemeinnützigen Verein verbunden und von gleichem Schwung beseelt war der grosse Förderer der Landwirtschaft und Erzieher Felix Anderegg von Rumisberg (1834–1911).⁸⁰

Mit lediglich autodidaktischen buchhalterischen und bäuerlichen Kenntnissen versehen, veröffentlichte er in den sechziger Jahren vielbeachtete Presseaufsätze über Versicherungsfragen und die Buchführung der Landwirtschaft, dann ein «Lehrbuch für den Obstbau» und einen längere Zeit als obligatorisches Lehrmittel geltenden «Leitfaden der Physik für Fortbildungsschulen». 1866 gründete er in Wanzwil eine landwirtschaftliche Wochengesellschaft, führte in diesem Dorf auch die ersten schweizerischen Bauernwinterkurse durch, erteilte den 12- bis 14jährigen Mädchen in der Fabrik Moser/Born täglich zwei Stunden Schulunterricht, machte erste Versuche mit künstlichen Düngemitteln in der Schweiz, baute Schulgärten und leitete als Wanderlehrer weitherum Kurse. 1874 berief ihn die Bündner Regierung unter Erteilung der Professorenwürde als Lehrer für Landwirtschaft an die Kanttonsschule Chur. Politisch trat er auf Bundesebene für die Vertretung der Bauern in den Räten ein.

Auf das gleiche Ziel hin arbeitete der Langenthaler Sekundarlehrer Dr. Johannes Gut, der in sittlicher Verantwortung nicht nur seinen Schuldienst erfüllte, sondern 1860 bis 1878 die Alleinredaktion des «Oberaargauer» innehatte. Er befasste sich mit dem Armenwesen und versuchte auf dem Gebiete der Volksbildung vor allem die Bauern lerneifriger zu machen. Zur Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs – er stand mit Bützberger einem Verein gegen die Branntweinsucht vor – verlegte er sich immer mehr, wie Käser und Anderegg, auf den Obstbau und förderte die Mostzubereitung. In seinem Gut auf dem Hinterberg schuf er eine über die Landesgrenze hinaus bekannte Baumschule, führte zahlreiche Kurse durch und organisierte auch Ausstellungen. In einer Obstmesse in Herzogenbuchsee erschienen Züchter aus Holland, Belgien und Frankreich. Vielerorts entstanden Anlagen nach seinem Vorbild. 1869 wurde er als Pomologe von schweizerischer Bedeutung von der bayerischen Gartenbaugesellschaft «in Anerkennung der rühmlichst bekannten Verdienste um die pomologische Wissenschaft» mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet.⁸¹

Noch weitere Mitglieder des Ökonomisch-Gemeinnützigen Vereins leisteten Bedeutendes: der fortschrittliche Wangener Industrielle und Grossrat Jakob Roth-Moser; die Familie Rickli vom Landgut Friedberg, die eine Nähsschule und eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben gründete; der Landwirt und Gemeindepräsident Johann Schär von Inkwil (1844–1906)⁸², der als Grossrat, Regierungsrat und Nationalrat neuzeitliche Ideen in der Landwirtschaft, in der Viehzucht und im Genossenschaftswesen vertrat; und



Johann Brand (1823–1903), Sager in Ursenbach, freisinniger Grossrat, Gründungsmitglied der Gemeinnützigen Berggesellschaft mit Sitz in Wäckerschwend. Repro aus: Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigen Berggesellschaft.



Johann Möschler (1820–1881), Gutsbesitzer auf Richisberg, freisinniger Grossrat und Kommandant, Gründungspräsident der Gemeinnützigen Berggesellschaft mit Sitz in Wäckerschwend. Repro aus: Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigen Berggesellschaft.

Oberst Daniel Flückiger (1820–1893)⁸³, Amtsgerichtsschreiber in Aarwangen, als Grossrat und Nationalrat Mitbegründer einer eidgenössischen Landwirtschaftspolitik, führendes Mitglied schweizerischer Bauernvereine und unermüdlicher Förderer der Vieh- und Pferdezucht.

Mitten in diesen Bemühungen sprang, rein und frisch, aus bewaldeten Hügeln, der zweite Quell auf: die Gemeinnützige Berggesellschaft Wäckerschwend⁸⁴, 1856 von 93 beherzten, fortschrittlichen Bauern, Handwerkern und Lehrern in ihrem behäbigen Gasthof «Sonne» gegründet. Der Versammlungsraum, ein grosses, holzgetäfertes, säulengestütztes, mit einem prachtvoll bemalten Kachelofen ausgestattetes Zimmer dient heute noch als Vereinslokal. Als erster Präsident amtierte Grossrat und Hauptmann Johann Möschler, Gutsbesitzer in Richisberg, als Vizepräsident Grossrat Schneeberger von Spych und als Sekretär Niklaus Dinkelmann, Lehrer von Oschwand.



Amelie Moser (1839–1925) von Herzogenbuchsee. Weitblickende und tatkräftige Pionierin auf vielen Gebieten, insbesondere der Volkswohlfahrt. Repro aus: Herzogenbuchsee, BHB 136.

Unter den Mitgliedern, deren staunenerweckendes Verzeichnis vorliegt, seien hier besonders erwähnt der Sager und Grossrat Johann Brand von Ursenbach, Grossrat Ferdinand Gygax vom Oberhof, Grossrat Friedli von Friesenberg und der Bauer J. R. Affolter von Riedtwil. Es nötigt noch heute Bewunderung ab, wie diese einfachen Leute in selbstlosem, idealistischem Bestreben sich für das Volkwohl einsetzten. Losungswort waren die Verse aus Mozarts Bundeslied «Wahrheit suchen, Tugend üben, / Gott und Menschen herzlich lieben». Gemeinsam mit dem Ökonomisch-Gemeinnützigen Verein, aus dessen Geist sie geboren, entfaltete die Gesellschaft, nach anfänglichen Schwierigkeiten, eine unerhörte Tätigkeit. In den ersten 25 Jahren ihres Bestehens lud sie zu nicht weniger als 140 Vorträgen ein, wovon 120 von eigenen Mitgliedern gehalten wurden. Die Themenliste bietet ein faszinierend reichhaltiges Spektrum, das von Landwirtschaft, Gewerbe, Verkehr über Schule, Kirche, Rechtswesen, Sozialfragen und Politik bis zur Geschichte reicht. An der abschliessenden Diskussion teilzunehmen, war Pflicht. Konnte der kleine Saal die Besucherzahl – sie stieg bisweilen auf 400 – nicht mehr fassen, wurde der Anlass auf die von der Einfahrt gut zugängliche Reite verlegt. Die ausgestreuten Samen keimten in vielen Wochen- und

Lesegesellschaften weit über die Region hinaus. Wenn der Oberaargau in dieser Epoche, um auf eine eingangs gestellte Frage zurückzukommen, etwas Eigenes zum allgemeinen Geschichtsverlauf beigesteuert hat, dann hier!

«Die Saat des Jakob Käser»⁸⁵ ging also auf und trug reiche Frucht. Wenn Statthalter Leu in Wangen noch 1847 hatte feststellen müssen, dass sich in der Landwirtschaft «noch vieles verbessern lasse», und 1852 klagte, dass es «in Bezug auf die Bewirtschaftung der Waldungen» in mancher Gemeinde «noch erbärmlich» aussehe, durfte er in seinem Tätigkeitsbericht 1863 anerkennen: «Im hiesigen Amtsbezirk sind in den verschiedenen Zweigen des landwirtschaftlichen Betriebs [...] von Jahr zu Jahr Fortschritte sichtbar»; in Langenthal, Wynau und Melchnau bestünden bereits Forstwirtschaftspläne; zurückzuführen sei diese Entwicklung weitgehend auf die fortwährend wohl-tätig und anregend wirkenden gemeinnützigen Vereine.⁸⁶

Über all dies Tun ging auch das grosse, stille Leuchten der Buchserin Amelie Moser (1839–1925), einer weitblickenden Wegbereiterin auf vielen Gebieten. Ihr Leben und ihren Besitz stellte sie unter die Devise des Dienens. 1870 gründete sie den ersten Frauenverein, später das erste alkoholfreie Gemeindehaus der Schweiz.⁸⁷

6. Armenwesen und Rechtspflege

In unseren bisherigen Ausführungen sind wir der materiellen Armut, einer wohl ewigen, in unserem Zeitabschnitt der beginnenden Industrialisierung aber besonders bedrückenden Erscheinung der menschlichen Gesellschaft, schon des öftern begegnet.⁸⁸ Die Wichtigkeit des Gegenstandes gebietet uns deshalb, eingehender und systematischer darauf einzutreten und uns auch mit den Ursachen und allfälligen Versuchen der Abhilfe zu befassen.

Eine Hauptursache lag zweifellos in der Krise des Leinwandhandels der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sie führte zu einem Rückgang der Web- und Spinnheimarbeit und deren zudienenden Hilfsindustrien. Betroffen waren gerade solche Leute, die am meisten unter der Hungersnot und der Teuerung der Jahre 1816 und 1817 gelitten und sich davon noch nicht erholt hatten. Viele dieser kränkelnden, verschuldeten und nun arbeitslosen Armen wurden Bauern- und Fabrikproletariat oder wanderten aus. 1847 traf sie ein neuer Schlag: Eine Kartoffelfäulnis, «der Erdäpfelbresten», trat in weiten Teilen Westeuropas auf, erfasste auch die Schweiz und vernichtete vier Fünftel der

Ernte. Sie grassierte dann noch vier Jahre lang. Wie wir wissen, war die Kartoffel nebst dem Brot das Hauptnahrungsmittel der schattseits Lebenden. Für Einkäufe teurer Ware fehlte das Geld. Unvergesslich ist wiederum für die Gotthelf-Leser die Szene, da «Käthi die Grossmutter», nachdem sie von der Seuche gehört, nachts in ihr Äckerchen graben geht, auf die stinkenden Früchte stösst und bitterlich weint. Dabei erzeugte der oberaargauische Boden genügend Nahrung, um die Bevölkerung bis zur nächsten Ernte zu versorgen. Aber es fehlte der sozial gerechte Ausgleich, die brüderliche Verteilung. Gemäss einer gründlichen Erhebung der Berner Regierung hatten «les coqs du village», die wohlhabenden Bauern und Bürger, etwa 30% der Bevölkerung, 90% aller Vorräte in ihren Küchen, Kellern, Rauchfängen, Estrichen und Speichern, verschlossen sich aber den Bedürftigen, obschon in der demokratischen Verfassung von 1846 die Armenpflege auf die freiwillige Wohltätigkeit zählte. Diese kam von anderer Seite: Selbstlose, von christlichem Mitgefühl bewegte Frauen und Männer bescheidenen Standes taten sich überall zusammen, bildeten private Gesellschaften und richteten Suppenanstalten ein. Zugelassen waren alle armen Familien. Die Gemeinden führten die Oberaufsicht und übernahmen die Deckung von Defiziten. Der Staat liess sich ebenfalls noch rühren, erhob ausserordentliche Steuern und gab billig eingekauften amerikanischen Reis, Mais und Mehl ab. Ausnahmsweise wurden Mittellose auch von Privaten verköstigt.⁸⁹

Laut den Statthalterberichten⁹⁰ traten in den fünfziger Jahren als weitere Ursachen der Armut hinzu: der Kiltgang mit den häufigen Folgen unehelicher Kinder – der Amtsbezirk Aarwangen weist 1852 50 unehelich Getaufte auf – und «leichtsinnige Ehen»; der Kinderreichtum; epidemische Krankheiten wie Blattern, Nervenfieber und Scharlach, zu deren ärztlicher Pflege das Geld fehlte; der initiativhemmende Burgernutzen; Arbeitsscheu und Genusssucht der Jungen; und, andernorts schon erwähnt, die Branntweinpest, das Verbot der Solddienste und die Umstrukturierung der Landwirtschaft, was vor allem die Tauner traf, denen nun zur Atzung der Ziegen die Allmend fehlte.

Nach dem ermutigenden Beispiel der Suppenanstalten hoffte der Staat jetzt auf die Entstehung von Armenvereinen. Solche entstanden denn auch in den meisten Gemeinden, zuerst in Melchnau und Roggwil, nicht aber im Unteremmental. Der Armenverein Langenthal setzte sich unter dem Motto «Müssiggang ist aller Laster Anfang» zum Ziel, die Arbeitsfähigen nach Möglichkeit zu beschäftigen und dadurch den Bettel zu beseitigen. Der Staat

versprach Beisteuern, versuchte nach Vorschlägen der Statthalter Arbeitslose beim Strassenbau und bei Entsumpfungen einzusetzen und errichtete sogar Zwangsarbeitsanstalten.

Im übrigen diente der Almosensäckel den Burgergemeinden zur Linderung der Not. Auch er sollte mehr durch freiwillige Beiträge als durch Teilen gespiesen werden. Aber mit der Gebefreudigkeit stand es nicht besser als in den Krisenjahren 1846/1847. In Langenthal, wo 1861 146 Personen unterstützt wurden, gingen die Spenden spärlich ein, obwohl 9 «Armenväter», je 2 für die 4 Bezirke und einer für die Reisenden und Bettler, die Bürger an ihre christliche Mitverantwortung erinnerten. So bekundeten leider die immerhin erwähnenswerte «Gemeinnützige Industrien Gesellschaft» Lotzwil, die «zehn nicht ganz arme junge Leute mit der Posamenterie und Knopfmacherei» beschäftigte, und das wohlthätige Unternehmen der Madiswiler Pfarrerstochter Schleiermeier, die 70 armen Mädchen Arbeit mit Stricken und Häkeln verschaffte, nach hoffnungsvollem Beginn bald Mühe und gingen nach kurzem Bestand ein.

Wachsende Armut, Beschäftigungslosigkeit und Trunksucht liessen auch die *Rechtsvergeben* in erschreckendem Masse ansteigen. Kinder wurden, so in Gondiswil 1850⁹¹, «von den Familien auf [strafbaren] Bettel» geschickt. Der Pfarrer von Walterswil klagt im selben Jahr über Diebstähle von Feldfrüchten und Ackergerätschaften, Dingen, die «früher heilig» gewesen seien.⁹² Im Amt Trachselwald wurden 1849 449 Polizeurteile, wovon 63 Paternitätsfälle, registriert; im Amtsbezirk Aarwangen gab es im selben Jahr 1080 «Criminal und Polizeigeschäfte», worunter 72 Diebstähle, 31 Fälle «Vagantität und Bettel», 5 Beanstandungen wegen Völlerei, 9 für Pflichtvergessenheit, 641 wegen Feld-, Holz- und Waldfrevels; Wangen meldet 536 Delinquenten, vor allem Diebe und Betrüger. Geahndet wurden solch gängige Rechtsbrüche sowie Gemeindebelästigungen, Ehe Streit, unbefugtes Hausieren, Widerhandlungen, Unzucht, verbotenes Spielen, Landstreicherei und Nachtunfug meist mit Bussen oder, wenn diese nicht bezahlt werden konnten, mit «Gemeindewerk» und «Gefangenschaft» von 24 Stunden bis zu einer längeren Haft. Brandstifter und Kindsmörder erhielten 25 Jahre Kettenstrafe.⁹³

Zivilrechtliche Angelegenheiten, wie Ehrbeleidigungen, Plünderungen, Vertragsstreitigkeiten, wurden erstinstanzlich von Friedensrichtern, so in Eriswil und Langenthal, behandelt. Bei bürgerlichen Streitigkeiten zwischen zwei Parteien entschied – gemäss der neuen Gerichtsorganisation von 1847



Karl Karrer (1815–1886). Fürsprecher, Regierungstatthalter in Trachselwald 1846–1850, Grossrat, Nationalrat, Vertreter des Bundesrates bei der Eröffnung des Suezkanals 1869, gemässiger Radikaler. Initiant der Gotthard- und der Ost-West-Bahn. «Magnat des Emmentals», Erbauer des Bürgerstocks in Sumiswald. Foto A. Wicki, im Gemeindearchiv Sumiswald.

– der Gerichtspräsident, wenn der Streitwert unter Fr. 100 lag. Bei höherem Wert musste sich das Amtsgericht mit dem Prozess befassen; das Urteil konnte ans Obergericht weitergezogen werden, falls Fr. 200 überstiegen waren. Auch in der Strafrechtspflege teilten sich Gerichtspräsident und Amtsgericht in die Aufgabe. Der Gerichtspräsident beurteilte Straffälle bis zu acht Tagen Gefängnis und Fr. 40 Busse; das Amtsgericht beschäftigte sich mit den übrigen Rechtsbrechern, die sich nicht vor Assisen zu verantworten hatten. Die meisten Fälle wurden ans Appellationsgericht und den Kassationshof weitergezogen.⁹⁴

Der Strafvollzug galt als verhältnismässig milde. 1852 hielt sich jedenfalls Statthalter Karrer von Trachselwald über die «allzu philanthropische

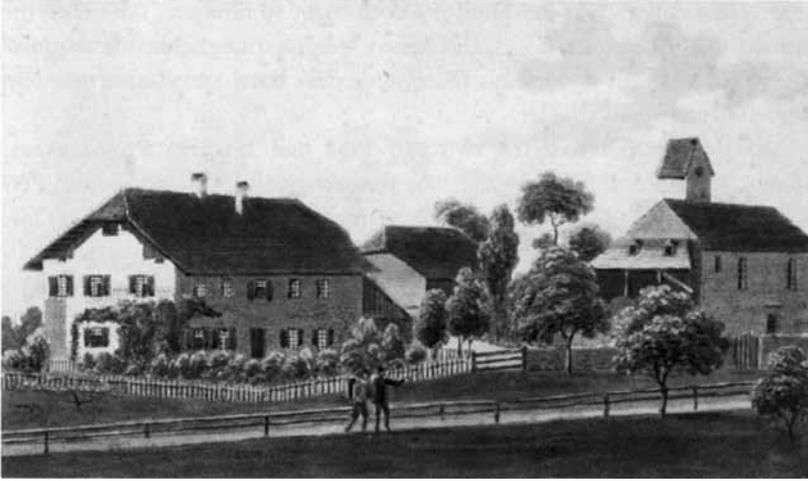


Johannes Glur (1798–1859), Arzt, Chronist und Schriftsteller in Roggwil, radikaler Politiker und sozialer Vorkämpfer. Zeichnung von Wilhelm Liechti nach zeitgenössischem Bild, aus: OJB 1973.

Behandlung» in den Zuchthäusern auf; in Thorberg gebe es «wenig zu arbeiten und viel zu essen»; die Folge sei, dass ein grosser Teil der Eingewiesenen nicht mehr gern wegginge und, heimgekehrt, mit den Behörden «Hohn und Spott» treibe und «mit Arroganz» Armenunterstützung verlange.⁹⁵ Die schlecht entlöhnten und dementsprechend oft lustlos vorgehenden Landjäger konnten gegen sie wenig ausrichten.

Abhilfe schufen nun zum Teil zwei grosse Bevölkerungsbewegungen: die Abwanderung in Städte und Industriezonen und die *Auswanderung* nach Übersee. Dieser Exodus über den «Grossen Teich» ins «gelobte Land Amerika» wurde zu einem der beherrschenden Themen der Zeit, zur Schicksalsfrage für Zehntausende aus den Randgruppen, zu einem gewichtigen Sozialproblem der Gemeinden. Zwar war er, wie Augustin Keller⁹⁶ 1851 in einem Grundsatzreferat vor dem aargauischen Verfassungsrat sagte, «kein radikales Heilmittel gegen die Verarmung, immerhin aber doch ein notwendiger Abzugskanal, wodurch sich die Gesellschaft einer gewissen, unter Umständen gefährlichen Klasse von Armen entledigen» könne und müsse.

Tatsächlich begannen die Gemeinden, Verarmte abzuschieben, indem sie diese als Bürger aussteuerten und mit einem Reisegeld versahen, was ihnen auf die Dauer als die finanziell günstigste Lösung erschien; denn so konnten sie sich für Jahre und allenfalls Jahrzehnte das Nutzholz und Armensteuern ersparen. Die Auswanderer liess man zudem glauben, dass sie durch den Wegzug nur zu gewinnen hätten. Vereinzelte Weltreisende jedenfalls sprachen von Amerika als einem Land unbegrenzter Möglichkeiten, wo ein gewöhnlicher Arbeiter 40, ein Zimmermann 60 Franken im Tag verdiene. Laufend waren in den Zeitungen Inserate «Für Auswanderer» mit Angaben über Reisekosten und Schifffskurse zu lesen. Unternehmer sicherten sich Landgebiete für die neuen Siedlungen, gründeten mit den Interessenten Gesellschaften, lockten mit Plänen und setzten Agenten ein. Die Oberaargauer hatten das Glück, dass ihnen im «Auswanderungsbüchlein von 1844» ein unschätzbare Ratgeber zur Seite stand.⁹⁷ Denn der Verfasser war kein anderer als der uns bekannte Roggwiler Arzt und Menschenfreund Johannes Glur. «Wie traurig ist es», schrieb er einleitend teilnahmsvoll und anklagend, und gab damit dem Grundgefühl Tausender Ausdruck, «dass es dahin kommen muss, gezwungen zu werden, gleichsam das Herz aus dem Leib zu reissen und die Heimat zu verlassen.» Dann aber suchte er die vom Schicksal Betroffenen aufzurichten, indem er, nicht ganz erfolglos, wie wir wissen oder noch feststellen werden, Private, Gemeinden und den Staat aufforderte, Hilfe zu leisten. Schliesslich weckte er Hoffnung: in Amerika sei das Klima günstig, und es bestünden Arbeitsmöglichkeiten; wer etwas erreichen wolle, dürfe freilich «Mühe und Anstrengung nicht scheuen» und müsse «beharrlich, anpassungsfähig und geistig beweglich sein». Zur Überfahrt empfiehlt Glur, der sich erstaunlich gut informiert zeigt und mit geographischen Landkarten aufwartet, in Gesellschaft zu reisen, von Basel aus einen gedeckten Postreisewagen zu benutzen – an die Eisenbahn dachte er noch nicht – und als Einschiffungsort Le Havre zu wählen. Im weiteren macht er sogar Proviantvorschläge und kennt auch ein Mittel gegen die Seekrankheit. In den Staaten endlich sollten je ungefähr 50 Kolonisten «Communistische Gesellschaften» bilden. – Glur stand mit dieser Vorstellung christlich-idealistischen Zusammenlebens offenbar unter dem Einfluss des damals in Langenthal publizierenden deutschen Frühsozialisten Weitling und des Aarauers Dietsch, der an der Spitze einer Siedlergruppe in Neu-Helvetien das «Tausendjährige Reich»(!) aufzurichten wollte, mit seinem Experiment aber, wie viele seiner zeitgenössischen – und auch späteren Heilsversprecher – scheiterte.



Kirche und Pfarrhaus Ursenbach um 1825. Repro eines kolorierten Sticks von J. Weibel, im Besitz von P. Morgenthaler, Ursenbach.

Die meisten unserer Auswanderer zogen denn auch über Dürrmühle, wo die Fremdenpolizei 1851 2130 Durchziehende⁹⁸ registrierte, nach Basel und erhielten dort von der Agentur Wein, Wurst und Brot. Wer mit der Eisenbahn reiste, fuhr 10 Uhr vormittags ab, kam in Paris um 3 Uhr in der folgenden Nacht an, wurde wieder von Vertretern der Gesellschaft in einem Gasthof verköstigt, verliess abends 10 Uhr die Weltstadt, erreichte mit dem Zug Le Havre um 7 Uhr früh des dritten Tages, wurde nochmals gepflegt und trat am Abend die beschwerliche Seereise in vollgepferchten Schiffen an. Die Überfahrt dauerte 1857 2 bis 3 Wochen. In New York wurden die Ankommenden von der seit 1832 bestehenden Schweizer Hilfsgesellschaft empfangen. Dann ging es einem ungewissen Schicksal entgegen.

Die Bürgergemeinde Langenthal⁹⁹ zahlte aufgrund eines Auswanderungsreglements von 1851, das hier stellvertretend für andere stehen mag, Aussteuerbeträge bis Fr. 385 pro Person unter deren Verzicht auf den Bürgernutzen für 10 Jahre. Sie beschaffte sich das fehlende Geld vom Armenverein und bei Privaten. Von 1852 bis 1883 verliessen den Flecken 205 Personen, unter ihnen viele Gewerbetreibende: Holzhändler, Bäckermeister, Hafner, Schuhmacher, Drechsler, Uhrmacher, Schmiede, Barbieri, Goldschmiede, Maurer, Schreiner, Schneider, Maler, aber auch Schreiber, Krämer und Negotianten.

War der Marktort doch nicht so blühend, oder eben die Aussicht auf Abenteuer, Glück und bessere Verdienstmöglichkeiten zu gross? Die Wegziehenden wurden bis Dürrmühle oder Basel von Ratsmitgliedern begleitet und verabschiedet.

Aus Melchnau wanderten zwischen 1851 und 1855 96 Personen aus. Inkwil verliessen 1853 – um ein Jahr herauszugreifen – 2 Familien (7 Personen), Graben 3 (17), Thörigen 1 (5), Ochlenberg 1 (10), Ursenbach 3 (11), Seeberg 4 (16), Attiswil 1 (2), Wiedlisbach 1 (4), Wolfisberg 1 (7), Niederbipp 5 (28), Walliswil-Bipp 1, Schwarzhäusern 1 (3), Wanzenried 6 (5), Walliswil-Wangen 7 (44) mit insgesamt Fr. 52 231 Vermögen.¹⁰⁰ Aus Wangen zogen 1854 17 Familien mit 80 Personen, aus Bleibenbach 1859 «eine Familie mit 8 Köpfen und Fr. 3000 und zwei junge Weibspersonen ohne Vermögen».¹⁰¹ Aus Huttwil wanderten 1860 60 Personen, aus Bannwil 1863 3 Familien «zu 18 Köpfen» und Fr. 5000, aus Obersteckholz 1 Familie «à 12 Köpfe» mit Fr. 4000.¹⁰² Seit 1850 verliessen so 40 000 Personen den Oberaargau. Meist hörte man nichts mehr von ihnen. Einzig am 1. Dezember 1865 wurde gemeldet, auf dem Auswanderungsdampfer «Florida» sei vor New York die Cholera ausgebrochen, die Familien Wyssman und Segessemann hätten Verluste erlitten.¹⁰³ Wieviel Schmerz, Leid, Hoffnung und Glück verbirgt dieses Kapitel Geschichte!

Verständlicherweise war jetzt das Interesse für «die Staaten» geweckt. Die Lokalpresse brachte des öfteren längere Artikel über Land und Leute, besonders nach dem Ausbruch des Sezessionskrieges 1861. Am 18. Juni 1862 veröffentlichte der «Oberaargauer»¹⁰⁴ eine ausführliche, packende Schilderung eines Landsmanns über die Schlacht bei Pittsburg, an der er auf der Seite der Unionstruppen gegen die «Rebellen», die Südstaatler, teilgenommen und einen wichtigen Sieg hatte erringen helfen. Und als 1865, kurz vor Ende des blutigen Bürgerkrieges, der Führer der Nordstaaten, Präsident Abraham Lincoln, ermordet wurde, ermass das Lokalblatt den menschlichen Verlust für die ganze amerikanische Nation und ehrte den grossen Toten in einem ergreifenden Nekrolog.¹⁰⁵ Die Löschmannschaft Roggwil schickte dem Nachfolger Andrew Johnson eine Beileidsadresse. Unter den 6000 in der Unionsarmee kämpfenden Schweizern befanden sich laut «Bundesblatt» auch die Oberaargauer John Born, Ulrich Grogg und John Mumenthaler von Langenthal; Jakob Friedli, John Ingold, Friedrich Jordi und Friedrich Kaiser von Herzogenbuchsee; Jakob Grütter von Roggwil; Ulrich Hermann von Rohrbach; Jakob Jufer von Melchnau; John Wildi von Wangen; Friedrich

Wälchli von Lotzwil; Eusebius Zurlinden von Wiedlisbach; John Ernst, Aarwangen, und John Lappert, Schoren, bei den 107 Ohio «Volunteers [Freiwilligen]»; und Rudolf Sommer, «Sergeant» [Feldweibel], Dürrenroth, und Ulrich Linder, Herzogenbuchsee, bei den *Enfants perdus* [verlorenen Kindern]».

*

Was die Gemeinden ebenfalls erleichterte und das Los der Bedürftigen verbesserte, war 1857 das *neue Armengesetz* des Regierungsrats und späteren langjährigen, hochverehrten Bundesrats Karl Schenk: nun beruhte die Armenpflege auf der Einwohnergemeinde. Diese unterstützte jeden in ihr aus dem alten Kantonsteil (also nicht aus dem Berner Jura) stammenden Niedergelassenen. Die Armen wurden in Notarme und Dürftige geschieden. Zu den Notarmen gehörten vermögenslose Waisen, hilflose Kinder und die vermögenslosen Erwachsenen, die infolge angeborener Übel, Gebrechen des Alters, einer unheilbaren Krankheit und Unfällen arbeitsunfähig waren. Die Mehrjährigen wurden verkostgeldet, die Kinder unter die hablichen Einwohner verteilt – oft wie an Sklavenmärkten dem Meistbietenden versteigert – oder in einem Gemeindearmenhaus, einem Spittel untergebracht.¹⁰⁶ Die Hilfsmittel kamen aus den Beiträgen der Verwandten, aus den Bürgergütern, den Gemeindearmengütern und staatlichen Zuschüssen.¹⁰⁷ Als Dürftige galten Erkrankte und vorübergehend Erwerbsunfähige. Eine Spendkasse sollte den Bettel hinfällig machen. Armeninspektoren überwachten die Behörden.

Diese Entlastung der Bürgergemeinden war um so nötiger, als ihnen 1861 – eigentlich eine längst fällige Massnahme der Regierung – die Aufnahme der sogenannten «*Landsassen*» und *Heimatlosen* zugemutet wurde.¹⁰⁸ Bei den *Landsassen* handelte es sich um landfahrende Heimatlose, die der Staat 1777 auf die Gemeinden verteilt und selber versorgt hatte. Die heimatlosen Schweizer waren Vagierende, denen die Gemeinden nach längerer Abwesenheit die Wiederaufnahme aus armenpolitischen Überlegungen verweigert oder das Bürgerrecht unterschlagen hatten, und die sich den Existenzbedarf durch kollektiv aufgebrachte Arbeitsbeiträge sicherten. Gesamthaft gesehen entsprach das Vorgehen der Obrigkeit der Absicht, eine randständige Bevölkerungsgruppe von etwa 15 000 Personen aufzulösen; denn die Nichtsesshaftigkeit widersprach dem sich im 19. Jahrhundert stabilisierenden System der bürgerlichen Gesellschaft und dem Besitzindividualismus. So

wurde am 26. Oktober 1861 von der Direktion der Justiz und Polizei den 424 Bürgergemeinden des Kantons Bern das Verzeichnis der ihnen vom Regierungsrat Zugewiesenen mitgeteilt. Danach hatte der Amtsbezirk Aarwangen 193 «Köpfe» aufzunehmen (die Gemeinde Aarwangen z.B. 16), der Amtsbezirk Wangen 134 (Attiswil z.B. 10). Die Zugezogenen hatten sich einzukaufen, wenn sie in den Genuss des Bürgernutzens gelangen wollten. In Bützberg kostete es sie 30–60 Kronen.¹⁰⁹ Die meisten konnten sich diese Summe aber nicht leisten: sie waren arm, alt oder noch unmündig, körperlich und geistig behindert. Viele kamen aus Anstalten, aus dem Strafvollzug oder aus jenen Familien, die man oft wegen des Lastenausgleichs der Gemeinden auseinandergerissen hatte, waren Bettler, Tagelöhner, Korber oder Kesselflicker gewesen; vereinzelt übten den Beruf des Schneiders, Schuhmachers, Schreiners und Flachmalers aus. Da sie von der «Dorfaristokratie» als zweit-rangig betrachtet wurden und in einer Zeit der Massenarbeitslosigkeit und Massenarmut kaum die Möglichkeit hatten, sich als Sesshafte eine Existenz zu verschaffen, war diese Zwangsintegration in den meisten Fällen zum Scheitern verurteilt. Wer von ihnen an der traditionellen Lebensweise festhalten wollte, wurde als Asozialer ausgegrenzt und endete häufig im Gefängnis, in der Arbeitserziehungsanstalt, im Armenheim, im Irrenhaus oder wanderte aus.

Es dürfte nun den Soziologen und Statistiker, vielleicht auch den Leser interessieren, wie es sich nach all diesen wirtschaftlichen, sozialen und demographischen Veränderungen mit der *Bevölkerungsentwicklung* im Oberaargau innerhalb unseres Berichtsabschnitts verhielt.¹¹⁰ Volkszählung von 1856 und 1870 für folgende Kirchgemeinden:

Kirchgemeinde	Einwohner	
	1856	1870
Im Amt Aarwangen:		
Aarwangen (mit Bannwil und Schwarzhäusern)	2375	2853
Bleienbach	923	975
Langenthal (mit Schoren und Untersteckholz)	3373	4012
Lotzwil (mit Gutenberg, Obersteckholz und Rüttschelen)	2378	2663
Madiswil	2292	2299
Melchnau (mit Busswil, Gondiswil und Reisiswil)	3366	3536

Kirchgemeinde	Einwohner	
	1856	1870
Roggwil	1603	1754
Rohrbach (mit Auswil, Kleindietwil, Leimiswil, Oeschenbach und Rohrbachgraben)	4386	4669
Thunstetten	1774	1806
Wynau	983	1057
Im Amt Wangen:		
Herzogenbuchsee (mit Bettenhausen, Berken, Bollodigen, Heimenhausen, Hermiswil, Graben, Inkwil, Nieder- und Oberönz, Ochlenberg, Röthenbach, Thörigen und Wanzwil)	6843	7299
Niederbipp (mit Walliswil) (1850 noch mit Schwarzhäusern)	2879	2538
Oberbipp (mit Attiswil, Farnern, Rumisberg, Wolfisberg und Wiedlisbach)	3423	3578
Seeberg (mit Juchten, Loch, Nieder- und Obergrasswil und Riedtwil)	1865	1968
Ursenbach	1332	1518
Wangen (mit Walliswil und Wangenried)	1865	2084
Im Amt Trachselwald:		
Dürrenroth	1343	1456
Eriswil (mit Wyssachengraben)	3674	3957
Huttwil	3067	3392
Walterswil	753	865

Durchwegs ist also, sei es im Napfgebiet, am Jurafuss, in der flacheren, verkehrsoffenen Durchgangszone, in Bauerndörfern, Marktflecken und gewerblich-industriellen Städten, eine gleichmässig erfreuliche Zunahme festzustellen.

7. Schule, Kirche und Kultur

Es liegt in der Natur der Sache, dass das *Erziehungswesen* stets in starker Wechselwirkung zu den geistigen, wirtschaftlichen und politischen Strömungen der Zeit steht. So verwundert uns nicht, dass die Liberalen der Regeneration ihm ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten; war es doch das

vornehmste Anliegen der aufklärerisch-demokratischen Revolution, die Bildung der Menschen zu fördern und jedem Glied der Gemeinschaft, ohne Unterschied des Standes, das zum verantwortungsbewussten Leben eines Menschen und Bürgers notwendige Wissen zu vermitteln.¹¹¹ Das Primarschulgesetz von 1835 hatte deshalb ganz im Sinne Pestalozzis eine einheitliche Organisation mit Ober- und Unterstufe, eine zeitgemässe Gestaltung des Unterrichts, die Einführung neuer Fächer wie Knabenturnen und Mädchenhandarbeiten, und eine im staatlichen Seminar Hofwil zentral geordnete Lehrerbildung vorgesehen.¹¹² Diese Bestrebungen hatten im Oberaargau gute Früchte getragen. In den dreissiger und vierziger Jahren waren zahlreiche Grundschulen, in Kleindietwil, Langenthal und Herzogenbuchsee die ersten Sekundarschulen des Kantons und an verschiedenen Orten Privatschulen, wie die Institute Rauscher in Wangen und Bandlin in Langenthal, entstanden. Der Staat beteiligte sich an den öffentlichen Schulen nur mit Beiträgen; für die übrigen Kosten hatten die Einwohnergemeinden, die bis zu den Güterausscheidungen, wie wir wissen, über wenig Mittel verfügten, und private Spender aufzukommen. Den Besuch der Sekundarschule mussten die Eltern bezahlen. 1863 betrug die Kosten im Sekundarschulverband Langenthal, dem neben der Sitzgemeinde noch Aarwangen, Lotzwil, Roggwil, Bleienbach, Schoren, Steckholz, Wynau, Rütschelen, Melchnau und Schwarzhäusern angehörten, Fr. 10–100 jährlich. Einigen Sekundar- und Primarschulen, so Langenthal, Herzogenbuchsee, Aarwangen, Huttwil und Wynau waren Kadettenkorps angeschlossen, die als paramilitärische Schöpfungen der Nationalliberalen die Knaben für die Idee des jungen Bundesstaates begeistern wollten, Manöver durchführten und bei Festen und Empfängen auftraten.

An diesem Zustand änderte die Verfassung von 1846 nur wenig. Sie stellte, wie es für das Stämpfliregiment nicht anders zu erwarten war, hohe Anforderungen an sich selbst, indem sie die «Vervollkommnung des Volksschulwesens als Pflicht von Staat und Gemeinde» bezeichnete, einer zu schaffenden Schulsynode Antrags- und Vorberatungsrecht in Schulsachen zusprach und der Republik auch die Sorge für den höheren Unterricht übertrug.

Wie bekam man nun im Alltag, materiell und ideell, diese Zielsetzungen zu spüren? Die Synode, eine Vertretung der Lehrerschaft, wurde 1848 eingeführt und erfüllte als Bindeglied zwischen Schule und Erziehungsdirektion durchaus ihren Zweck. Für die Mittel- und Hochschule aber wurde, vor



Schulhaus Lotzwil 1809, beim Gasthof «Löwen» am Dorfplatz. Repro aus: Die Kirchgemeinde Lotzwil, nach einem Aquarell von Hügli.

allem unter der konservativen Regierung 1850–1854, welcher der christliche Geist wichtiger als Wissen war, wenig getan. Glücklicherweise scheiterte eine 1856 in der Fusionszeit errichtete zentrale Kantonsschule. Statt dessen konnten sich an Sekundarschulen Progymnasialabteilungen entfalten, an denen, wie in Langenthal, nebst Französisch, Englisch und Italienisch auch höhere Mathematik, Latein, Griechisch und selbst Hebräisch gelehrt wurde.

Das neue Gesetz von 1856 über die Organisation des Schulwesens verfolgte das doppelte Ziel, «die leiblichen und geistigen Kräfte der Jugend zur Erlernung der Berufsentwicklung» und «die christliche Frömmigkeit, Gesinnung und Sitte zu fördern». Es bezeichnete die Primarschule als abschliessende, die Sekundarschule als teils abschliessende, teils für die wissenschaftlichen Schulen vorbereitende Stufe. Die obligatorische Schulzeit betrug 10 Jahre.¹¹³

Dagegen erhob sich im Oberaargau Widerstand. Eine Volksversammlung in Herzogenbuchsee bemängelte «das ungenügende Ineinandergreifen» der Typen; Übertritte von der Sekundarschule in die Kantonsschule seien kaum möglich¹¹⁴, die Primarklassen auf dem Lande seien zu gross; die Besoldung

der Lehrer sei «zu schmal», sodass Mangel an Schulmeistern bestehe, auch würden die Schüler zu sehr belastet.

Das neue Gesetz von 1859 schuf etwas Abhilfe, indem es den Jahreslohn der Lehrkräfte auf mindestens Fr. 500, mit freier Wohnung, Garten und Scheune, 3 Klaftern Brennholz und 2 Jucharten Pflanzland festlegte.¹¹⁵ Die Sommerschulzeit dauerte aber immer noch 15 Wochen zu 18 Stunden, das Winterhalbjahr 21 Wochen zu 30 Stunden. Im bäuerlichen Thunstetten begann der etwa dreistündige Tagesunterricht im Sommer für die Unterstufe um 8, für die Oberstufe um 11 Uhr.¹¹⁶

Samuel Wittwer, «ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jahrhundert»¹¹⁷, der 1844 von Bumbach an die obere Knabenschule Wynau gewählt worden war, konnte sich mit diesen Verhältnissen offenbar gut abfinden. In seinen Lebenserinnerungen bezeichnet er sie jedenfalls als «angenehm auffallend» im Gegensatz zu den Zuständen in Berggemeinden. Hier seien bedeutende Leistungen zur Hebung des Schulwesens erbracht worden, die Lehrer erwiesen sich als meist tüchtig, die Räumlichkeiten, mit den nötigen Lehrmitteln ausgerüstet, freundlich und die Eltern, Behörden und Schüler entgegenkommend. In Langenthal bestehe dank einer reichhaltigen Bibliothek sogar Gelegenheit zu Weiterbildung. An diesem Ort wie auch in Aarwangen und Roggwil wirkten vortreffliche Kollegen. Man mache sich gegenseitig Schulbesuche und fördere dadurch die eigene Geschicklichkeit; in den Ferien und an den freien Samstagnachmittagen komme man oft zusammen und halte abwechselnd Vorträge über Schulfragen. – Wittwer unterrichtete dann von 1848 bis 1866 an der Oberschule in Ober- und Niederönz, wo er ebenso geordnete Verhältnisse antraf und mit Amtsrichter Burkhalter Kontakt pflegte. An der Oberschule Herzogenbuchsee, wo er zuletzt, bis 1890, tätig war, fiel das Unterrichten weniger leicht; doch half ihm die Kommission über die Schwierigkeiten hinweg, und die aufgebosserte Besoldung ermöglichte der grossen Familie «ein menschenwürdiges Auskommen».

Ob Wittwer die Schule der fünfziger und sechziger Jahre nicht doch zu sehr idealisierte?

In der Gassen drängten sich 1851 noch über 100 Unterschüler in ein Zimmer, in Walterswil war bis 1859 die Gesamtschule, mit 114 Kindern, ebenfalls in einen einzigen Raum gepfercht. Dieser enthielt als Unterrichtsmittel 1 Wandtafel, je 1 Karte der Schweiz und Palästinas, 8 beschädigte Bibeln, 18 Gellertbände, 38 Tabellen Schreibvorschriften, 18 Lesebücher, 3 Dutzend Schiefertafeln, 15 neue Berner Gesängbücher und eine grosse Kinderbibel.¹¹⁸

Im Jahr 1865 liefen bei der Redaktion des «Oberaargauer» Klagen von Eltern (vermutlich auf Anraten von Ärzten) ein, wonach die Erstklässler wegen des 7-Uhr-Schulbeginns bereits um 6 Uhr «förmlich den Armen des süssen Schlafes entrissen» werden müssten; Zweitklässler hätten von 7–11 Uhr oft «ohne alle und jede, nicht einmal die notdürftigste Unterbrechung» in den Bänken zu sitzen; man sollte die Stunden auf Vor- und Nachmittag verteilen; «wer von den Erwachsenen könnte 4 Stunden ununterbrochen Vorträge anhören, ohne am Ende körperliche und geistige Abspannung zu empfinden? Auch träten bereits häufig Kopfsenkungen und Rückgratkrümmungen auf».¹¹⁹

Die Schule von damals, mochte sie nun im Zeichen des klassischen Idealismus, des materiellen Positivismus oder der Tradition von Kirche und berufsständischen Gegebenheiten stehen, war noch weit von Pestalozzis Kindergemässheit entfernt! Kein Wunder, dass sich Lehrer, Behörden und Statthalter über «Schulunfleiss» beklagten. Im Februar 1854 waren in Thunstetten «wegen Kälte und Schnee» nur etwa 20 von 140 Schülern anwesend. Manchmal konnten Geschwister den Unterricht nur wechselweise besuchen, da sie sich in dasselbe Kleid teilten! Hausväter, deren Kinder mehr als drei Viertel eines Schuljahres gefehlt hatten, wurden dem Richter verzeigt. 1849 waren es im Amt Aarwangen 250, 1861 im Amt Wangen 150; 1873 in Rohrbach, das wegen des Schnapselends im Dorfteil Toggenburg besonders ungünstige¹²⁰ Verhältnisse aufwies, allein 137, wogegen Bleienbach mit nur zwei Fällen rühmlich abstach. Die Strafen bestanden in Bussen, kurzer Gefangenschaft und Gemeindewerk.¹²¹

Das eben angetönte Verhältnis zwischen Schule und Kirche war die ganze Zeit über gespannt, weil sich eine überholte vorrevolutionär-pädagogisch-orthodoxe Theologie, gestützt durch die konservativen Kräfte Bloesch's, nur schwer mit dem neuzeitlichen laizistisch-naturwissenschaftlichen Unterricht von Seminar und Hochschule vereinbaren liess. So weigerten sich – um ein erstes von vielen Beispielen zu nennen – am 29. Juni 1853 die Lotzwiler Lehrer, wie bisher vor dem Gottesdienst «Aufsicht über die Kinder zu üben und an heiligen Sonntagen während des Läutens vor Erscheinen des Predigers aus der Heiligen Schrift vorzulesen», und konnten nur unter der Drohung, «im Unterlassungsfall werde man dies der Kirchendirektion anmelden», zum Einlenken gezwungen werden.¹²² Und in Langenthal wurde Pfarrer Frank, der lange das Schulleben mitbestimmt hatte, veranlasst, sich zurückzuziehen, weil er Mittelpunkt einer pietistischen Bewegung war.¹²³ Dies deutet auf



A handwritten signature in cursive script, reading "F. Frank, Langenthal". The signature is written in black ink on a white background.

Friedrich Frank (1800–1887), 1830–1872 Pfarrer zuerst orthodoxer, dann pietistischer Richtung in Langenthal, jahrzehntelang Schulpräsident. Repro aus: Hundert Jahre Sekundarschule Langenthal.

Richtungskämpfe innerhalb des Protestantismus hin. Tatsächlich hatte sich die noch im nachreformatorisch-orthodoxen Geist verharrende Staatskirche mit einer liberaleren Auffassung von Christentum überworfen.¹²⁴

Die damalige bernische Kirchenordnung fusste auf dem allerdings provisorischen Gesetz von 1852, das zum ersten Mal eigentliche Kirchgemeinden



Johann Ammann (1828–1904), 1861–1904 Pfarrer in Lotzwil. Markanter bernischer Kirchenmann. Repro aus: Die Kirchgemeinde Lotzwil, Foto H. Zaugg nach alter Aufnahme.

entstehen liess. An die Stelle der seit 1831 aufgehobenen Chorgerichte und der nachfolgenden Sittengerichte traten in allen Pfarreien eigene Kirchenvorstände. Wer Glied der evangelisch-reformierten Landeskirche war und das bürgerliche Gemeindestimmrecht besass, gehörte zur Kirchgemeindeversammlung, die jeweils an einem Sonntag nach der Predigt stattfand und aus den «ehrbarsten und gottesdienstlichen Männern» 4–12 Kirchenälteste auf 4 Jahre wählte. Ähnlich der Schule vertrat eine Synode die Anliegen der Gläubigen gegenüber der Regierung. Synode und Regierung erliessen auch jährlich in echtem Bemühen um ein gottesfürchtiges Leben des Volkes die Bettagsmandate. Da vernahmen beispielsweise unsere feierlich gekleideten, andächtig lauschenden Oberaargauer Predigtbesucher am 18. Herbstmonat des Jahres 1864 die beherzigenswerten Worte von der Kanzel: «[...] Was könnte uns Ersatz bieten für die Erschlaffung der sittlichen Volkskraft? Wahrlich, nicht der Ruhm einer glorreichen Vergangenheit, nicht der mate-

rielle Aufschwung der Gegenwart, nicht schönklingende Worte oder gesetzliche Vorschriften, nicht eitle Klage noch ein äusserliches Scheinwissen, mit welchem Namen es sich schmücke. Ein Volk, das seine Schäden kennt und beklagt, muss der Stimmung eingedenk sein, die ihm der Herr, sein Gott, ins Herz geschrieben [...]». ¹²⁵

Der Kirchenbesuch hing in dieser Zeit der theologischen Auseinandersetzungen, des aufkommenden marxistischen und positivistischen Atheismus, der religiösen Indifferenz von Grossbürgertum und Proletariat mehr noch als üblich von der Persönlichkeit des Pfarrers ab. In Langenthal war das Gotteshaus im Unterschied zur Ära Frank gefüllt, als der Nachfolger, der Murtener Geistliche Schaffroth, predigte. Pfarrer Ammann, ein bedeutender Volks- und Kirchenmann, 1873 sogar Regierungsratskandidat, wirkte in Lotzwil «segensreich» im Gegensatz zu andern, die unpraktisch waren und ihr «Amt lau versahen». ¹²⁶ Ebenso loblich erwähnt werden «tüchtige Vikare, wie Langhans in Lotzwil und Bitzium in Thunstetten [späterer liberaler Reformier], die viel mehr Religiosität im Volk weckten als anderswo, wo sie schwach sei». ¹²⁷ Ausserkirchlichen religiösen Gemeinschaften gegenüber blieb der Staat tolerant, sofern keine Klagen über sie eingingen. So liess man die Neutäufer in Herzogenbuchsee, Oberbipp, Wangen, Wiedlisbach und Bannwil gewähren und behelligte auch das «Stündeli»- und Missionswesen, das von Bern und Basel aus geleitet wurde, und die 50-Seelen-Israelitengemeinde in Langenthal nicht.

Aber im Grunde war die provisorische Ordnung von 1852, die zunehmend unter dem Druck der liberal-radikalen Bewegung stand, kein befriedigender Zustand. Deshalb fasste die Synode als ersten Schritt aus der Krise 1866 einen Kompromissbeschluss, demzufolge jeder Glaubenszwang verboten war, die Wissenschaft das Recht und die Pflicht hatte, nach der religiösen Wahrheit zu forschen, und alleinige Richtschnur von Glaube und Lehre die Bibel als göttliche Heilsoffenbarung sein sollte.

Mittlerweile arbeiteten verschiedene, der freisinnigen Strömung verbundene Theologen und Geistliche an einer definitiven Kirchenverfassung, allen voran der eben genannte Albert Bitzium, nunmehr Pfarrer in Twann, Begründer des liberalen Christentums, sodann die Pfarrherren Joss, Rüttimeyer und Hirsbrunner, Grossrat Born und Gemeindepräsident Röthlisberger in Herzogenbuchsee und Sekundarlehrer Rüeßli in Langenthal. Der Kirchberger Pfarrer und einstige Huttwiler Vikar Nil und der Langenthaler Pfarrer Blaser machten sich an einen zeitgemässen Katechismus, da man den Heidelberger



J. Rüfli, 1867–1888 Sekundarlehrer in Langenthal, Verfasser geometrischer Lehrmittel, freisinniger Politiker, Mitbegründer des Liberalen Christentums. Repro aus: Hundert Jahre Sekundarschule Langenthal.

als veraltet empfand. Die Bewegung, die eine möglichst grosse Autonomie der Kirchgemeinde bezüglich Pfarrwahl und Liturgie verfocht, ergriff breite Schichten der Bevölkerung und führte in der Region zu zahlreichen Versammlungen. Entsprechend war das Ergebnis, als am 18. Januar 1874 über die neue Kirchenordnung – es ist das im wesentlichen bis heute gültige Kirchengesetz – abgestimmt wurde. Das Berner Volk nahm mit 69 478 Ja: 17 133 Nein an, das Amt Aarwangen mit 4212:425, Wangen mit 3279:153 und Trachselwald mit 3435:650. Besonders deutlich fiel das Ja mit 364:1 in Seeberg und 507:9 in Aarwangen aus.

Das Gesetz schuf neu eine christkatholische Fakultät an der Universität Bern, anerkannte den Katholizismus und die protestantischen Richtungen der Liberalen, der Evangelisch-Positiven und der Mitte, gewährte Glaubens- und Gewissensfreiheit und sicherte freie Ausübung gottesdienstlicher Handlungen innerhalb der Schranken der Sittlichkeit zu. Das Begräbniswesen ging an die Ortspolizei; die Ehe wurde zivilrechtlich. Die Stellung der Kirchgemeinde blieb gegenüber 1852 unverändert. Der aus Pfarrern und Laien gebildete Synodalrat war zuständig für die christliche Lehre, den Kultus, die Seelsorge und die religiösen Belange des Pfarramts. Die Kirchgemeinde, der nun noch die Güterausscheidung mit Bürger- und Einwohnergemeinde war-

tete, konnte Einspruch erheben. Damit hatten sich auch hier Menschenrechte und Demokratie durchgesetzt.

Wer sich in der Regionalpresse jener Berichtsjahrzehnte umschaute, stellt fest, wie sehr sich auch die verantwortlichen Redaktoren um die Wahrung der christlichen Tugenden im Volk kümmerten. So setzte sich das 1864 gegründete «Langenthaler Tagblatt» zum Ziel, «das sittliche Selbstbewusstsein des Volkes zu heben und Gesellschaftskritik zu üben». Wer sich zudem in den Rezensions- und Inseratenteil der Zeitungen, die Tätigkeitsberichte der Wochen- und Lesegesellschaften, Vereine und Schulen vertieft, staunt über ein ausgeprägtes Bemühen um moralische Lebenswerte. Vollends überrascht ist er von der Unverbrauchtheit, der Frische, dem Schwung, der Reichhaltigkeit und dem geistigen Gehalt des *kulturellen Lebens*, das sich unter dem Eindruck der Umbruchdynamik einerseits den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen und drängenden Sozialfragen der Zeit öffnete, andererseits aber Halt suchte in den bleibenden und stützenden Werten der Klassik, der vaterländischen Geschichte und der Theologie.

Erwähnen wir zur Veranschaulichung der Fülle von Veranstaltungen¹²⁸ noch einige Titel und Daten aus dem Reich des Konzerts, des Theaters und des Vortragsauditoriums, um diese Interessenschwerpunkte zu verdeutlichen: 1856 spielte das Liebhabertheater Wynau in Madiswil Schillers «Räuber». Im Winter 1863 gab die Theatergesellschaft Langenthal «Maria Stuart»; in der gleichen Saison sprachen, ebenfalls in Langenthal, wo damals eine ganze Reihe von hervorragenden, meist ausländischen Pädagogen unterrichteten, Sekundarlehrer Kronauer über «Dante Alighieri», sein Kollege Fiala über «Perikles und Athen» und der Lotzwiler Pfarrer Ammann über «Biblische Schöpfungsgeschichte und Naturwissenschaft». 1864 sang im Rahmen eines Konzerts des Männer- und Gemischten Chores Herzogenbuchsee in der «Sonne» vor 500 begeisterten Zuhörern der Solothurner Gastenor J. Schild Lieder von Mendelssohn, Schumann, Schubert und Beethoven; und im gleichen Saal trat kurz nachher die «renommierte Künstlergesellschaft Zirkus Knie» auf. In Langenthal referierte Fiala über «Demosthenes und der Untergang der griechischen Freiheit». 1865 organisierte die Liebhaber-Theatergesellschaft Huttwil – wie es heute die Volkshochschule tut – Winteranlässe. 1868 hielt Pfarrer Ammann einen vielbeachteten Vortrag zum Thema «Ist die Bibel Gottes Wort?» und Dr. Hidber, Sekundarlehrer in Herzogenbuchsee, trug an der Hauptversammlung des Historischen Vereins des Kantons Bern in Langenthal über den «Bauernkrieg» vor. 1869 sprachen



Das Lehrerkollegium der im Rang eines Progymnasiums stehenden Sekundarschule Langenthal 1865. Von links, oben: J. Rorschach, A. Bossard, F. Kronauer; unten: G. Steinegger, W. Müller, Dr. K. Fiala. Repro aus: Hundert Jahre Sekundarschule Langenthal.

Kronauer über «Morgarten und die Kämpfe der Waldstätte 1798» und Pfarrer Joneli, Roggwil, über «Johann Sebastian Bach». 1870 wurde an der ersten Hauptversammlung der Volks- und Jugendbibliothek Seeberg-Grasswil mitgeteilt, dass sich bereits 260 Bücher in ihrem Besitz befänden und ein Leser im Berichtsjahr 25 Bände «verschlungen» habe. 1873 gingen bei der Theatergesellschaft Herzogenbuchsee, vielleicht als Werbung für die neue Bundesverfassung, die historischen Dramen «Die Nonne von Wil» und «Die Mühle von Stansstad», bei der Theatergesellschaft Steinhof «Idda, die Gräfin von Toggenburg», in Thörigen «Die Schlacht von St. Jakob» und in Aarwangen das Sozialstück «Der Fabrikler» über die Bühne, während der Gemischte Chor, der Männerchor und die Musikgesellschaft Wiedlisbach «Die Mordnacht von Zürich» und eine Theatergruppe in Hellsau Schillers «Wallensteins Lager» aufführten. Schliesslich sah 1874 in Herzogenbuchsee ein ergriffenes Publikum das auch anderswo mehrfach gezeigte Trauerspiel «Znyni» von Körner. Zeitungskorrespondenten schrieben jeweils eingehend und fachkundig über alle diese Anlässe, was wiederum auf eine aufgeschlossene Leserschaft schliessen lässt.

8. Demokratische Bewegung und Kulturkampf

Seit den dreissiger Jahren waren die regenerierten Kantone der Schweiz repräsentative Demokratien. Aufgrund der Verfassung von 1848 wies auch der Bund diese Regierungsform auf. Die oberste Staatsgewalt lag in der Legislative, welche die Exekutive und die richterliche Gewalt wählte. Das Volk hatte bloss über die Verfassung abzustimmen und das Parlament zu bestellen. Dessen Vertreter stammten vorwiegend aus den wohlhabenden Schichten der Landschaft und des städtischen Grossbürgertums, die sich die neuen Freiheiten in Handel und Gewerbe für ihre kapitalintensiven Unternehmungen zunutze machten. Dadurch erhielt die Politik einen plutokratischen Anstrich. Die Folge war, dass in breiten Kreisen das Interesse am Staat erlahmte.

Nun aber kamen gerade durch die Industrialisierung, die Sprengung alter Bürgerschaften, die besseren Bildungsmöglichkeiten und die Binnenwanderung neue, «sozialdemokratische», durch uns schon «linksfreisinnig» benannte *Gruppierungen* auf – Beamte, Intellektuelle, vereinzelt bereits Arbeitervertreter –, die an der geltenden Ordnung zu rütteln begannen. Sie



Der Langenthaler Gottlieb Geiser (1818–1887), radikaler Grossrat und Regierungsstatthalter des Amtsbezirks Aarwangen. Foto aus Familienalbum im Museum Langenthal.

sammelten sich, wie bereits mehrfach angetönt, in den radikalen Sektionen der Grütlianner und der Studentenverbindung Helvetia, und in der patriotischen Männerhelvetia, von der gleich die Rede sein wird. Zu ihren führenden Mitgliedern mögen im Oberaargau, nebst den dem Leser bereits vertrauten Nationalräten Bützberger, Vogel und Born, der Richisberger Grossrat Möscher, die Wangener: Gemeindepräsident und Grossrat Jakob Roth, Notar und Grossrat Johann Heinrich Anderegg und Gerichtspräsident und Grossrat Johann Jakob Lerch, der Lindenholzer Amtsrichter und Grossrat Ulrich Jordi, der Ursenbacher Sager und Grossrat Johann Brand, der Niederbipper Arzt und Grossrat Reber, der Wiedlisbacher Hauptmann, Gemeindepräsident und Grossrat Johann Ulrich Mägli, der Langenthaler Statthalter und Grossrat Gottlieb Geiser, der Aarwanger Baumeister und Grossrat Hector Egger, der Fabrikant und Grossrat Jakob Gygax von Bleienbach, der Lehrer und Grossrat Felix Greub von Lotzwil, der Hauptmann und Grossrat Samuel Leibundgut von Reisiswil, der Gemeindeschreiber und Grossrat Johann Flückiger von Auswil und der Scharfschützenhauptmann und Grossrat Guido Plüss von Wynau gehört haben.¹²⁹ Ihre Ziele waren eine stärkere

Besteuerung des Besitzes, eine staatliche Wohlfahrtspolitik, die Gründung von Kantonalbanken zum Schutze von wirtschaftlich Schwachen und eine neue Fabrikgesetzgebung. Das Mittel war die Schaffung einer reinen Demokratie in Kanton und Bund, mit den Volksrechten des obligatorischen Gesetzes- und bedingten Finanzreferendums und der Initiative, wie man sie seit alters, allerdings in vereinfachter Form, in den Landsgemeinden, den Hochgerichten Bündens und den Zehnten des Wallis kannte. Verlangt wurde zudem die Volkswahl der Regierung und der Beamten, sowie die Verkürzung der Amtsdauer.

Den Anstoss zum Verfassungskampf gab der am 11. Oktober 1858, im Jahr der erneuten Machtergreifung der Radikalen im Kanton Bern, in Langenthal aus der Taufe gehobene schweizerisch-patriotische Verein «Helvetia». Wie eng er mit der Studentenverbindung gleichen Namens verbunden war, zeigt der Aufruf, der zur Gründerversammlung erlassen wurde: «Herbei, Helvetiens Musenöhne, aus allen Gauen, nah und fern, ihr Kämpfen für das Wahre, Schöne, für Recht und für der Freiheit Stern. Der freundliche Flecken [Langenthal], wo freie Männer so gerne und heimelig tagen, wird wahrscheinlich eine jetzt noch nicht erwartete geschichtliche Bedeutung erlangen wie seinerzeit Schinznach [der Ort, wo 1761 die Helvetische Gesellschaft gegründet worden war]». ¹³⁰ Dem Appell folgten «fast 250 Mitglieder» bereits bestehender Kantonalsektionen. Den Vorsitz führte Pfarrer Bleuler von Glatfelden. Das konservative «Solothurner Blatt» bezeichnete hernach die Tagung als «babylonischen Turmbau» und das Programm als «hohles Phrasentum». Der radikale «Oberaargauer» hingegen triumphierte: «In Langenthal erhob es [das Volk] sein Haupt!» ¹³¹

Den ersten Verfassungssieg errangen die Demokraten 1863 in Baselland, nachdem bereits 1856 eine jüngere radikale Bewegung in Solothurn die altliberale gestürzt hatte. Dann folgten 1868 Zürich und Thurgau. In Bern gärte es seit Mitte der sechziger Jahre. 1865 machte sich im Amt Trachselwald «politisches allgemeines Missbehagen» bemerkbar; ¹³² 1866 wurde von «den Jungen und der intelligenteren Klasse die Idee grösserer Rechte und Freiheiten in Glaubenssachen und in der Einführung der Volksabstimmung» vertreten. ¹³³ 1868 widmete die «Berner Volkszeitung» einen langen Leitartikel der «demokratischen Volksbewegung», in dem es abschliessend hiess, «repräsentative Demokratie» sei 1848 «gut» gewesen, aber Stillstand bedeute Rückschritt; eine Erweiterung der Volksrechte zur Selbstregierung bedinge jedoch auch eine bessere politische Bildung; es sei deshalb eine

«innere Revision» nötig; das Zürcher Volk habe am 26. Januar die Bresche geschlagen, möge Bern folgen». ¹³⁴ In die gleiche Kerbe hieben die Wochengesellschaft Wanzwil und die Berggesellschaft Wäckerschwend. Beide verlangten die Erweiterung der Volksrechte, warnten aber vor überstürztem Vorgehen; zuerst müsste in den Schulen mehr Verfassungskunde eingeführt werden. So geschlossen die demokratischen Politiker im Grundanliegen auftraten, so gespalten waren sie in der Einzelfrage, in welcher Form das Volk denn ins Staatsgeschehen eingreifen könne. Während Bützberger, Brand und Moser dem Bürger lediglich ein beschränktes Vetorecht zugestanden, trat eine Gruppe um den Bannwiler Friedli für das obligatorische Referendum ein, obschon sie wusste, dass damit die Volksherrschaft strapaziert werden konnte; handelte es sich doch, besonders von heute aus gesehen, um ein Postulat geradezu revolutionären Charakters, von dem niemand sagen konnte, ob es nicht die Entscheidungskraft des Staates lähmen würde.

Im Frühsommer des Jahres 1868 brachten in der «Sonne» zu Herzogenbuchsee etwa 100 versammelte Grütlianer erwartungsgemäss auch noch das soziale Element ins Spiel; aber sie gaben sich überraschend gemässigt, empfahlen der Arbeiterschaft das erfolgreiche Selbsthilfeeperiment der englischen Konsumgesellschaft Rochdale zur Nachahmung und zeigten auch erstaunlich viel Verständnis für den Risikozwang des Kapitalisten; befremdend jedoch wirkte der reichlich kurzschlussartige, eher für 1914 geltende Wunsch, «ein reinigender Krieg vermöchte allenfalls die Gesellschaft zur sittlichen Gesundung führen [!]». ¹³⁵

Vorerst trat nun der Verfassungskampf in seine «reinigende» Phase. Am 20. Mai 1868 beschloss die Langenthaler Wochengesellschaft, einer Petition der Aarwanger Wochengesellschaft beizutreten, die vom Grossen Rat «beförderlichste Einführung des Referendums» forderte. Nachdem das Parlament stattgegeben, wandten sich im Frühling 1869 in einer grossen öffentlichen Versammlung in der Langenthaler Markthalle die führenden Männer ein letztes Mal vor dem Urnengang ans Volk. Regierungspräsident Weber, Regierungsrat, Grossratspräsident und Fürsprecher Brunner und die Langenthaler Gemeindepräsident und Grossrat Herzog und Grossrat Dr. Marti brachen eine Lanze für das Referendum; es bringe weniger und einfachere Gesetze, erleichtere die Verwaltung, verschaffe den Gemeinden mehr Selbstständigkeit und ver helfe dem Volk zu mehr Vertrauen in den Staatshaushalt und zu den Behörden; die Nationalräte Bützberger und Vogel und die Grossräte Egger und Gyax standen für das Veto ein.

In der Abstimmung vom 7. Juli 1869 nahm das Berner Volk die neue demokratische Verfassung mit 31 355 Ja:21 699 Nein an. Durchgesetzt hatte sich die Referendums-Variante. Das Amt Aarwangen wies 2396 Ja:887 Nein, Wangen 1730 Ja:600 Nein auf. Trachselwald verwarf mit 1273 Ja:1703 Nein, wobei zu diesem Ergebnis die Enttäuschung über die Eisenbahnpolitik und die Furcht vor einer Staatsverschuldung beigetragen haben mögen. In der «Staatsmaschinerie aber war nun neues Leben, der Ausdruck unverfälschten Volkswillens».¹³⁶

Der im einleitenden Überblick kurz erwähnte *Kulturkampf*, also die Auseinandersetzung zwischen der katholischen Papstkirche und dem jugendkräftigen antiklerikalen weltlichen Staat, betraf den Oberaargau insofern, als er Mittelpunkt des schweizerischen laizistischen Radikalismus war. Der Streit verlief indessen einseitig und bestand, von der Region aus betrachtet, nur in Antworten oder Gegenstössen auf Handlungen des Gegners, die man als Übergriffe empfand. Zudem wickelte er sich vorerst lediglich auf dem Gebiet der Presse ab. So warf der Redaktor des «Oberaargauer» in einem längeren Leitartikel zu Jahresbeginn 1858¹³⁷ das heikle Thema der «gemischten Ehen» auf und machte der Katholischen Kirche den Vorwurf, sie beanspruche das alleinige Recht auf die Erziehung der Kinder und strebe die Bekehrung des protestantischen Teils an; «jetzt, wo sich der Ultramontanismus durch ganz Europa wieder fühlbar» mache, wagten es «die Römlinge, auch in unserem freien Lande» erneut aufzutreten. Am 12. Juli 1865 bot, im Vorfeld der eidgenössischen Abstimmung über die Ausdehnung der Niederlassungsbewilligung auf nichtchristliche Schweizerbürger, die 300-Jahr-Canisiusfeier in Freiburg dem Langenthaler Organ Anlass zu einer weiteren giftigen Reaktion. Canisius, als bedeutendster deutscher Jesuit 1580 Vorsteher des neugegründeten Jesuitenkollegiums der Saanestadt, wurde nun als «ultramontaner Jesuit» und der Papst als ein «fremder weltlicher Fürst, der in unserem freien Lande nicht regieren dürfe» apostrophiert; die Jesuiten hätten hier nichts mehr zu schaffen, ihr Orden sei bekanntlich 1848 verboten worden; die Juden hingegen sollte man aufnehmen – was dann in der Verfassungsrevision von 1866 auch geschah.

Höhepunkt des Kampfes war unstrittig das Freischarenfest vom 3. April 1870 in Langenthal.¹³⁸ Ursprünglich als 25-Jahr-Jubiläum der Freischarenzüge gedacht, wurde es zu einer machtvollen Demonstration der Radikalen gegen die unter Pius IX. wiedererstarke römische Kirche. Die Rede, die der streitbare aargauische Landammann und Ständerat Augustin Keller, bekannt

durch seine leidenschaftliche antiklerikale Haltung, vor über tausend Veteranen und einer gewaltigen Zuschauermenge in der Marktgasse hielt, war eine einzige Philippika gegen Kurie und Jesuiten; sie gipfelte in einer Protesterklärung gegen das 1. Vatikanische Konzil und einem patriotischen Aufruf an den Bundesrat. Der Ausgang der Totalrevision von 1874 sollte, zumindest in der Region, stark von ihr beeinflusst werden.

9. Die Internierung der *Bourbaki* 1871

Prophetisch im Hinblick auf die Geschehnisse der Jahre 1870/1871 schrieb der offensichtlich aussenpolitisch vorzüglich informierte Redaktor der «Berliner Volkszeitung» am 2. September 1868 in einem umfassenden Rundblick: «Da [in Frankreich] scheint rächende Nemesis die Männer des 2. Dezember zu erreichen [am 2. Dezember 1852 hatte sich der Prince-Président Napoléon zum Kaiser Napoleon III. erheben lassen], ... kann's wirklich nicht zu lange mehr so gehen [wegen imperialer Fehlschläge und Misswirtschaft]; entweder Krieg nach aussen oder Revolution im Lande. Keines von beiden wird vielleicht den Bonapartismus aufrecht erhalten. Dann dürften gewisse Leute über das schweizerische Asylrecht wieder sehr froh sein!». Gemeint waren offensichtlich Persönlichkeiten von Rang und Namen. Dass es aber eine ganze Armee sein würde, dachte niemand.

Auf die gewaltsame Lösung der Krise brauchte das Blatt nicht lange zu warten. «Der Krieg ist erklärt!», meldete es gross aufgemacht in einem Extra-Bulletin vom 16. Juli 1870. Napoleon, durch Bismarcks diplomatische Kunst in die Enge getrieben und herausgefordert, hatte Preussen den offenen Kampf angesagt. In der Folge erlitten die Franzosen schwere Niederlagen, so dass sich der Kaiser anfangs September in Sedan ergeben musste, die Republik ausgerufen und Paris von den Deutschen umzingelt wurde.

Unsere Gegend spürte vorerst von diesen Vorgängen wenig. Am 20. August fuhr ein Zug mit deutschen Emigranten aus Frankreich durch den Bahnhof Herzogenbuchsee. Dann begann «kriegerisches Leben» im Bipperamt: lange Kolonnen von Wagen, beladen mit Hafer, Heu und Stroh, geführt von eidgenössischen Trainoffizieren, zogen in beiden Richtungen bei Dürrmühle durch, wahrscheinlich zur Versorgung von Grenztruppen.¹³⁹ Dies waren nur Randerscheinungen, und während sich der Ring um Paris enger schloss und am 18. Januar 1871 der preussische König Wilhelm in Versailles

zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde, glaubte man bei uns, die Gefahr unbeschadet überstanden zu haben.

Da überstürzten sich Ende Januar die Ereignisse. Der französische General Bourbaki, mit seiner 140 000 Mann zählenden Ostarmee längs des Juras gegen die deutsche Etappe ins Elsass angesetzt, wurde bei Belfort eingekesselt und gab sein Kommando ab, als er sich ausserstande sah, angesichts des erschöpften Heeres einen Durchbruch zu wagen. Sein Nachfolger, General Clinchant, entschloss sich am 1. Februar zum Übertritt in die Schweiz, wo ihm General Herzog, vom zögernden Bundesrat erst im letzten Augenblick mit einigen Truppen versehen, bei Les Verrières unter der Bedingung der Entwaffnung den Einlass gewährte. Damit waren die ausgehungerten, frost-erstarten Krieger vor dem Untergang oder der Kriegsgefangenschaft bewahrt. 90 314 Mann fluteten auf den rettenden Boden.

Die Internierung einer ganzen Armee stellte unser Land vor eine neue und heikle Aufgabe. Aber der erschütternde Anblick des unsäglichen Leidens öffnete Herz und Hand. Die «Bourbaki» wurden auf 180 Ortschaften aller Kantone im Verhältnis zur Bevölkerung verteilt. Bern übernahm allein 20 000 Soldaten. Davon erhielten im Oberaargau Huttwil, Rohrbach, Langenthal, Herzogenbuchsee und Aarwangen je etwa 500 zugeteilt.

Am 1. «Hornung» wurden die Gemeinderäte von Herzogenbuchsee und Langenthal, die nun fast dauernd tagten, durch ein Schreiben des Regierungsrates alarmiert, wonach die Orte entlang den Eisenbahnlinien Vorräte bereitzuhalten hätten. «In Kürze» würden französische Soldaten eintreffen, die möglichst «in Masse» unterzubringen seien, also in öffentlichen Räumen wie Kirchen, Kasernen, Tanzsälen, Scheunen und Vereinslokalen; Blatternkranke müsse man absondern; es seien auch Reservemannschaften aufzubieten und Wacht- und Arrestlokale bereitzuhalten; Einquartierungskommissionen hätten das nötige Stroh und Brennholz zu beschaffen; über alle Kosten solle genau Rechnung geführt werden. «Es ist eine schwere Last, welche uns der unheilvolle Krieg bringt», hiess es zum Schluss, «wir werden sie aber mit Ehren tragen, den unglücklichen Nachbarn den Schutz der neutralen Schweiz gewähren».¹⁴⁰

Zum Platzkommandanten von Herzogenbuchsee wurde Hauptmann Röthlisberger, von Wangen Major Bütikofer, von Langenthal Major Leibundgut und von Aarwangen Scharfschützenhauptmann Plüss ernannt; jedes internierende Dorf erhielt einen Arzt zugeteilt, der Auftrag hatte, sofort nach Eintreffen des ersten Kontingents die sanitärische Untersuchung vorzuneh-



Unter den Augen von Schweizer Bewachungstruppen spendet die Bevölkerung eines Berner Dorfes rastenden Bourbakisoldaten mildtätig Brot. Vorne sitzend ein Zuave. Repro aus: LHB 1970.

men.¹⁴¹ Diese Beauftragten waren um ihre Aufgabe nicht zu beneiden: denn man war unvorbereitet; alles und jedes musste improvisiert werden.

Die aus dem Alltag gerissene Bürgerschaft wusste ob dem Neuen, völlig Unerwarteten, nicht mehr, wie ihr geschah, und auch die Presse vermochte kaum zu folgen. «In Herzogenbuchsee», schreibt die «Berner Volkszeitung» am 8. Februar, «fuhren mehrere Züge der Ostarmee, vielfach mit Güterwagen, vorbei Richtung Zürich.» Bei den Zwischenhalten am Bahnhof fiel

«das bunte Gemisch auf, ohne Schuhwerk»; die Soldaten schimpften über die Offiziere; «mit guter Leitung wäre der Durchbruch bei Belfort möglich gewesen!» Das Dorf war tagelang in Aufregung. Am 8. Februar zogen 200 Pferde vorbei. Dann rückten lange Kolonnen französischer Truppen heran; 550 Soldaten marschierten nach Wangen durch; die sahen «noch ganz respektabel aus»; 513 blieben zur Einquartierung.¹⁴² Der Frauenverein sammelte für sie Fr. 121.

In Langenthal passierten am 6. Februar gegen 1500 Mann, die nach St. Urban bestimmt waren. In Scharen strömten die Leute aus der ganzen Umgebung herbei, um sie zu sehen. Ihre Beobachtungen waren unterschiedlich. Während die einen feststellten, dass das Schuhwerk in einem «erbärmlichen» Zustand sei, viele Männer «nur Lumpen um die Füße getragen hätten und so durch Wasser, Eis und Schnee gehumpelt seien»¹⁴³, hielten andere dafür, dass die Truppe im ganzen einen recht guten Eindruck mache und es wenig Kranke gebe [sie war vielleicht, wie die für Wangen bestimmte, irgendwo schon retabliert worden].¹⁴⁴ Langenthal beherbergte 573 Bourbaki. Ein Unterstützungskomitee sammelte Kleidungsstücke und richtete folgenden Aufruf an die Mitbürger: «[...] Diese schwergeprüften Krieger verdienen unsere Sympathie. Geben wir deshalb mit fröhlichem Herzen»; jede Gabe, am meisten benötigt würden Hemden, wollene Strümpfe, Unterkleidung und Schuhe, werde mit Dank entgegengenommen. Die Verpflegung kam aus 8 Küchen; sie bestand aus 1²/₃ Pfund Fleisch und 1¹/₂ Pfund Brot und Gemüse pro Mann und Tag. Die Besoldung betrug für Offiziere und Soldaten 25 Rappen.

Die 501 Aarwangen zugeteilten Franzosen langten dort «am 9. Februar abends 7 Uhr von Wangen her an und wurden teils im alten, dem Abbruch geweihten Schulhause, teils in dem der Erziehungsanstalt gehörenden Ökonomiegebäude – dem alten Kornhaus – einquartiert».¹⁴⁵ Der Bevölkerung bot sich am nächsten Morgen «ein nie gesehenes Schauspiel [...] dar. In unbeschreiblich elendem Zustande, ausgehungert, der Kleider ermangelnd, in zerrissener Soldatentracht, unter allen möglichen Stoffen Schutz suchend gegen die winterliche Witterung [...] waren da Zuaven [aus Berberstämmen rekrutierte Kolonialtruppen] in algerischer Uniform, Chasseurs d'Afrique [...] und arabische Soldaten, Turkos genannt, mit dunkelfarbigem Antlitz und weissen Zähnen [...]. Wie eine am 6. Februar in der Dunkelheit des Abends von Niederbipp nach Aarburg hinziehende Colonne, so wurden auch diese unsere Pflegebefohlenen sogleich mit dem Notwendigsten [...] aus-

gerüstet, bei welchem Liebeswerke uns die Nachbarn von Thunstetten Wynau und Bannwil unterstützten».

Für die 500 Internierten in Huttwil und Rohrbach spendeten diese beiden Gemeinden und Wyssachengraben, Eriswil und Dürrenroth 543 Hemden, 88 Schuhe, 215 Strümpfe, 43 Kleider, 26 Sacktücher und Fr. 97.80.

Trotz der Fürsorge und Pflege gelang es nicht, alle Schwerkranken zu retten. In Huttwil starben 9 der 77 Patienten. Die Bestattungen waren ergreifend. Am 21. Februar beispielsweise besammelten sich zur Grablegung eines Soldaten die Internierten, die Bewachungstruppen und zahlreiche Stadtbewohner auf dem Brunnenplatz. Zwei Kanonenschüsse ertönten. Die Kadettenmusik spielte einen Trauermarsch. Der Platzkommandant und Pfarrer Martig wandten sich an Truppe und Volk. Die Worte des Geistlichen, der französisch sprach, «entlockte selbst den Zuaven Tränen».¹⁴⁶ In Aarwangen verschieden 3 Mann. Einer von ihnen, der Zuave Martin Philippe, wurde am 24. Februar beerdigt. Sammlung war «au carré» auf dem Schlossplatz. Ein junger französischer Feldpater sprach kurz. «Sämtliche Mannschaft redete er an mit «mes enfants!». Dann betete er in lateinischer Sprache. Auf dem Friedhof warf jeder Soldat eine Handvoll Erde in das Grab der Camaraden». Am 4. März fand das Leichenbegräbnis des an Lungenschwindsucht verstorbenen Mohammedaners Ahmed Ben Bagdad, tirailleuse indigène [eingeboren] aus der Provinz Oran statt. In der Nacht vor dem Tod hatte ihn ein Kamerad auf dem Rücken vor die Infirmerie getragen, damit er nach letztem Wunsch noch einmal den Mond und die Sterne sehe. Die Leichenfeier folgte nach islamischem Brauch. In Langenthal gingen 6 Mann der «Armée de l'Est» zur grossen Armee ein. Ihnen wurde ein Gedenkstein errichtet. In Herzogenbuchsee waren 5 Tote, darunter ein Schweizer Wachsoldat, zu beklagen.

Nachdem Paris gefallen war und Frankreich den Kampf am 24. Februar hatte aufgeben müssen, durften die Bourbaki wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Der Wegtransport begann am 13. März mit Extrazügen. Er dauerte 9 Tage. Die Internierten im Oberaargau gehörten zu den letzten, die abgezogen wurden. Bevor sie schieden, richteten sie Dankesbotschaften an die Bewohner. «Wir haben die Seelengrösse kennen gelernt», schrieben die «Huttwiler» und «Langenthaler» Bourbaki, «zu der ein freies Volk imstand ist, sich zu erheben. Wir werden denn auch, nach Frankreich zurückgekehrt, daran arbeiten, diese teure Republik fest zu begründen. Sie allein kann unser unglückliches Vaterland retten [...] Vive la Suisse, vive la France. Vive la République». Eine grosse Volksmenge begleitete die Soldaten zu den Bahn-

höfen. In Langenthal spielten die Musikgesellschaften Huttwil und Langenthal «ihre schönsten Melodien». General Clinchant dankte allen Platzkommandanten. Viele private Freundschaften blieben bestehen.¹⁴⁷

Dann wurde nüchtern finanziell abgerechnet, zwischen den Gläubigern – Wirten und Händlern – und den Gemeinden, den Gemeinden und dem Staat. Die Detailposten, auf die wir hier nicht eintreten, bieten ein aussagekräftiges Bild der damaligen Lebensweise. Elf Internierungsgemeinden, worunter alle oberoargauischen, verlangten höhere Bundesbeiträge. – Langenthal entsandte sogar seinen Ammann Herzog nach Bern. Doch wurden ihnen nur kleine Zugeständnisse gemacht. Pro Mann und Tag erhielten sie 20 Rappen; denn sie hatten von der Internierung «auch profitiert»! Frankreich beglich die Schulden in Gesamthöhe von 12 Millionen Franken bereits 1872.

10. Die Totalrevision der Bundesverfassung 1874

Obschon die Bundesverfassung von 1848 das wohl fortschrittlichste Grundgesetz Europas war, wurden ihre Mängel gegenüber der Zeitentwicklung, wie es die demokratische Bewegung in den Kantonen zeigte, bald einmal offenkundig. Die Linksfreisinnigen forderten deshalb auch auf eidgenössischer Ebene das Einspruchsrecht des Referendums gegen Parlamentsbeschlüsse sowie die Gesetzes- und Verfassungsinitiative.

Träger der Ideen waren im Oberaargau wiederum die Studentenverbindung der Helveter, der patriotische Verein Helvetia und die Grütlianner. Die Helvetia sprach sich schon in ihrer von 250 Mitgliedern besuchten Hauptversammlung vom 17. Dezember 1865 «einmütig» für eine Revision der Bundesverfassung aus, weil «die Volksrechte zu wenig berücksichtigt» seien.¹⁴⁸ Im «Comité» (Vorstand) wirkten Grossrat Daniel Flückiger von Aarwangen als Präsident, Amtsrichter Jordi von Lindenholz, Tierarzt Herzog und Notar Kohler von Langenthal. Am 4. Januar 1866 setzte sich an einer von ihr organisierten, von 400 Personen besuchten Volksversammlung in Herzogenbuchsee Nationalrat Bützberger für die Änderung ein.¹⁴⁹ Sein Gegner war kein anderer als der Berner Fürsprecher Albert Steck, der spätere Begründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz.

Dessen Haltung verwundert, weil eine wichtige Zündung zur Revision gerade aus dem Gebiet der Rechtsgesetzgebung kam, die von Kanton zu Kanton verschieden und die Quelle vieler Übelstände war. Die Statthalter

von Aarwangen und Trachselwald gaben sich ebenfalls noch skeptisch, ob-
schon die rasche Entwicklung der Verkehrsmittel und die starke Bevölke-
rungsbewegung die Unzulänglichkeiten des Grundgesetzes allmählich
selbst dem breiten Publikum fühlbar gemacht hatten. Sie glaubten, die
Bundesrevision werde «keinen Anklang finden»;¹⁵⁰ denn bei der Mehrzahl
der Leute sei eher «Neigung zu Negation in eidgenössischen Dingen» fest-
zustellen.¹⁵¹

Dann aber schlug, 1871, die Stimmung um. Man war nun im gemässigten
Sinn für Zentralisation¹⁵², sah eine allfällige Änderung «nicht ungern»¹⁵³
und begrüusste gar das im Entstehen befindliche Werk».¹⁵⁴ Ausschlaggebend
mögen die eben entstandenen italienischen und deutschen Nationalstaaten
– zwei neue mächtige Nachbarn – und die mangelnde Bereitschaft des eid-
genössischen Heeres beim Bourbakiübertritt gewesen sein; beides verlangte
nach einer institutionalisierten Stärkung und Zentralisation des Bundes-
heeres.

Der noch im gleichen Jahr ausgearbeitete Verfassungsvorschlag über-
spannte aber den Bogen, weil er auch noch das Schulwesen vereinheitlichen
wollte und so die Föderalisten vor den Kopf stiess. Im Oberaargau jedoch, vor
allem in seinem nördlichen radikalen Teil, stand man kräftig für die Revision
ein. An politischen Versammlungen in Bettenhausen und Wanzwil sprach
Nationalrat Born. Am 14. April 1872 hielten in der Kirche zu Langenthal
Gemeindepräsident Herzog, Nationalrat Bützberger und Grossrat Flückiger
nochmals Heerschau über ihre Getreuen, 800 Mitglieder von Lese- und
Volksvereinen. Im «Kreuz» ersuchten 50 Offiziere und Soldaten den seit
1848 bestehenden Offiziersverein, «die Zentralisation des schweizerischen
Militärwesens im Auge zu behalten». Am 8. Mai rief die Buchsi Zeitung in
einer fetten Schlagzeile «alle Mannschaften auf Deck!». In den Volksvereinen
Melchnau und Kleindietwil lautete die Parole: «Fortschritt oder Rück-
schritt».¹⁵⁵ Am 12. Mai verwarf das Schweizervolk knapp mit 255 605 Ja:
260 859 Nein und 9:13 Ständen. Bern nahm mit 50 427:22 442 an, der
Amtsbezirk Aarwangen mit 3220:589 (Wynau mit 178:8!), Wangen mit
1744:247 und Trachselwald mit 1518:1405. Die Schorer waren «in Reih und
Glied, mit fliegenden Fahnen voran, zur Kirche [abgestimmt wurde immer
noch nach Kirchgemeinden] marschiert»; die Unter- und Obersteckholzer
waren gemeinsam auf zwei bekränzten Wagen gekommen. Von Thörigen,
Bettenhausen und Bollodingen hatte sich ein Zug von 300 Bürgern nach
Herzogenbuchsee bewegt.¹⁵⁶

Die Radikalen setzten aber den Kampf auf Bundesebene, im Kanton und in der Region fort. Nur 14 Tage nach der Abstimmung, vom 25.–26. Mai, feierte der sich als «demokratische Volkspartei» konstituierende schweizerische Grütliverein in Langenthal sein Zentralfest. Organisationspräsident war wie bei der Freischarenfeier Baumeister Egger. Als Festhütte diente die Markthalle. Ein farbenprächtiger Umzug bewegte sich durch die Gassen. An den Verhandlungen wurden nebst der Bundesrevision mit Referendum und Initiative auch soziale Forderungen wie die Gründung einer Kranken- und Alterskasse (!) und das Verbot der Kinderarbeit unter 13 Jahren in Fabriken erhoben.¹⁵⁷

Die eidgenössischen Räte zogen die Lehren aus dem Ergebnis von 1872 und legten bereits 1874 – man staunt heutzutage über den Elan, mit dem vor hundert Jahren ein derart bedeutendes Geschäft behandelt wurde – das grosse, noch heute gültige Kompromisswerk vor; in ihm flossen sämtliche von uns mitbeobachteten Strömungen zusammen; aber es ersetzte das Wünschbare durch das Erreichbare: Beschränkung der Volksrechte auf das Gesetzesreferendum; Vereinheitlichung des Obligationenrechts; Ausdehnung der Bundesgewalt im Militärwesen auf die Ausbildung; Ermächtigung des Bundes zu Fabrikgesetzgebung und Eisenbahnbau; Verstaatlichung des Zivilstandes mit der Garantie der Glaubens- und Gewissensfreiheit auch für Nichtchristen; Verbot der Neugründung und Wiederherstellung von Klöstern und Bistümern; Kantonalhoheit im Erziehungswesen; Unentgeltlichkeit, Obligatorium und konfessionelle Neutralität für die Primarschulen.

Am Tag des grossen Urnengangs, am 19. April 1874, war die Stimmung in der Region wiederum «eine überaus freudige».¹⁵⁸ Der Amtsbezirk Aarwangen sagte ja mit 3559:372, Wangen mit 2734:379, Trachselwald mit 2470:600. Die Ja-Mehrheiten waren in fast allen Kirchgemeinden erdrückend, so in Aarwangen (426:33), in Herzogenbuchsee (850:151), in Langenthal (728:37), in Melchnau (516:24) und in Roggwil (301:39); die verhältnismässig stärkste Minderheit wies Rohrbach mit 527:193 auf. Der Kanton Bern stimmte mit 63 367 Ja:10 255 Nein zu, die Eidgenossenschaft mit 340 199:198 013 und 14½:7½ Ständen. Am Sonntag gegen «10 Uhr abends verkündete in Langenthal Kanonendonner den Sieg der freisinnigen Schweiz über Reaktion, Sonderbündler und Ultramontanismus». Am nächsten Abend wurde das Ereignis erneut gefeiert. «Von den Juragipfeln leuchteten Freudenfeuer. 101 Kanonenschüsse erdröhnten.» Mit Musik und Fackeln zog man vor das Haus des Nationalrats Bützberger, «um ihm zu danken für

Landrevision.
19. April 1874.

Originalausschnitte der amtlichen Ergebnisse der Volksabstimmung über die Totalrevision der Bundesverfassung von 1874. Fotokopie Staatsarchiv Bern.

Ausbezirk und Politische Verwaltung.	<u>Landrevision 1874</u>		
	Zahl der		
	Stimmenden	Abstimmenden	Wahlberechtigten
<u>Wangen.</u>			
Langenlinslen	1032	856	154
Gerben	304	301	1
Wippen	220	190	20
Stadenlitz	429	335	70
Oberlitz	646	525	110
Wangen	429	414	12
Essenberg	127	113	12
	<u>3187</u>	<u>2734</u>	<u>379</u>

das Revisionswerk [sogar der politisch andersdenkende Leser sollte hier bestimmen]; auch Dr. Marti, Präsident der Burgergemeinde, wurde ein Hoch gebracht».

Wir verstehen diese Begeisterung, wirkte doch der versöhnliche Ausgang erlösend nach jahrelangen Auseinandersetzungen, und war das Ringen um den neuen Bund ein bis in die Tiefen des Volksbewusstseins gehender und auf weltanschaulichen Überzeugungen beruhender Verfassungskampf, wie wir ihn seither nicht mehr erlebt haben. Wir dürfen deshalb auch als für die ganze Epoche gültig bezeichnen, was damals ein Zeitgenosse in bescheidenem Stolz schrieb: «Gar vieles wollen wir wirklich noch besser und schöner haben; aber unsere Zustände sind mehr beneidenswert als beklagenswert. Wir freuen uns alle, Schweizer zu sein».¹⁵⁹

III. Chronikalisches

Zahlreiche Ereignisse und Begebenheiten, die wohl ihrer Unmittelbarkeit wegen unsere Oberaargauer damals mehr berührt haben mögen als die geschilderten Vorgänge, sich jedoch in unsere geschichtliche Thematik nicht einordnen liessen, sollen hier nun noch aufleben.¹⁶⁰ Vielleicht bewegen sie auch uns. Wie an einem roten Faden ziehen sich schwere Brandfälle durch die Zeit. Am 18. Februar 1849 ging ein Grossteil von Schmidigen in Flammen auf; auch die alte Wirtschaft wurde eingeäschert. Am 12. August 1856, einem heissen Sommertag, wurde Roggwil von der bisher schrecklichsten Brandkatastrophe seiner Geschichte betroffen.¹⁶¹ Das Feuer brach nach 11 Uhr mittags im Haus des Gemeindepräsidenten Lemp östlich der alten Post in der Schmitten aus. Kinder sollen mit Streichhölzern im Heustock gespielt haben. Die Flammen frassen sich mit rasender Geschwindigkeit den Berg hinauf und entzündeten in einer halben Stunde 37 Firsten; um 2 Uhr drehte der Wind in die Gegenrichtung und erfasste mit dem Funkenregen nochmals fünf Häuser in der Dorfmitte. Die Löschgerätschaft war mangelhaft: es konnten nur zwei kleine Schöpfspritzen und ein Sauger eingesetzt werden. Aus der Nachbarschaft sollen, allerdings zu spät, 68 Rondellen – Laternenkarren mit einem Feuerläufer, der einen Haken und einen Eimer mitführte – zu Hilfe gekommen sein. 67 Familien mit 321 Personen waren obdachlos. Ein Teil von ihnen wurde im benachbarten Kloster St. Urban untergebracht. Die Burgergemeinde schenkte den Geschädigten das Holz zum Wiederaufbau.



Der grosse Brand von Burgdorf in der Nacht zum 21. Juli 1865. Aus: Gedenkschrift 1965, Repro der farbigen Litho von Josef Nieriker.

In der Nacht des 10. Mai 1861 brannten in Glarus 500 Häuser im Föhnsturm nieder. Sogar in Langenthal und Bützberg sah man den über dem Luzernbiet unheimlich geröteten Himmel. Dem Aufruf in der Presse, den 3000 Obdachlosen im grenzenlosen Unglück zu helfen, leisteten denn auch alle Gemeinden des Oberaargaus Folge. Herzogenbuchsee spendete Fr. 2295.15, Wangenried Fr. 664.97, Langenthal Fr. 5837. In der Bleienbacher Kirche konzertierten Musikgesellschaften und Chöre zugunsten der Betroffenen.

Am 21. Juli 1865, morgens um 3 Uhr, ging die Oberstadt Burgdorfs, 70 Häuser mit der Kirche, in Flammen auf.¹⁶² Die Lohe sah man im ganzen Oberaargau. In allen Dörfern läuteten die Sturmglocken. Überall rückten die Feuerwehren aus. Die Langenthaler Spritze kehrte in Thörigen um, da der Brandort noch nicht bekannt war, und wurde, als Gewissheit bestand, mit der Eisenbahn transportiert. Ein Extrazug führte ebenfalls drei Spritzen von Herzogenbuchsee und je eine von Bollodingen und Aarwangen in die Un-

glücksstadt. Viele Gemeinden, unter anderem Thörigen, Herzogenbuchsee und Roggwil, entsandten Hilfsmannschaften zu Aufräumungsarbeiten; die Armenanstalt Aarwangen schickte 14 Knaben. Überall wurden für die 138 obdachlos gewordenen Familien Liebesgaben gesammelt; das Bernbiet brachte Fr. 142 769.24 zusammen. Glarus vergalt die hochherzige Hilfe von 1861 mit Fr. 10 280 und einem Schreiben der Regierung!

Im gleichen Jahr, am 25. November, wurde die Armenanstalt Schachenhof bei Wangen, durch böswillige Brandstiftung eines Zöglings, ein Raub der Flammen. Der Neubau erstand im Kornhaushof von Oberbipp. 1870 schliesslich zerstörte ein Grossfeuer 14 Häuser, darunter die alte Käserei im Weiler Forst bei Thunstetten.

Unsere Gegend blieb auch von Unwettern nicht verschont. Am Auffahrtstag 1868, dem 29. Mai, ging ein schweres Gewitter mit Wolkenbruch und Hagelschlag über Auswil, Rohrbach, Kleindietwil, Oeschenschbach, Ursenschbach, Leimiswil, Rüttschelen und Madiswil nieder. Besonders heimgesucht wurde Rohrbach. Die Kühe wurden buchstäblich aus den Ställen geschwemmt; das Dorf stand unter Wasser. Die Wiesen waren verwüstet, von Geschiebe bedeckt, die Äcker wie «abgeschält»; die Roggensaat war vernichtet.

Vom 19. Oktober bis zum 1. November desselben Jahres brausten «orkanartige Stürme mit Gewittern» über den ganzen Oberaargau. Eine grosse Anzahl Bäume wurden entwurzelt; viele waren noch mit Obst «voll behangen».

Am 5. August 1874 wurden die ganze Zentralschweiz, der Aargau, die Ostschweiz, Graubünden, Glarus, die Innerschweiz, das Wallis und das Berner Oberland von «gewaltigen Wasserverheerungen» betroffen (wir denken an den Unglückssommer 1987!). Die Emme «brüllte fürchterlich» in Burgdorf und überschwemmte die Schachengebiete.

Es gab aber auch Trockenzeiten und Dürren. So fiel vom frühen Herbst 1857 bis in den Januar des folgenden Jahres kein Niederschlag. In Bettenhausen spendete nur noch eine Brunnenröhre «notdürftig Wasser».

Schicksalsschläge für die Region waren ebenfalls der Verlust verdienstvoller Persönlichkeiten, wie 1862 des Wynauer alt Grossrats Plüss, der, einstiger Liberaler, sich als Gemeindeoberhaupt, Kirchgemeindepräsident und verehrter Armeninspektor weitherum hohes Ansehen erworben hatte; des Langenthaler Oberrichters, Regierungs- und Nationalrates Jakob Steiner am 9. Januar 1865, an dessen Begräbnis die Bundesräte Fornerod und Schenk



Jakob Steiner (1813–1865), Schwiegersohn Friedrich Geisers zum «Kreuz» in Langenthal, Fürsprecher, Freischärler und Teilnehmer am Sonderbundskrieg, Oberst, Oberrichter, Regierungsrat. Mitbegründer der Eisenhandlung. Aus: Fotoalbum im Museum Langenthal.

teilnahmen; des uns bekannten Volksmannes Born am 25. März 1865; und des uns ebenso vertrauten Militärs und Politikers Friedrich Geiser zum «Kreuz» in Langenthal (Schwiegervater Steiners), der am 29. August 1870 den Herztod erlitten haben soll, als er von der Einkesselung Napoleons III. hörte, mit dem er unter Dufour an der Artillerieschule Thun gedient hatte. Gerührt war man auch ob des Freitodes von Luise Scheidegger, der Braut Gottfried Kellers, einer «liebenswürdigen und gebildeten Tochter» in Herzogenbuchsee, am 13. Juli 1866.

Erinnerungen an frühere, heroische Zeiten lebten unter der Bevölkerung in Wehmut und stolzer Trauer wieder auf, wenn ein ehemaliger Krieger zur grossen Armee abberufen wurde: Am 28. Januar 1860 starb der älteste Langenthaler, der Bleicher Johann Zulauf, 92jährig; er war «der letzte Drago-

ner» des Dorfes, «der 1798 [beim Franzoseneinfall und dem Untergang des alten Bern] unter den Waffen stand». Am 12. Februar 1862 verschied in Eriswil, im Alter von 82 Jahren, Ulrich Heiniger, «gewesener Grenadierhauptmann»; er hatte in der Schlacht von Neueneegg 1798 eine Streifwunde erlitten, war dann «Trüllmeister [Drillmeister bei Musterungen] und im Preussenhandel [um Neuenburg 1856] wieder aktiv».¹⁶³ Am 4. Februar 1863 entschlief in Roggwil, 92jährig, Jakob Grütter «zum Bären»; er hatte ebenfalls 1798, «als Dragoner bei Neueneegg gegen die Franzosen gefochten». Am 14. November desselben Jahres verbreitete sich in Herzogenbuchsee die Kunde vom Heimgang des 1775 geborenen Melchnauers Leuenberger; er «stand» einst auch «im Treffen von Neueneck». Am 22. Februar 1865 wurde der Tod von Paul Josef Joss in Langenthal von Haus zu Haus geboten; Joss hatte als zwölfjähriger Tambour den Tuileriensturm vom 10. August 1792 erlebt! Schliesslich segnete am 2. Februar 1872 in Herzogenbuchsee «hochbetagt» der Röthenbacher Johannes Ingold das Zeitliche; er hatte «die Feldzüge Napoleons nach Ägypten 1798 [als Zehnjähriger, wenn das überlieferte Geburtsdatum 1788 stimmt!], Russland [1812/1813] und den Kampf gegen die Engländer [in Portugal und Spanien 1809/1810? bei Waterloo 1815?] mitgemacht und war noch rüstig». – Was für Lebensschicksale!

Früh dahingerafft wurden hingegen 1861 in Roggwil 31 Kinder durch einen Keuchhusten, der auch andernorts im Oberaargau Opfer forderte. Als epidemische Krankheiten traten ferner ein Nervenfieber auf, das 1851 und 1863 «wütete», die Ruhr, Blattern und Scharlach, an denen 1870 95 Personen starben.

Nun noch zu erfreulicheren Dingen: Ein Hauch der grossen Welt streifte am 6. Oktober 1861 unseren Landesteil, als die Fürstin Gortschakoff, die Gemahlin des russischen Oberkommandierenden im Krimkrieg (1853–1855), mit Gefolge im «Bären» zu Langenthal abstieg und Nachtquartier bezog; und auch, als am 19. Juni 1873 der König von Holland «in einem schönen Salonwagen, die Kaiserin von Russland in einem Extrazug von 16 Waggons und die japanische Gesandtschaft» durch unsere Stationen fuhren. Ebensoviel Schaulustige mag am 21. Juli 1865, trotz des Burgdorfer Stadtbrandes, auf den Bahnhöfen Herzogenbuchsee und Langenthal das 200 Zentner schwere, in Kisten verpackte Winkelried-Denkmal angezogen haben, welches in einem «interessant konstruierten Transportwagen» vorbeigefahren wurde. Es kam von Rom über Marseille auf dem Schienenweg und wurde



Namenstafel auf dem Grab von Paul Josef Joss auf dem Friedhof Langenthal. Foto H. Zaugg.

nach Stans gebracht, wo man es am 3. September einweihte. Die 21 Kanonenschüsse, welche die Feier eröffneten, soll man in Herzogenbuchsee gehört haben!

Der wohl bedeutendste Tag jener Jahre für Herzogenbuchsee war aber der 19. September 1863, als nach 14tägigen Manövern im Oberaargau, an denen über 10 000 Mann teilnahmen, im Dorf der grösste eidgenössische Truppenzusammenzug seit 1848 stattfand. Dazu erschien die Landesregierung in corpore. Das Armeecorps war östlich der Bahnhofstrasse aufgestellt. Von acht bis halb neun inspizierte Bundesrat Stämpfli die Truppe und «sprengte die Schlachtlinien auf und ab». Dann hielt Bundesrat Dubs eine Ansprache. Das anschliessende Defilee dauerte eine Stunde. Die «langen Kolonnen» boten den vielen tausend Zuschauern «einen erhebenden Anblick». Am besten sollen die Berner Bataillone 43 und 60, denen am Tag zuvor Pfarrer Ammann in Oberbipp eine eindrucksvolle Feldpredigt gehalten hatte, sowie die Waadtländer und Aargauer Einheiten vorbeimarschiert sein. Von zehn bis ein

Uhr sah man unter Leitung von Oberst v. Salis Feldübungen bei Aeschi, wo abschliessend für die hohen Gäste ein *dîner de campagne* gegeben wurde. Der Bundesrat, Dr. Kern – massgeblicher Schöpfer der Verfassung von 1848, Gesandter in Paris und Freund Napoleons III. –, der englische Oberst Simons und zahlreiche «glänzende fremde Offiziere» gaben ihrer Bewunderung über das Durchhaltevermögen der Soldaten Ausdruck. Für Landschäden wurden der Bevölkerung Fr. 11 419.50 vergütet.

Etwas einfacher, dafür aber mit scharfem Schuss, ging es am 11. Juli 1865 bei einer Wolfsjagd im Napfgebiet zu, wo 100 Jäger und Schützen beim Riedbad das von allen Seiten gehetzte Tier erlegten, das, «ein Ungeheuer», wie die Hirten erzählten, im Ahorngebiet 110 Schafe getötet habe. Die Beute wurde auf einem bekränzten Wagen im Triumph durch die Dörfer geführt.

Damit wäre auch das Stichwort zu einem gesellschaftlichen Bereich gefallen, der im Zeichen des jungen Bundesstaates und der nationalen Bewährung noch bedeutender wurde, als er es schon zuvor gewesen war, den Festen und Feiern. Auf ihre Fülle hier näher einzutreten, erübrigt sich, sind doch die wichtigsten unter ihnen, gerade wegen ihres politischen Gehalts, bereits berücksichtigt worden. So verbliebe etwa noch hervorgehoben zu werden: das grosse Freischiessen von 1860 in Langenthal, wo zur Eröffnung am 15. August der bekannte Solothurner Eisenbahnfachmann und Politiker Dr. Dietler eine patriotische Rede hielt und Dr. Gut über «Helden, Republikaner und Garibaldi» sprach; das Kantonale Schützenfest vom 3.–8. Juli 1864 in Langenthal; das eidgenössische Schützenfest in Schaffhausen, an dem ein Langenthaler Fabrikant im Juli 1865 den ersten Becher gewann; das Kantonale Sängerefest in Thun, wohin am 20. August 1865 ein Extrazug aus dem Oberaargau fuhr; und schliesslich, nur eine Woche später, die Einweihung des Schlachtdenkmals von Neueneegg, zu dem alle oberoargauischen Turnvereine und Kadetten mit ihren Fahnen marschierten. Sie mögen einem Glarner, der sie begleitete, die folgenden Lobesworte entlockt haben, mit denen wir, geschmeichelt, unsere Betrachtung schliessen: «Der Oberaargau ist bekanntlich eines der schönsten Stücke Erde unseres Vaterlandes: eine herrliche, fruchtbare Landschaft, ein solides, aufgewecktes Völklein, immer in der Not für die Eidgenossenschaft bereit.»¹⁶⁴

Anmerkungen zum Text, Quellen- und Literaturnachweise

Abkürzungen:

AA	Amtsbericht Aarwangen
AT	Amtsbericht Trachselwald
AW	Amtsbericht Wangen
BVZ	Berner Volkszeitung
LHB	Langenthaler Heimatblätter
LPG	Langenthal, Protokoll Gemeinderat
MRR	Manual des Regierungsrates
O	Der Oberaargauer
OJB	Jahrbuch des Oberaargaus
STAB	Staatsarchiv Bern

Anmerkungen:

- ¹ Dürrenmatt P., Schweizergeschichte, Zürich 1963, S. 510 ff.
- ² Jufer M., Der Oberaargau in der Regeneration 1830–1848. In: OJB 1973.
- ³ Meyer J. R., Das Jahr 1848, von Langenthal aus betrachtet.
- ⁴ Jufer M., Der Oberaargau in der Restauration 1815–1830. In: OJB 1971.
- ⁵ Ruffieux R., Geschichte der Schweiz und der Schweizer; Band 3.
- ⁶ Bonjour E., Geschichte der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. In: Nabholz, Muralt, Feller, Dürr, Bonjour, Geschichte der Schweiz, Zürich 1938.
- ⁷ Junker B., Vom alten zum neuen Bern. In: Berner – deine Geschichte, Illustrierte Berner Enzyklopädie, Band 2, Bern 1981.
- ⁸ Käser H., Walterswil und Kleinemmental, Sumiswald 1925.
- ⁹ O 31. 7. 1860.
- ¹⁰ AT 1849, A II, STAB.
- ¹¹ AW 1849, A II, STAB.
- ¹² AA 1849, A II, STAB.
- ¹³ Jeremias Gotthelfs Briefwechsel mit Amtsrichter Burkhalter, veröffentlicht 1940 in Bern von H. Bloesch unter dem Titel «Mir wei eis uf Lützelflüh».
- ¹⁴ AT 1849.
- ¹⁵ Kasser F., Nationalrat Johann Bützberger 1820–1886. In: OJB 1981 und 1983. Angaben über Ämter und Wahlergebnisse der Epoche finden sich in: – Gruner E. u.a., Die Schweizerische Bundesversammlung 1848–1920, Band 1, Bern 1966, – Neues Kanzleiarchiv, Abstimmungen und Wahlen, Schachteln Aarwangen, Trachselwald und Wangen, STAB, und – Schweizerisches Bundesblatt, ab 1848, Bundesarchiv Bern.
Jufer M., Das Langenthaler Freischarenfest von 1870. In: LHB 1974 mit einem Anmerkungsteil zu Bützberger.
- ¹⁶ Am 10. Oktober 1853 erlag «im Militärspital von Nola bei Neapel Johann Hess, Kaspars, ein Ehemann von Walterswil, im Dienst des Königs beider Sizilien, als Soldat des 4. Schweizerregiments [des Berner Regiments] seinen Verletzungen». Vgl. Anm. 8.
- ¹⁷ Meyer J. R., Wie Langenthal den Wahlkampf von 1850 mitmachte. In: LHB 1986.

- ¹⁸ Greyerz v. H., Nation und Geschichte im bernischen Denken, Bern, 1953, S. 215.
- ¹⁹ Meyer J. R., Hundert Jahre Sekundarschule Langenthal, Langenthal 1933.
- ²⁰ Der Grütliverein wurde 1838 von Appenzellern anlässlich einer patriotischen «Lands-gemeinde» in Genf gegründet. Den Namen, die französische Form von Rütli, gab ihm der Pestalozzianer Dr. Niederer. 1851 bestanden schon 35 Sektionen in der ganzen Schweiz. Sie vertraten linksfreisinnige und sozialistische Anliegen. Aus der Bewegung ging 1871 die Sozialdemokratische Partei der Schweiz hervor.
- ²¹ Spycher L./Hugi W., 100 Jahre Kadettenkorps Langenthal 1839–1939, Langenthal 1939.
- ²² Bürgergemeinde Langenthal, 100 Jahre Ausscheidungsvertrag 1867–1967, Langenthal 1968.
- ²³ Jufer M., Ein Gang durch die Geschichte Langenthals. In: Langenthal, eine heimatkundliche Bilddokumentation mit wissenschaftlichen Beiträgen zu Geschichte und Geographie, S. 63.
- ²⁴ Vgl. Anm. 17, S. 196.
- ²⁴ LPG Lit H, Band 8, 1848–1861, 20. 9. 1852, im Archiv des Einwohnergemeinderates.
- ²⁵ Für die ganze Eisenbahnthematik war mir dienlich eine Materialsammlung mit Lehrer- und Schülerbeiträgen aus «Arbeitstagen 1987» des Gymnasiums Langenthal zur «Bahngeschichte des Oberaargaus» unter Leitung der Gymnasiallehrer R. Mordasini und Chr. Rytz.
- ²⁶ Gesetze, Dekrete und Verordnungen des Kantons Bern, Bern 1856 (Bibliothek Staatsarchiv).
Vgl. Aerni W., 125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee. In: OJB 1982.
- ²⁷ LPG, 17.2. 1853.
- ²⁸ LPG, 6. 11. 1853.
- ²⁹ LPG, 17. 11. 1853.
- ³⁰ Jufer M., Langenthals Kampf um die Neue Aargäustrasse 1756–1763. In: LHB 1964.
- ³¹ MRR, A II, Nr. 167, 8. 12. 1853, STAB.
- ³² LPG, 29. 9. 1854.
- ³³ MMR, Nr. 170, 7. 4. 1854, STAB.
- ³⁴ O, 2. 1. 1858.
- ³⁵ Frey H., Glättli E., Schaufeln – Sprengen – Karren. Arbeits- und Lebensbedingungen der Eisenbahnarbeiter in der Schweiz um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Chronos-Verlag Zürich 1987.
- Während der Bau unserer Oberaargauer Bahnabschnitte quellenmässig noch nicht erfasst ist, untersucht diese Zürcher Dissertation in zahlreichen Einzelheiten, die vor allem SBB-, Staats- und Gemeindecarchiven entnommen sind, den Alltag des einfachen Eisenbahnarbeiters bei der Erstellung der Strecken Zürich–Baden (1846/1847) und Olten–Sissach (1853–1858). Im Mittelpunkt steht die landesweit Bestürzung hervorrufende Hauensteintunnel-Katastrophe, die am 28. Mai 1857 63 Opfer forderte. Technische Aspekte – Bahnbau war vorindustriell noch meist harte Handarbeit mit 100–110 Wochenstunden – kommen ebenso zur Sprache wie menschliche Schicksale, beispielsweise der Einsatz von Sträflingen, Ausländern und Frauen, was sozialen Spannungen rief und Auswirkungen auf die benachbarten Dörfer hatte. Die sehr interessanten und anschaulichen Schilderungen erlauben durchaus Rückschlüsse auf unsere Region.
- ³⁶ AA 1862.

- ³⁷ Vgl. Anm. 19.
- ³⁸ Langenthaler Tagblatt 1965, Sonderbeilage «Langenthal 1865».
- ³⁹ Ebenda.
- ⁴⁰ Kümmerli A./Breiter O., Heimatbuch Thunstetten, Band 2.
- ⁴¹ Vgl. Anm. 38 und 39.
- ⁴² BVZ 20. 4. 1864.
- ⁴³ Vgl. Anm. 19 und 37.
- ⁴⁴ 1867–1967, 100 Jahre Bank in Langenthal, Jubiläumsschrift 1967.
- ⁴⁵ Unter anderem machte der Langenthaler Badbesitzer Oberli, dessen Land infolge der Linienführung durchschnitten worden wäre, eine Eingabe (Original im Museum Langenthal).
- ⁴⁶ Der Kanton Bern stimmte der Gotthardvorlage mit 31 505 Ja:10 623 Nein zu (das Amt Aarwangen mit 1370:322, Wangen mit 1003:284 und Trachselwald mit 1431:565).
- ⁴⁷ BVZ, 20. 12. 1871.
- ⁴⁸ BVZ, 18. 11. 1871.
- ⁴⁹ Am 4. Januar 1872 nahm das Berner Volk die Vorlage der Bern-Luzern-Bahn mit der Entlebuch-Variante an. Das Amt Trachselwald lehnte begrifflicher Weise mit 371 Ja:2372 Nein massiv ab und grollte Aarwangen (1075: 51) und Wangen (1022:404) wegen deren Zustimmung.
- ⁵⁰ O, 26. 7. 1873.
- ⁵¹ Vgl. Flatt K., 100 Jahre Gäubahn. In: OJB 1976.
- ⁵² BVZ, 9. 9. 1871.
- ⁵³ Statthalter Leu hält dies mit sichtlicher Erleichterung fest: AW 1867.
- ⁵⁴ AA 1867.
- ⁵⁵ In Walterswil, wo Angaben vorliegen, gab es vergleichsweise 1797 87 Kühe, 1866 288 (auch die Zahl der Ziegen nahm von 17 auf 89, die der Schweine von 68 auf 107 und die der Pferde von 29 auf 41 zu). Im Amt Wangen zählte man, nach einer starken Zunahme in den Vorjahren, 7154 Stück Rindvieh.
- Vgl. Anm. 8 und AW 1866.
- ⁵⁶ AT 1851. Der Zentner zu 50 kg gerechnet.
- ⁵⁷ Ebenda.
- ⁵⁸ Schüpbach Chr., Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal. In: OJB 1964.
- ⁵⁹ Hervorzuheben wäre hier u.a. die Mühle Oberönz mit der Familiendynastie Hofer. Vgl. Zaugg U., Geschichte der Mühle Oberönz. In: OJB 1980.
- ⁶⁰ 150 Jahre Bierbrauerei Langenthal, Jubiläumsschrift Langenthal 1935.
- ⁶¹ Vgl. Anm. 2.
- ⁶² BVZ, 24. 7. 1869.
- ⁶³ Roth H., Von der ältesten schweizerischen Pferdehaarspinnerei. In: OJB 1958.
- ⁶⁴ Roth H., Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A. In: OJB 1959.
- ⁶⁵ Freudiger H., Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp, Balsthal 1912. Henzi H., Staub W., Gerber S., Herzogenbuchsee, Berner Heimatbücher Nr. 136, 1985.
- ⁶⁶ Baumann F., Kleine Geschichte der Leinwandweberei und des Leinwandhandels im Oberaargau und Emmental, Museum Langenthal 1984. Flatt K., Drei Langenthaler Textilunternehmen. In: OJB 1986. Schmid B., Die bernische Leinwandweberei – ein geschichtlicher Überblick. In: OJB 1983.

- ⁶⁷ 100 Jahre Gugelmann, Jubiläumsschrift 1962.
- ⁶⁸ Ochsenbein A., 100 Jahre Maschinenfabrik Ammann. In: LHB 1970.
- ⁶⁹ Schmid O., Die Schmid in Eriswil, Kaufleute und Leinwandfabrikanten. In: OJB 1983.
- ⁷⁰ Das Werden der modernen Schweiz, Band 1, 1798–1914, Basel 1986.
- ⁷¹ Flatt K., 150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen. In: OJB 1974.
- ⁷² Stettler K., 150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen. In: OJB 1973.
- ⁷³ Schürch O., Kantonbank von Bern, Langenthal 1864–1964, Langenthal 1964.
- ⁷⁴ Vgl. Anm. 44.
- ⁷⁵ Flatt K., Altstadt- und Durchgangsverkehr am Beispiel von Wiedlisbach und Wangen. In: OJB 1976.
- ⁷⁶ Holenweg O., Müller E., Staub W., Wächli E., Le Grand E., 1837–1987, 150 Jahre Ökonomisch-Gemeinnütziger Verein Oberaargau, Herzogenbuchsee 1987.
- ⁷⁷ Flatt K., Jakob Käser im Stock zu Melchnau 1806–1878. In: OJB 1979.
- ⁷⁸ Nüesch V., Des Johannes Glur, Arzt, Roggwiler Chronik, Langenthal 1936.
- ⁷⁹ Kasser F., Samuel Friedrich Moser, 1808–1891, Herzogenbuchsee, In: OJB 1980.
- ⁸⁰ Freudiger H., Felix Anderegg, ein Pionier der oberoargauischen und der schweizerischen Landwirtschaft 1834–1911. In: OJB 1958.
- ⁸¹ BVZ, 11. 12. 1869.
- ⁸² Henzi H., Regierungsrat Johann Schär von Inkwil (1824–1906). In: OJB 1968.
- ⁸³ Hauenstein H., Flatt K., Oberst Daniel Flückiger, Aarwangen (1820–1883). In: OJB 1968.
- ⁸⁴ Vgl. Flückiger W., Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigen Berggesellschaft mit Sitz in Wäckerschwend 1856–1906, Selbstverlag.
Vgl. Gemeinnützige Berggesellschaft Wäckerschwend 1856–1956, Vortrag, gehalten an der Jubiläumsfeier vom 28. 9. 1956 von Hermann Wahlen.
- ⁸⁵ Meyer J. R., Die Saat des Jakob Käser, Hundert Jahre Ökonomisch und Gemeinnütziger Verein Oberaargau, 1837–1937, Langenthal 1937. Vgl. Anm. 76.
- ⁸⁶ AW 1847, 1852, 1863. Im Jahre 1863 (am 18. Oktober) fand übrigens, organisiert vom Ökonomisch-Gemeinnützigen Verein Oberaargau, in Herzogenbuchsee eine grosse schweizerische Pflugschau statt. Im Wettpflügen auf bezeichneten Parzellen beim Bahnhof siegte der Schmied Johann Gränicher von Röthenbach. Als Preisrichter amtierten Regierungsräte! (BVZ, 21. 10. 1863)
- ⁸⁷ Vgl. Anm. 65.
- ⁸⁸ Jufer M., Vom Armenwesen und den Spitteln im alten Langenthal. In: LHB 1970. Wegen Ungenügens der Spittel in der Krankenpflege wurde auf Anstoss der Ärzteschaft durch den Staat für die Ämter Aarwangen und Wangen als «Filialspital» 1836 die Notfallstube Langenthal eingerichtet. 1874 entstand daraus das Regionalspital.
Kuert A., Kurzer Abriss über die Geschichte der Armenfürsorge im Kanton Bern, Seminararbeit bei Frau Prof. B. Messmer, 1983.
- ⁸⁹ AT 1849, worin der Statthalter «den Egoismus der reichen Bauern» rügt und sich beklagt, dass «die Vermöglichsen wenig beitragen».
Vgl. auch Pfister Chr., Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt im Kanton Bern (Programm in Arbeit seit 1982). Zitat Langenthaler Tagblatt 19. 12. 1987. Vgl. Erinnerungen des Johannes Staub. In: LHB 1978. Die Nahrung der ärmeren Leute bestand vielfach nur aus Kartoffeln, Brot und Kaffee; gelegentlich kamen am Mittwoch süsse Äpfel, am Sonntag

Fleischspeisen auf den Tisch. In Hungerzeiten, wenn gar die Kartoffel ausfiel und das Korn zu teuer war, «ass man gewöhnlich am Tag nur zweimal, und da nicht genug, etwa Habersuppe oder Maisbrühe ohne Brot».

⁹⁰ AA, AW, AT 1849–1860.

⁹¹ Aubert J., Wissenswertes über Gondiswil. In: OJB 1969.

⁹² Vgl. 8. Von 800 Einwohnern waren 112 unterstützungsbedürftig.

⁹³ AA, AT, AW 1849.

⁹⁴ Jufer P., Die bernische Bezirksverwaltung gestern und heute. In: OJB 1960.

⁹⁵ AT 1852.

⁹⁶ Vgl. Anm. 70, Kapitel: Die Entstehung der fünften Schweiz, S. 220.

⁹⁷ Glur J., Auswanderungsbüchlein 1844. In: OJB 1976.

Vgl. Anm. 78. Glur rät, mit dem Fuhrgeschäft Deppeler, Tegerfelden, einen Vertrag abzuschliessen. Die Reise Basel–New York komme, alles inbegriffen, auf 100 bis 120 Franken zu stehen, je nachdem man auf den Segelschiffen die 1. oder die 2. Klasse wähle. In der 1. Klasse habe es Kajüten, in der 2. Klasse sei man auf Zwischendeck, in einem einzigen Gemach, mit «allem Muffel». Die Reisegesellschaft Ruefli, Sisseln (mit der die Gemeinde Langenthal kontraktierte), liefere jeder Person, die älter als 10 Jahre sei, für die ganze Fahrt 5 Pfd frisches Brot, 35 Pfd Zwieback, 4 Pfd Butter, 10 Pfd geräuchertes Fleisch, 5 Pfd Mehl, 5 Pfd Reis, 2 Pfd Salz, 2 l Essig und 1 hl Kartoffeln. – Hurni F., Dokumente zur bernischen Auswanderungspolitik im 19. Jahrhundert. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1988, Heft 2, STAB. – Vgl. Anm. 22.

⁹⁸ AW 1851.

⁹⁹ Vgl. Anm. 21.

¹⁰⁰ AA 1859.

¹⁰¹ AW 1853.

¹⁰² AA 1863.

¹⁰³ BVZ, 1. 12. 1865.

¹⁰⁴ O, 18. 6. 1862.

¹⁰⁵ O, 10.5. 1865.

¹⁰⁶ Stettler K., Rubi Chr., Herzog G., Die Kirchgemeinde Lotzwil, Bern 1983, S. 115: «Reglement für Notarmenpflege der Gemeinde Obersteckholz von 1857».

¹⁰⁷ Die unmittelbare Folge war, dass die Staatskasse 1858 für Notarme in Dürrenroth Fr. 1860, in Eriswil Fr. 6870, in Huttwil Fr. 1320, in Walterswil Fr. 2638 und in Wyssachengraben Fr. 10969 auslegte. Dafür nahmen die Rechtsvergehen laut AT 1858 ab.

¹⁰⁸ Leist H., Die Einbürgerung der Landsassen und Heimatlosen anno 1861 im Oberaargau. In: OJB 1960.

Meier Th./Wolfensberger R., Heimatlose und Vaganten. Zur Sozialgeschichte der Nichtsesshaften. Die Liquidierung einer devianten [d.h. vom üblichen Sozialverhalten abweichenden] Bevölkerungsgruppe in der Homogenisierungsphase der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert in der Schweiz. Liz. Arbeit 1987 bei Frau Prof. Messmer.

¹⁰⁹ Im altbernischen Rechnungswesen galt eine Krone – eine nicht geprägte und deshalb nach 1848 noch als Rechnungseinheit verwendete Münze – 25 Batzen. 1 Batzen entsprach wertmässig etwa 4 heutigen Franken.

Vgl. Geiser K., Die Ersparniskasse des Amtes Aarwangen 1823–1923.

- ¹¹⁰ Hildebrand B., Beiträge zur Statistik des Kantons Bern, Band 1, Die Bevölkerung, Bern/Zürich 1860.
Gesetze, Dekrete und Verordnungen des Kantons Bern, Band 12, 1858, S. 149 und Band 11 der neuen Folge, 1872, S. 234 ff.
- ¹¹¹ Vgl. Anm. 19.
- ¹¹² Jufer M., Schulgeschichte Staatsseminar Langenthal 1962–1987. In: Festschrift, Langenthal 1988.
- ¹¹³ 1869 wurde die obligatorische Schulzeit in einer Referendumsabstimmung gegen den Widerstand von Lehrern, Geistlichen und Bauern auf neun Jahre gesenkt.
- ¹¹⁴ 1862 trat der neue Erziehungsdirektor Dr. Johann Kummer (früher Vikar in seinem Geburtsort Wynau und in Langenthal, dann Pfarrer in Huttwil) auf diesen Vorwurf ein, indem er den Zugang zur Kantonsschule durch Reduktion der Anforderungen in der Altphilologie und die Humanisierung der Eintrittsprüfung erleichterte.
- ¹¹⁵ Vgl. Anm. 78, S. 400: Roggwil mag als Durchschnittsgemeinde für den Kanton gelten. Dieses Gesetz wurde 1870 durch ein neues Gesetz von Regierungsrat Kummer, S. 202 (vgl. Anm. 114) abgelöst. Die Änderungen waren gering.
- ¹¹⁶ Vgl. Anm. 40.
- ¹¹⁷ Samuel Wittwer – ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jahrhundert (Autobiographie). In: OJB 1977.
- ¹¹⁸ Vgl. Anm. 8.
- ¹¹⁹ Vgl. Anm. 38.
- ¹²⁰ AW 1861, AA 1873.
- ¹²¹ Am 3. März 1848 wurden vom Langenthaler Gemeinderat die Bürger Samuel Dennler, alt Wegmeister, und Samuel Kläfiger dem Richteramt verzeigt «wegen Weigerung, die ihnen [friedens]richterlich auferlegten Gemeindestrafen wegen Schulunfleiss zu leisten». LPG, 3. 3. 1848.
- ¹²² Vgl. Anm. 106, S. 159.
- ¹²³ Vgl. Anm. 19. Zuvor, am 3. März 1868, hatte Pfarrer Herrmann von Solothurn in der Langenthaler Kirche vor 400 Personen, die «bei Nacht [wohl am Abend] und schlechtem Wetter bis zwei Stunden weit» gekommen waren, über «Die Offenbarung Johannes und der Pietismus» gesprochen. Vgl. O, 5. 3. 1868.
- ¹²⁴ Guggisberg K., Bernische Kirchengeschichte, Bern 1958, S. 669 ff.
- ¹²⁵ O, 17. 9. 1864.
- ¹²⁶ AA 1863.
- ¹²⁷ AA 1859.
- ¹²⁸ Die Ankündigungen erfolgten von der Kanzel, in Kalendern und Zeitungsinseraten. Der erste Anzeiger der Region, der «Anzeiger für das Amt Aarwangen», erschien 1874. Vgl. Gerber E., 100 Jahre Anzeiger für das Amt Aarwangen, Langenthal 1974. In: OJB 1974.
- ¹²⁹ Neues Kanzleiarchiv, Schachtel Grossratswahlen, Wangen, STAB. Vgl. Anm. 15.
- ¹³⁰ O, 28. 8. 1859. Vgl. auch Meyer J. R., Die Langenthaler Rede Pestalozzis. In: LHB 1964.
- ¹³¹ O, 10. 10. 1859.
- ¹³³ AA 1866.
- ¹³⁴ BVZ, 26. 1. 1868.
- ¹³⁵ BVZ, 17.5. 1868.

- ¹³⁶ BVZ, 2.7. 1869. Herzogenbuchsee nahm mit 440:214 Stimmen, Seeberg mit 291:48, Langenthal mit 387:161, Madiswil mit 249:62, Lotzwil mit 267:94, Aarwangen mit 249:60 und Wynau mit 120:8 (!) an.
- ¹³⁷ O, 6. 1. 1858.
- ¹³⁸ Vgl. Jufer, Anm. 15.
- ¹³⁹ BVZ, 21. 9. 1870.
- ¹⁴⁰ MRR, Nr. 239, 1. 2. 1871.
Statthalter Geiser lobte nach Abzug der Bourbaki die gute Arbeit der Ärzte; sie hätten die eingeschleppten Krankheiten Typhus und Blattern erfolgreich bekämpft (AA 1871). Sonst aber wird die ganze Internierung, auch in den Amtsberichten der beiden andern Ämter, 1871 mit keinem Wort erwähnt. Hingegen äusserte sich der französische Oberst Tronchin, nach einem Inspektionsbesuch in Wangen am 28. Februar 1871 in Begleitung eines hohen Generalstabsoffiziers, anerkennend über die Leistung der Bewachungstruppen (BVZ, 4. 3. 1871).
- ¹⁴² BVZ, 112. 1871.
- ¹⁴³ Bieri W., Die Bourbaki in Langenthal. In: LHB 1970.
Die ausführlichen Darlegungen dieser Untersuchung können im wesentlichen auf alle andern Internierungsorte übertragen werden.
- ¹⁴⁴ O, 11.2. 1871. Diese Beobachtungen widersprechen gängigen Bildern.
- ¹⁴⁵ Jaggi D. F., Chronik für die Kirchgemeinde Aarwangen. In: Schulurbar der Gemeinde Aarwangen, o. D., bearbeitet durch Pfarrer W. Leuenberger.
- ¹⁴⁶ BVZ, 1.3. 1871.
- ¹⁴⁷ O, 15. 3. 1871; BVZ, 22. 3. 1871.
- ¹⁴⁸ BVZ, 26. 11. 1865.
- ¹⁴⁹ BVZ, 7. 1. 1866. «
- ¹⁵⁰ AA 1866.
- ¹⁵¹ AT 1868.
- ¹⁵² AW 1872.
- ¹⁵³ AT 1871.
- ¹⁵⁴ AW 1871.
- ¹⁵⁵ O, 18. 5. 1872.
- ¹⁵⁶ O, 18. 5. 1872, BVZ 12. 5. 1872.
- ¹⁵⁷ O, 25. 4. 1872.
- ¹⁵⁸ O, 22. 4. 1874.
- ¹⁵⁹ O, 29. 8. 1869.
- ¹⁶⁰ Die folgenden chronikalischen Angaben sind den beiden Lokalzeitungen unter den entsprechenden Daten entnommen.
- ¹⁶¹ Vgl. Anm. 78.
- ¹⁶² Der grosse Brand von Burgdorf, 21. Juli 1865, Gedenkschrift Sommer 1965. In: Burgdorfer Jahrbuch 1966.
- ¹⁶³ Eigenartigerweise berührte die patriotische Aufwallung beim Neuenburgerhandel 1856 und beim Savoyerhandel 1860, zumindest quellenmässig, den Oberaargau nicht. Einzig wäre zu vermelden, dass es dem Schlossherrn von Thunstetten, Pourtales, nur dank der Hilfe des Verwalters, Andres Trösch, gelungen sei, auf seine neuenburgisch-preussischen

Güter zu flüchten, was doch auf einen, allerdings lokal bedingten, Volkszorn schliessen liesse.

¹⁶⁴ Neue Glarner Zeitung, 13. 1. 1866.

DIE REFORMATION EINER BAUERNGEMEINDE: MADISWIL

SIMON KUERT

*Dem Kirchgemeinderat Madiswil.
Aus Dankbarkeit für die schöne Zusammenarbeit
in den Jahren 1982–1988*

Einleitung

Oft werden Bedeutung, Wesen und Wirkung geschichtlicher Umwälzungen erst richtig erfasst, wenn im nachhinein über sie nachgedacht wird.

Mit der Glaubensreform im 16. Jahrhundert verhält es sich anders: Die Neuentdeckung der Bibel und ihrer Botschaft von der freimachenden Gnade Gottes durch Luther, Zwingli und viele andere Theologen der Zeit, stellte Vorstellungen und Einrichtungen in Frage, die über tausend Jahre lang gültig gewesen waren. Die Reformationsbewegung erfasste nicht nur Theologen und geistig bewegliche Stadtbürger – auch das Landvolk spürte den Anbruch einer neuen Zeit. Bauern, Landarbeiter und Handwerker erlebten sie nicht nur, sie machten sich in vielgestaltigen Bewegungen selber daran, das Anbrechen der neuen Zeit mitzugestalten.

Den Ruf von der «Freiheit eines Christenmenschen» verstanden Menschen, die über Jahrhunderte unfrei und rechtlos, gefangen in feudalen Bindungen ihre Dienste geleistet hatten.

Auch die Madiswiler Landleute liessen die Wendezeit nicht einfach über sich ergehen. Die Quellen lassen auch hier spüren, dass sich eine dörfliche Gemeinschaft zu regen begann, die mit Hilfe von Argumenten, welche sie bei den Reformatoren bezog, das gemeindliche Leben selber bestimmen wollte. Doch zum Verständnis der Bewegungen im Dorf im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts will ich zunächst örtlich wie zeitlich etwas ausholen.¹

Die Reformation Luthers und Zwinglis

Längst bevor es im 16. Jahrhundert zu einer Glaubensreform kam, ertönte der Ruf nach einer Erneuerung der Kirche an «Haupt und Gliedern».² Seit dem 13. Jahrhundert beschäftigten immer wieder Missstände denkende Menschen in Kirche und Gesellschaft. Namentlich die Verpolitisierung der Kirche, ihre wirtschaftliche Macht, das Geschäft mit dem Ablass und den Reliquien, die Disziplinlosigkeit der Geistlichkeit und anderes mehr. Wiederholt ertönte der Ruf nach einem Konzil – einer Zusammenkunft aller Bischöfe im christlichen Abendland. Es sollte entscheiden, welches der richtige Christenglaube sei und was im Reich gelten solle. Bemühungen in diese Richtung scheiterten zunächst. Erst der zunehmende wirtschaftliche Leidensdruck der Landbevölkerung gegen Ende des 15. Jahrhunderts bereitete den Weg für das Wirken jener Persönlichkeiten, welche die entscheidenden Impulse für den Umbruch gaben. Für Martin Luther³, der die Bewegung in Deutschland entscheidend motivierte, für Huldrych Zwingli⁴, der sie in der Schweiz aufnahm und eigenständig den besonderen oberdeutsch-helvetischen Zweig der Reformation wachsen liess. Mit den Thesen über den Ablass, die Luther 1517 eigentlich als Grundlage für eine akademische Disputation veröffentlichte, kam der Stein so richtig ins Rollen.

Die Frage, die Luther bereits in seinen frühen Schriften beschäftigte, wurde nun öffentlich gestellt: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Durch fromme Werke? Durch Schenkungen und Stiftungen, wie sie der Madiswiler Heribold vornahm, als er im Jahre 795 der Martinskirche in Rohrbach seine Güter in Madalestvilare vermachte?⁵ Lässt sich mit eigener Anstrengung und dem eigenen freien Willen die ewige Seligkeit erkaufen?

Luther brachte mit seinen Thesen die Erkenntnis unter das Volk: Nicht der Glaube an eine seligmachende Kirche, die die ewige Gnade verwaltet und austeilt, ist entscheidend, vielmehr der Glaube an den Barmherzigkeit schenkenden Gott. Zu ihm ist der Glaubende unmittelbar. Er braucht nicht die Vermittlung durch eine hierarchische Kirche. Der alleinige Weg zeigt das vom Gekreuzigten kündende Wort der Bibel.

Die Antwort der Kirche auf diese Erkenntnis war der Ausschluss des Wittenbergers aus der Kirchengemeinschaft. Gegen seinen Willen wurde Luther gedrängt, eine eigene Kirche zu bilden, die als Pfeiler nur die rechte Verkündigung des Evangeliums und die beiden Sakramente Taufe und Abendmahl kannte.



Bild 1. Zwinglis Bild. Zwingli ist nie einem Maler gesehen. Dieser Holzschnitt entstand im Jahre 1539, also nach seinem Tode; er ist darum wahrscheinlich ungenau.

«Der Christenmensch ist frei und niemandem Untertan», sein Gewissen ist an nichts Irdisches gebunden, nur an Gott. Viele Zeitgenossen Luthers, vor allem auf dem Land, deuteten allerdings diese Freiheit nicht nur als eine innere Glaubensfreiheit. Sie verstanden die verkündigte Freiheit auch als Freiheit von all jenen Belastungen, die das Mittelalter für den «gemeinen Mann» vorsah: Leibeigenschaft, Steuerbelastungen durch Zinsen und Zehnten, Zölle und Einschränkungen durch Rechte, die früher einmal durch geistliche Herren aufgezeichnet worden waren (z.B. Wasserrechte des Klosters St. Urban).⁶

«Freiheit», unter diesem Stichwort erhoben sich die Bauern in Mittel- und Oberdeutschland, und es kam 1525, mitten in den reformatorischen Aufbrüchen, zum grossen deutschen Bauernkrieg, einem der bedeutendsten Ereignisse in der abendländischen Geschichte. Ein Ereignis, welches aber bis heute in unserem Bewusstsein wenig verankert ist. Noch orientiert sich

die Reformationsgeschichte, die in der Schule vermittelt wird, zu stark an der Glaubensbewegung und sieht noch nicht genügend, dass diese aufs engste verknüpft war mit den sozialen Bewegungen, die damals unter dem Landvolk entstanden.⁷ Der Aufstand der Bauern, der in Mitteldeutschland auch mit dem Namen des reformatorischen Gegenspielers von Luther, mit Thomas Müntzer⁸ verbunden ist, wurde von Fürsten und Ständen blutig niedergeschlagen. So entwickelte sich in der Folge die Erneuerungsbewegung der Reformation auch als Angelegenheit der Territorialfürsten Deutschlands, die als von Gott eingesetzte Obrigkeiten nun ihre Landeskirchen einrichteten.

In der Eidgenossenschaft begann *Huldrych Zwingli* sein reformatorisches Wirken 1519 als neuer Leutpriester am Grossmünster in Zürich. Aufgewachsen in der Toggenburger Gemeinde Wildhaus, war er als Bergler eingebettet in ein Gemeinwesen, wo die freien Bauern im Dorf den gemeinsamen Nutzen suchten. Seine Sorge galt in Zürich denn zunächst auch nicht der verweltlichten Kirche – vielmehr den Menschen, die daran waren, durch Eigennutz den gemeinsamen Nutzen des Gemeinwesens in Frage zu stellen.⁹

Er, der weltoffene, humanistisch gebildete Theologe, hatte als Feldprediger auf den Schlachtfeldern Italiens die Schattenseiten des Reislauferns kennengelernt. Er sah dort, wie sich Eidgenossen gegenseitig um Geldes willen als Söldner des Papstes auf der einen, als Söldner der Franzosen auf der anderen Seite die Köpfe einschlugen. Kaum in Zürich, predigte Zwingli vehement gegen dieses Reisläufertum, gegen den Eigennutz, gegen die Einrichtung, dass Reisläufer und ihre Obrigkeiten Geld einsackten, um als Gegenleistung Miteidgenossen auf dem Schlachtfeld zu töten. Die politische und prophetische Predigt blieb in Zürich nicht ohne Wirkung. Der Stadtstaat stellte seine Soldbündnisse mit Rom und mit Frankreich ein.¹⁰ Zwinglis Ringen um politische Besserung war begleitet von der Lektüre humanistischer Schriften und vor allem der systematischen Beschäftigung mit dem Neuen Testament. Diese geistige Auseinandersetzung führte ihn zur Überzeugung: Diese Eidgenossenschaft muss zu einem Gemeinwesen reformiert werden, das nicht den «Eigennutz» sucht, vielmehr sich als wahre Nachfolgergemeinschaft des «Hauptmanns Christus» sieht. Und weil Zwingli langsam entdeckte, dass die Kirche mit ihrer Glaubenslehre ein System stützte, das in seinen Augen widerchristlich war und gegen den gemeinen Nutzen handelte, wurde er auch zum Reformator der Kirche. Allerdings erst im zweiten Schritt.



Bild 2. Streitende Bauern. Holzschnitt aus dem Jahre 1519/20. Aus: Illustrierte Geschichte der frühbürgerlichen Revolution Berlin, DDR, 1975.

Zwingli kannte zwar die Schriften Luthers und hatte sich früh mit ihnen auseinandergesetzt. Doch der Wildhauser war in seinem reformatorischen Bestreben nicht abhängig vom Wittenberger.¹¹ Zwingli kam aufgrund eigenständiger Bibellektüre zur Einsicht, dass die Eidgenossenschaft und ihre Kirche reformiert werden mussten.

Zwingli erwuchs bald Widerstand, aus den eigenen Reihen¹² wie von altgläubiger Seite. Doch in zwei Disputationen setzte er sich durch und erwirkte die Durchführung der Neuerungen in Zürich: Die Messe wurde verboten, die Kirchen von Heiligenbildern gereinigt.

Im Mittelpunkt des Gottesdienstes sollte fortan die Predigt stehen, die Taufe nahm die Neugeborenen auf in den Bund des Gottesvolkes, und im einfach und schlicht abgehaltenen «Nacht Mahl» verpflichteten sich die einzelnen Glieder dieses Volkes auf den gemeinsamen Wandel in der Nachfolge Christi. Die Bürgerschaft als Genossenschaft vereidigte sich auf seinen Namen, und jedes der Glieder dieser Genossenschaft fühlte sich verantwortlich für das andere.¹³ Entsprechend wurde dann auch das säkularisierte Kloster- und Kirchengut für den gemeinen Nutzen bestimmt, für soziale und für Bildungszwecke.

Auch in der Schweiz war – wie in Deutschland – die Reformation begleitet von einer Bauernbewegung.¹⁴ Vor allem wirtschaftliche Forderungen meldete das Landvolk an. Als Bauernsohn begegnete Zwingli den Anliegen der Bauern geschickt und forderte die Regierung auf, den kleinen Zehnten abzuschaffen und die Leibeigenschaft aufzuheben.

Gegen die aus seinen eigenen Reihen hervorgegangenen Täufer zeigte sich Zwingli unerbittlich. Durch ihre Forderung nach einer Glaubenstaufe sah Zwingli seine Vision von einem christlichen Gemeinwesen, gelenkt von einer sich am Evangelium orientierenden Obrigkeit in Frage gestellt.¹⁵

Mit Hilfe der Obrigkeit war es Zwingli gelungen, den Stadtstaat Zürich zu erneuern. Schwieriger jedoch gestaltete sich die Erneuerung der gesamten dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Vor allem den bäuerlich-konservativeren Orten in der Innerschweiz war die Predigt Zwinglis gegen das Reisläufen ein Dorn im Auge. Die freie Predigt des Evangeliums in ihren Gebieten konnten sie nicht annehmen, wenn dies bedeuten sollte, dass die Reisläuferei abgestellt werden musste. Zu stark waren die wirtschaftlich schwachen Gebiete der Innerschweiz auf die Einkünfte des Söldnerwesens angewiesen.

Das Glaubensgespräch bei der Tagsatzung in Baden im Jahre 1526¹⁶ sollte innerhalb der Eidgenossenschaft Klarheit schaffen. Es endete zugunsten der Altgläubigen. Trotzdem hatten sich die Städte Basel und Schaffhausen auf die Seite Zürichs geschlagen, und die neue Lehre fand auch Eingang in St. Gallen, Appenzell und Graubünden.

Entscheidend wichtig für den Fortgang der Reformation war jedoch die Frage: Welche Stellung nimmt der mächtigste Stadtstaat in der damaligen Eidgenossenschaft ein – Bern? Schlug er sich auf die Seite Zürichs, dann war die Erneuerung innerhalb des reformierten Machtbereichs gesichert und die Voraussetzung für eine reformierte Eidgenossenschaft geschaffen. Blieb Bern aber beim alten Herkommen, dann war alles, was Zwingli bisher erreicht hatte, wieder in Frage gestellt.

Verständlich, dass die Vorgänge in der Aarestadt weit über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus mit Spannung verfolgt wurden.

Die Anfänge der Reformation in Bern¹⁷

Die Berner verhielten sich zunächst abwartend. Luthers Schriften waren seit 1518 in Stadt und Landschaft bekannt und wurden gelesen.¹⁸ Einer, der sie



Jr der Schulthes der Klein und Grob Radt / genempt

Die Zweyhundert der Statt Bern / Liebten allen vnd yeden Geystlichen vnd Weltlichen Prelaten / Aebten / Döbsten / Sechan / Lütpriesteren / Kilchherren / Pfarreern / vñ verkündern des wort Gots / auch iren Vicarien / auch vnseren Schultheßen / Tschlagelan / Vögten / Fryweyben / Amman / vñ anderen vnseren Amptlütten in vnseren Landen vnd Gebieten wonende / denen diser Breiff zukumpr / vnseren gruß / gunst / vnd alles güts zuuor: Vnd thünd iuch zuwissen / das vns für vnd für anlangt etlich zwyrächter / zweyung vnd widerwertige mynung / in dem das etlich Prediger fürgebend das wort Gots vnd heylig Euangelium wol vnd recht geprediget haben / das aber dann ander widerprechend / vnd die selben Rätzer / Schölmern / vñ Büben scheltend: Dadurch das gmein arm vnd schlächte volck / so nach der leer gots Christenlich begärr zeläben / in jrung gewisen vnd verfür / vnd dahär vfrür vnd beschwärd zü vndertruck vnd legung der seelen heyl gefürderet möchre werden. Semselben vor zessin / vnd Christenliche / Brüderliche Eynigkeyer vnd Liebe vnder den vnseren zepflanzen vnd zuefnen / habend wir wolbedachtlich / vñ mit einhalem Radt geordnet vnd angesehen / vnd wöllend auch sölichshinfür (bis zü verrer lüsterung) vestenlich gehalten vnd volzogen werden: Namlich / das jr / vnd alle die / so sich predigens vnderziehend vnd gebrauchend / nützig anders / dann allein das heylig Euangelium / vnd die leer Gotes fry / offenlich / vnd vnuerbozgen: Desß glychen / was jr getrüwend können vnd mögen durch die ware heylige geschrifte / als die vier Euangelisten / den heyligen Paulum / die Prophten / vnd Bybel / auch das Alt vnd Nüw Testament beschürmen vnd bewären / verkünden: vnd all ander Leer / disputation / vnd stempnyn / den heyligen Euangelien vnd gschriften / yez gemelt / vngemäß / sy sygind vom Luther oder anderen Soccoribus gschriben od vßgangan / ganz vñ gar vnderwegen lassen / die nit predigen / od dem gmeynen maß vff den Canglen eroffnen / sonder dienäbend sich stellen / vñhero nützig gedencen: dann wir ye wöllend / das ein yeder Predicant dem gemeinen volck die blossen / luteren warbeyt der heyligen gschrifte fürhalte / vñ darwider niemants mit verdecken oder offnen worten wilfare / od im selbo thüm / oder eignen nutz sölle süßgen: alle zyr mit erbieren / grund vnd Christenliche gschrifte darüber einem yeden geystlichen vñ weltlichen / so das Brüderlich begärr vnd ersodret / gütwilliglich anzeygen / damit vfrür / zweyung / vñ vneinigkeyer / so sunst züerwaschen zebefozgen sind / vermitteln blybind: Sañ wo yemant / es sygind geystlich oder weltlich personen / in vnseren Landen vnd Gebieten wonende / wider dise vnser Ordnung vnd Ansehen thün vñ handeln / oder einen den andern ein Rätzer / Büben / oder Schölmern heysen wurde: Desß glychen od einer vff den Canglen an sinen predigen fürgäbe / das er vñ so der waren gots leer vnd heiligen gschrifte mit bewysen möchete / der selb sol dannathin sinen predigens stillston: vnd er vnd ander überträtter Desß Gebotts / vnserer Schwären vngnad vnd straaft erwarten. Zü verkund vnd vestem bestand mit vnserem vsgetruckten Sichel verwardt. Datum Viti vnd Modesti / Anno rē. xxxiiii.

Bild 3. Das Mandat »Viti et Modesti«. 1523 gedruckt in Zürich bei Froschauher. Das Bild um den Anfangsbuchstaben zeigt eine Szene aus der Sage Tells. Der Apfelschuss. Dieses Bild findet sich auch in der Froschauher Bibel von 1531 auf Seite CCCXXIII (Anfang des 2. Makkabäerbuches).

las, war der Kilchherr von Kleinhöchstetten, Georg Brunner.¹⁹ Seine Predigt von reformatorischer Freiheit und seine antiklerikale Kritik verwickelten ihn in einen Streit mit dem Rat, vor dem er sich auch zu verantworten hatte.²⁰ Ein anderer, der für Unruhe sorgte, war Johannes Wecker in Habstetten.²¹ Er prangerte in der über der Stadt Bern gelegenen Marienkapelle den Solddienst an und bezeichnete diesen als eine «Sünde wider den Heiligen Geist». Ihn hatte wohl Zwinglis Predigt gegen das Söldnerwesen beeinflusst, die in Zürich bereits zu politischen Konsequenzen geführt hatte.²²

Zusammen mit der beissenden antiklerikalen Kritik in den Fasnachtsspielen von Niklaus Manuel²³ eröffneten Brunner und Wecker den Glaubensstreit in Stadt und Landschaft des Standes Bern.

Der Rat war herausgefordert und erliess am 15. Juni 1523 ein Glaubensmandat. Man nannte es nach den Tagesheiligen «Viti et Modesti».²⁴ In seiner Wirkung blieb es zweideutig. Die Weisung, dass «nützigind anders dann das

Über diese nachfolgend Schlusßredē / wel-
lend wir Franciscus Kolb / vnnnd Berchtoldus Galler /
 beyd Predicanten zū Bernn / sampt andren / die das Euangelium verjes-
 chend / einem yeden / mit Gott / antwort vnd bericht geben / vß heyl-
 ger Byblischer gschriff / Künns vñ alts Testaments / vff an-
 gesetztem tag zū Bern / Sonnentag nach Circum-
 cisionis / im jar. M. D. XXVIII.

Sie heylig Christenlich Kilch / deren eyinig houpt I
Christus / ist vß dem wort Gottes geborn / im selben Be-
lybt sy / vnd hört nit die stin eines frömbden.

Sie Kilch Christi / machet nitt gesetz vnd bott / on II
Gottes wort. Seshalb all menschen satzungen / so man
nempe der Kilchen bott / vns nit wyter bindend / dann
sy in Göttlichem wort gegründet vnd botten sind.

Christus ist vnser eynige wyßheyt / gerechtigkeit / III
erlösung / vnd bezalung für aller welt sünd. Seshalb
ein andern verdienst / der sälligkeit / vnnnd gnüg thün / für
die sünd bekennen / ist Christum verlögnen.

Sas der lyb vñ das blüt Christi / wäsenlich vñ liplich IIII
in dem brot der dancksagung empfangē werd / mag mit
Byblischer geschriff nit bybracht werden.

Sie Wäß / yetz im bruch / darin man Christum / Gott V
dem vatter / für die sünd der läbendigen vñ todten / vff-
opffere / ist der geschriff widrig: dē aller heyligosten opf-
fer / lyden vnd sterben Christi / ein lesterung / vnnnd vmb
der mißbrüchen willen / ein grüwel vor Gott.

- VI** Wie Christus ist alleyn für vns gestorben/ also sol er ein eyniger mitler vnd fürspräch/ zwüschent Gott dem vatter/vñ vns gläubigen/angerufft werden. Seshalb all ander mittler vnd fürsprächen vsserhalb disem zyt anzeruffen/ von vns on grund der gschriff/ vffgeworffen.
- VII** Das nach disem zyt kein Fägshür in der gschriffte erfunden wirt. Seshalb all todten dienst/als Vigill/seelmäß/Seelgrät/Sibend/Tryßgost/Farzyt/ amplen/ Kertzen/vnd derglychen/vergeblich sind.
- VIII** Bilder machen zü vereerüg/ ist wider Gottes wort/ Nüws vnd Alts Testaments. Seshalb wo sy in gefar der vererung fürgestellt/abzethünd syend.
- IX** Die heylig Ke/ist keinem stand verbotten in der gschriffte/sunder hüry vnd vnküschheyt zü vermyden allen ständen botten.
- X** Siewyl ein offenlicher hürer nach der gschriffte/im waren Bann/so volget/das vnküschheit vnd hüry der ergetnußhalb/keinem stand schädlicher/ dan Priesterlichem.

Alles Gott vnd sinem
heyligen wort zü eren.

Bild 4. Die zehn Schlussthesen der Berner Reformation. Der Madiswiler Pfarrer Meinrad Wyssmann hiess die erste dieser Thesen beim Glaubensgespräch von 1528 gut.

heylig evangelium» gepredigt werden solle, konnten Altgläubige wie reformiert Gesinnte verstehen. Es war bereits eine Kompromissformel.²⁵ Der weitere Gang der Reformation in der Stadt war gekennzeichnet von einer «dezidierten Politik staatlicher Kirchenreform».²⁶ Die Glaubensmandate, welche in den Jahren 1523 bis 1526 das Berner Rathaus verliessen, machten zwar den Willen der Regierung zu Reformen deutlich. Doch keines dieser Mandate verband mit dem Begriff «Reform» schon die Loslösung von der katholischen Tradition.²⁷

Dieser Reformkurs auf der Basis des Alten Herkommens wurde auch von der Landschaft unterstützt. Diese hatte gerade in jener entscheidungsschweren Zeit auch ein Wort mitzureden. Seit dem 15. Jahrhundert pflegte die Regierung vor wichtigen Entscheidungen, auf Landtagen der Ämter die Untertanen um ihre Meinung anzugehen.²⁸ Ein solcher Landtag wurde auch auf den 26. Februar 1526 festgesetzt. Er war nötig geworden, nachdem in Zürich das reformierte Abendmahl eingeführt worden war und es damit unter der Führung Zwinglis begann, sich ganz von der katholischen Tradition zu lösen. Die Innerschweizer Kantone drängten in der Folge Bern, vom Reformkurs zwischen den Fronten abzuweichen und sich klar von Zürich zu distanzieren.

Auch wenn die Madiswiler politisch zur Landvogtei Aarwangen gehörten, lassen die Quellen vermuten, dass sich die Madiswiler zur Beantwortung kirchlicher Fragen zu den «gemein Landlüt der Grafschaft Wangen» zählten.²⁹ Ihnen und den andern Ämtern waren die klare Frage gestellt: «Soll sich Bern von unseren lieben Eidgenossen von Zürich sundern und zu den 7 orten stan?» – Und weiter: «Soll Bern Zürich in die Reformation (Abschaffen der Messe und Beibehalten bloss von Taufe und Abendmahl als Sakramente) folgen?»³⁰

Die Antwort aus Wangen war im Vergleich zu den Rückmeldungen aus den andern Ämtern erstaunlich offen und zeigte sich den Zürchern wohlgesinnt: Diese begründeten ihre Reformen mit dem Alten und dem Neuen Testament, und sie seien offen, sich auf dieser Basis auch eines Besseren belehren zu lassen. Deshalb solle man sich von Zürich nicht trennen.³¹ Als Vergleich die Antwort aus Aarwangen. Hier riet die Versammlung dem Berner Rat, Zürich zu bitten, «dass sie abstanden ihres nüwen wäsens».³²

Einige Monate später, kurz nach der für Zwingli wenig erfolgreich verlaufenen Badener Disputation³³, wurden die Madiswiler erneut zur Dingstätte aufgeboden und mussten zuhänden des Vogts von Wangen, Hans Meyer, wie-

derum zur Glaubensfrage Stellung beziehen. Auf die präzise Frage: «ob ir die heiligen sacrament wie von alter har die gebrucht sind, furer wellind in bruch und übung lassen»³⁴, zeigte sich die Antwort auch diesmal offen und auf die Zukunft hin ausgerichtet. Nicht die Kirchenbräuche sind das Entscheidende – so wird argumentiert –, vielmehr die «Ehr Gotts». Auf dieser und auf der Grundlage der freien, schriftgemässen Predigt soll jedermann, auch den Zwinglianern das Recht zukommen.³⁵

Ein knappes Jahr später brachten die Osterwahlen in Bern eine sichere evangelische Mehrheit im Grossen Rat.³⁶ Im Anschluss daran gelangte der Rat erneut an die Ämter. Diesmal mit der Weisung, das «göttlich wort» soll «luter an offenen canzlen geprediget werden».³⁷ Allerdings: Die traditionellen Kirchenbräuche dürften deswegen noch nicht abgeschafft werden. Von Wangen wurde diese Meinung begrüsst. Allerdings kommt in der Antwort des Amtes klar zum Ausdruck, dass die freie Predigt des Gotteswortes auf der Basis des Alten und des Neuen Testaments eigentlich auch zur Konsequenz führen müsste, dass, «was beptist, mönshlicher Satzung oder dergleichen bisher gebrucht were, in der gemein der kilchen» abgestellt werde.³⁸

Es entsprach der Antwort, die bereits früher auf die Glaubensfrage hin gegeben worden war: Die Ehre Gottes kann erst nach der Abschaffung menschlicher Kirchengebräuche vermehrt werden. Wird der neue Berner Rat sich erlauben, diese Konsequenzen zu ziehen?

Am Montag vor Auffahrt 1527 ging der Rat auf die Anliegen der Ämter ein, und er teilte allen Angehörigen zu Stadt und Land die Rückkehr zum ersten Glaubensmandat von 1523 mit. Allerdings erhielt der Begriff «schrittgemässe Predigt» etliche Präzisierungen. Die Prädikanten wurden verpflichtet, das Gotteswort des Alten und des Neuen Testaments zu verkünden, unbekümmert darum, ob solche Predigten den «Satzungen, Ordnungen und leer der möntschen, wie dann di sin möchten, widerwertig» sind.³⁹

Doch die aus der freien Predigt folgende eigenmächtige Veränderung der Kirchenbräuche wird noch verboten. Trotz diesem Verbot, die Messe in den Gemeinden abzuschaffen, die Priesterehe einzuführen, die Bilder aus den Kirchen zu entfernen oder sich gegenüber der geistlichen Herrschaft ungebührlich zu verhalten, kamen in den einzelnen Gemeinden immer wieder Übertretungen dieses Verbots vor. Es verwundert nicht, dass sich in dieser Beziehung vor allem Gemeinden aus der Grafschaft Wangen hervortaten. Zu ihnen gehörte, wie wir bald vernehmen, auch Madiswil.

Der seit den Osterwahlen 1527 mehrheitlich reformierte Rat suchte nun unter der Federführung des Schreibers Peter Cyro⁴⁰ die Entscheidung. Es wurde zu einem grossen Glaubensgespräch eingeladen, welches im Frühjahr 1528 stattfinden sollte. Sämtliche Geistliche im bernischen Gebiet wurden dazu aufgeboten. Wer nicht erschien, der sollte seine Pfründe verlieren. Alle Amtleute, zahlreiche Gelehrte aus der Eidgenossenschaft und der umliegenden Gebiete und auch die Bischöfe von Konstanz, Basel, Lausanne und Chur wurden erwartet.⁴¹

Selbstverständlich sah man auch Besuch aus Zürich vor: Zwingli sollte mit einer grossen Delegation erscheinen. Die gross angelegte Veranstaltung zielte auf die endgültige Klärung der Glaubensfrage in Bern ab. Und diese kündigte sich bereits in den 10 Reformationsthesen an, welche Berchtold Haller und Franz Kolb als Diskussionsgrundlage verfasst hatten.⁴² Diese Thesen wurden den Eingeladenen mit der Einladung zugestellt. Sie fanden auch den Weg nach Madiswil, zu Meinrad Wyssmann, dem Madiswiler Pfarrer am Vorabend der Entscheidung.⁴³ Als dieser mit seinen Amtskollegen aus der Umgebung nach Bern ritt, da hatte er in seiner Gemeinde schon einiges an reformatorischen Umtrieben hinter sich.

Madiswil am Vorabend der Reformation

Für Madiswil stand mit der Glaubensreform einiges auf dem Spiel. Nicht nur die Zukunft des Glaubens, auch die politische und wirtschaftliche Zukunft war damit verknüpft.

Politisch gehörte Madiswil seit 1480 zur bernischen Landvogtei Aarwangen.⁴⁴ Der Landvogt von Aarwangen war denn auch der Adressat der Beschwerdeschrift, welche die Madiswiler im Bauernkriegsjahr 1525 zusammen mit den Melchnauern verfassten.⁴⁵ Diese Schrift zeigt, wo die Madiswiler wirtschaftlich der Schuh drückte: Sie beklagten sich über die hohen Abgaben, die Brückenzölle, und vor allem die Handänderungsgebühren (Ehrschatz) waren ihnen ein Dorn im Auge.⁴⁶

Die kirchlichen Verhältnisse deckten sich mit diesen politischen Verhältnissen nicht. Kirchlich gehörte Madiswil zu den Zisterziensermönchen von St. Urban. Dem Kloster im Rothtal gehörte der Kirchensatz zu drei Vierteln, und es verfügte ebenfalls über einen ansehnlichen Grundbesitz.⁴⁷ Im Laufe des 15. Jahrhunderts war das Recht, den Madiswiler Geistlichen einzusetzen



Bild 5. Madiswil im 19. Jahrhundert. So malte Jakob Samuel Weibel (1771–1846) die Madiswiler Pfarrhausgruppe.

und aus dem Kirchengut den Zehnten zu lösen (*ius patronatus* = Kirchensatz), zum Kloster gekommen. Es ist trotz der politischen Zugehörigkeit zum Amt Aarwangen anzunehmen, dass es der Vogt von Wangen war, welcher als Vertreter Berns über die richtige Ausübung dieses Rechtes im Dorf zu wachen hatte. Während des Streits um den Kirchensatz, welcher in Madiswil am Vorabend der Reformation ausbrach, gab jedenfalls St. Urban den Vogt von Wangen als Zeugen an.⁴⁸

Ein Viertel des Kirchensatzes lag in der Reformationszeit noch in den Händen der Familie vom Stein. Im Laufe des 15. Jahrhunderts hatte diese Familie den der heiligen Katharina⁴⁹ geweihten Nebentaltar in der Kirche so ausstatten lassen, dass ein Kaplan zur Betreuung angestellt werden konnte.⁵⁰ Der Hauptaltar der vorreformatorischen Madiswiler Kirche war dem heiligen Blasius geweiht.⁵¹ Nach Kurz, dem früheren Staatsarchivar, sollen im späteren 15. Jahrhundert zu diesen beiden Stiftungen noch zwei weitere hinzugekommen sein: ein Antoniusaltar und ein Barbaraaltar.⁵² Mir ist nicht bekannt, dass in einer andern Obaraargauer Gemeinde gleichzeitig vier Heilige verehrt worden sind. Sollte dem so sein, dann haben wir durchaus Grund anzunehmen, dass am Vorabend der Reformation nach Madiswil auch reichlich gewallfahrtet wurde.

Aufgrund anderer Beispiele aus dem Bernbiet lässt sich zeigen, dass Orte, wo sich zu bestimmten Zeiten viele Menschen sammelten, auch besondere Gelegenheit für Auseinandersetzungen und Unruhen boten. Gerade dort, wo viele Vergabungen und Stiftungen für die Fürsprache durch Heilige gemacht wurden, dürften die, die Prädikanten auf die schriftgemässe Predigt verpflichtenden Mandate, für Unruhe gesorgt haben. Die Schrift kennt in den Augen der Reformatoren nichts von der heilsvermittelnden Gnade der Heiligen und nichts von der Heilsnotwendigkeit frommer Werke.

Auf diesem Hintergrund ist nun auch jenes Ereignis zu betrachten, welches sich an einem Augustsonntag des Jahres 1527 in der Madiswiler Kirche abspielte. An diesem Sonntag predigte in der Kirche ein besonderer Gast: Abt Walther von St. Urban. Anlass seines Auftretens war vermutlich die Einsetzung eines neuen Pfarrers.⁵³ Es schien dem Abt geboten, in der unsicheren Zeit einen treuen, traditionell gesinnten Pfarrer zu präsentieren, einen, der sich am alten Herkommen orientierte.⁵⁴ Gespannt lauschten die Madiswiler Landleute den Ausführungen ihres geistlichen Herrn und seiner Empfehlung, von den neuen Ideen abzustehen. Da ertönte es plötzlich aus einer Ecke: Der Abt «lüge in sinen Hals». Dieser war konsterniert und musste seine Rede unterbrechen und, als andere den Zwischenrufer unterstützten, gar abbrechen.⁵⁵ Es ist verständlich, dass der geistliche Herr diese Demütigung nicht auf sich sitzen liess. Er meldete den Vorfall nach Luzern mit der Bitte, dass dieses sich beim Rat in Bern über die aufmüpfigen Untertanen beschwere. Sie hatten in «der kirchen fräfelich dem Herrn in sin predig gredt und gesagt, er lüge in sinen hals»⁵⁶, schrieb daraufhin der Luzerner Rat nach Bern.

Der Rat in Bern handelte bereits am 14. September. Der Protest aus Luzern wurde an einer Ratssitzung behandelt.⁵⁷ Sofort schickten die Ratsherren Boten nach Madiswil, um den Vorfall zu klären. Die Kundschafter hatten die Aufgabe, die Madiswiler Bauern wegen ihres ungebührlichen Auftretens zu verwarnen und ihnen zu versichern, dass der Rat alles daran setzen werde, die Rechte des Abtes zu schützen.⁵⁸ Zugleich wurde der Rat in Luzern in einem Schreiben beruhigt: Die Abklärungen seien in Gang gesetzt, und an dem Madiswiler Kirchensatz gebe es nichts zu rütteln, der bleibe beim Kloster.

Hier ist bereits die Ursache des Madiswiler Kirchenprotests angesprochen: Anlässlich der Predigt des Abtes im August wurde der Kirchensatz des Klosters durch die Bauern in Frage gestellt. Die vom Rat ausgesandten Boten kehrten bald zurück, und ihr Bericht bestätigte den Unmut der Madiswiler

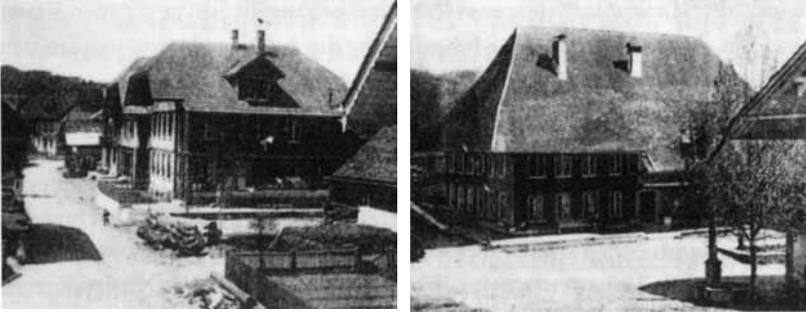


Bild 6/7. Madiswil zu Beginn unseres Jahrhunderts. Untergasse und altes Schulhaus gegenüber dem Pfarrhaus (1956 abgerissen).

über den Kirchensatz des Klosters, zugleich aber doch etwas konkreter: Der Pfarrer, den der Abt präsentieren wollte, sei ihnen nicht genehm. Der sei zu ungeschickt und predige auch nicht nach dem kurz zuvor von Bern erlassenen Glaubensmandat.⁵⁹

Der Abt von St. Urban wurde darüber sofort informiert und aufgefordert, «denen von Madiswil einen anderen kilchherren zu geben, der dann predige nach dem mandat m.h. und das göttlich mandat uswist, und nämlichen, der zu Herzogenbuchsee ist gsin».⁶⁰

Auf diese Aufforderung hin hat St. Urban wiederum reagiert. Vom Kloster wurden Boten nach Bern geschickt, die den Rat über diesen von den Madiswilern erkundeten Pfarrer informierten: Es sei dies einer, der sich über Luzern abfällig geäußert habe. Bern handelte wiederum prompt: Wenn dem so sei, so sollen doch die Klosterleute «die personen, so söllich von gedachtem Priester gehört hand, anzeigen, damit wir uns des Handels erinnern mögen und sollich unzüchtige red (die der Priester gehalten haben soll) strafen».^{60a}

Aus der Tatsache, dass der Rat einige Wochen später beschloss, den Madiswilern den selber erkundeten Pfarrer auf eigene Kosten zu lassen statt ihn zu strafen, ist zu vermuten, dass die Zeugen der «unzüchtigen red» von St. Urban Bern nicht vermittelt werden konnten.

In der Zwischenzeit wurde in Bern das Glaubensgespräch vorbereitet. Es sollte die Entscheidung bringen. Mitten in diesen Vorbereitungsarbeiten wurde der Madiswiler Streit vom Ratsschreiber ausführlich zusammengefasst

und uns damit die Grundlage hinterlassen, die Auseinandersetzung um den Madiswiler Kirchensatz nochmals zu rekonstruieren:

Im August 1527 präsentierte Abt Walther den Madiswilern einen ihnen nicht genehmen, ungeschickten Pfarrer. Einer, der nicht gewillt war, das auf die schriftgemässe Predigt verpflichtende Mandat vom Mai 1527 zu akzeptieren. In diesem Zusammenhang wurde der Abt der Lüge bezichtigt und in seiner Predigt unterbrochen. Die Einvernahme der Schuldigen durch Ratsboten zeigte: Die Madiswiler hatten selber nach einem Pfarrer gesucht und einen jüngeren aus Herzogenbuchsee gefunden. Einen, «der ihnen gevellig und ihres dunckens genugsam wäre, sy ze lernen und den rechten weg der sälligkeit zu wysen».⁶¹

Aufgrund dieses Berichtes konnte der Rat nun urteilen. Sein Entscheid hatte allerdings vorläufigen Charakter: Bis dass das Glaubensgespräch eine endgültige Entscheidung gebracht haben wird, dürfen die Madiswiler den von ihnen selber erkundeten Pfarrer anstellen. Allerdings auf eigene Kosten. Der andere, der vom Abt eingesetzte Priester, ist zu dulden. Er darf im Dorf wirken. Allerdings nur unter der Voraussetzung, dass der «gesetzt pfarrer unserm mandat gevölgig sye und darwider nid handle noch predige gheiner wys». Das *ius patronatus*, der Kirchensatz, durfte «bis uff die disputatz» nicht in Frage gestellt werden.⁶²

Eine typische Antwort aus diesen Tagen vor der Entscheidung. Man wollte es mit niemandem verderben. Latente Konflikte sollten nicht auf Gemeindeebene ausgetragen werden. Eine Entscheidung war gefragt, die für das ganze Untertanengebiet gelten sollte. Eine Antwort erhoffte man von der Disputation vom Januar 1528. Der hier geschilderte Streit um die Einsetzung des Pfarrers im August 1527, bei dem sich die Madiswiler so deutlich zu Wort meldeten und selber über ihren Pfarrer entscheiden wollten, ist ein Zeichen dafür, dass der Ruf nach reformatorischer Freiheit und die antiklerikale Kritik⁶³ auch das Landvolk ergriffen hatte. Die Gemeinde begann mündig zu werden und wollte über ihren Pfarrer und über die Lehre, die im Dorf gelten sollte, «den rechten weg der sälligkeit» selber bestimmen.

Die Entscheidung auf der Berner Disputation von 1528

In Madiswil war manches in Bewegung geraten. Die Autorität der geistlichen Herren wackelte. Die Gemeinde hatte sich gegen den Abt durchgesetzt. Und

Gnad v^o f^rud von gott. Liebster husfrau
 ich sag gott dancke das er dich ein freilich ge-
 nitzlichen hatt. Die walle inis dir nach sinten
 willen zu reizen unlyhen. Schickte mir
 b^{is} j. 1. odre. y. nitroly söltze maass v^o w^{is} als
 du sy reijst. sy künfft zimlich dorts mit bagel
 ist ein bein von 40 in ein in alle w^{is} v^o
 maass wir sy misetze f^regen frau beschreiben
 hatt. Tut mir v^o inis allen inder die maass
 gutlich. Bis hit mit gott banulhen. G^rund
 f^rau / schaff^rin. Obman teinliche: schultheis
 offingrain v^o wie die lieb sye bit gott
 für mis v^o inis alle. Geb^o zu Bern xj.
 tags j^unnis. G^rund mir alle d^ru Kind.
 b^runde Margreten reist in unnd namt.

Huldreys Zwingli
 din husw^{ir}.

Rechte mir so bald du kaufst den T^olg^o
 rock

Bild 8. Brief Zwinglis an seine Frau Anna Reinhard nach der Ankunft in Bern.

doch: Viele Fragen blieben zurück: Wie sah er aus, dieser «rechte weg zur
 sälligkeit»? Das Hören auf das gepredigte Wort der Bibel, aber was war sein
 Zentrum? Was war die schriftgemässe Predigt genau?

Wie sollte man es halten mit dem, was die Schrift nicht beweisen konnte,
 der Messe, den Heiligenbildern in der Kirche, dem Bild des heiligen Blasius,
 der heiligen Katharina, den Altären der heiligen Barbara und des heiligen
 Antonius?

Was war mit den Rechten, die das Kloster St. Urban im Dorf besass, zum Beispiel mit den für die Landleute wichtigen Wasserrechten in den Wässermatten der Langeten?

Fragen über Fragen. Die Madiswiler erwarteten auf sie eine Antwort vom Glaubensgespräch in Bern. Mit Spannung sahen ihm deshalb unsere Vorfahren entgegen. Die Spannung dürfte sich noch erhöht haben, als Zwingli auf dem Weg von Zürich nach Bern in den ersten Januartagen 1528 in Langenthal vorbeiritt und – wie Max Jufer meint – vielleicht gar dort nächtigte.⁶⁴

In einem Brief, den Zwingli kurz nach seiner Ankunft in Bern an seine Frau schrieb, berichtet er, wie er überall gut empfangen worden sei. Wir dürfen das sicher auch auf die Ortschaften in unserem Amt beziehen. Dem Zuschauer bot der Zug Zwinglis jedenfalls ein eindrucksvolles Bild: «Da ritt, angeführt vom Stadttrompeter und umgeben von einem Harst Reisiger, in dem dunklen Prädikantenmantel, mit Humanistenmütze der berühmte Gottesmann; zu seiner Seite der Zürcher Bürgermeister Diethelm Röist und der Landvogt von Lenzburg; dahinter zu Fuss oder zu Pferd, ebenfalls schwarz gewandet, 35 Zürcher Pfarrer, worunter der Kappeler Priester Heinrich Bullinger und der Küsnachter Komtur Konrad Schmid, sodann weltliche und geistliche Abgeordnete von Schaffhausen, St. Gallen, Glarus und den schwäbischen Städten, im ganzen über 100 Personen. Die Schar verriet Entschlossenheit und Zuversicht. Hoffnungsvoll schaute der Landmann nach.»⁶⁵

Die Schar ritt zu jenem Ereignis, welches Gottfried Locher als eine «mächtige Demonstration des oberdeutsch-städtischen Flügels der Reformationsbewegung und einen Höhepunkt des Zwinglianismus» bezeichnete.⁶⁶

Aus Madiswil ritt der Kaplan Meinrad Wyssmann mit nach Bern.⁶⁷ Zusammen mit seinen Kollegen aus dem Langetental, mit Michael Lusser⁶⁸ und Johannes Goppel⁶⁹ aus Rohrbach, mit Rudolf Räber⁷⁰ von Lotzwil und Johannes Jenzer⁷¹ aus Ursenbach. In der Satteltasche verwahrt hatten sie alle die zugeschickten 10 Thesen, über die während 20 Tagen im Barfüsserkloster der Stadt disputiert werden sollte. Die erste dieser Thesen formulierte in klassischer Weise eine der Hauptlinien der eidgenössischen Reformationsbewegung.⁷² Dies zeigte sich schon daran, dass sie beim dritten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses bei der Kirche ansetzte: «*Die heylig Christenlich Kilch / deren eynig boupt Christus / ist us dem wort Gottes geborn / im selben belybt sy / und hört nit die stimm eines frömden.*»⁷³

Der Fremde war – wie wohl verstanden wurde – der Papst. Die zweite These setzte Gottes Wort gegen die Kirchengebote und gegen Menschen-

lehre, die dritte gegen den Erwerb des Heils durch fromme Werke, die vierte und fünfte gegen die Messe, die sechste bis achte gegen die Heiligenverehrung, gegen Fegefeuer und Bilder. These neun und zehn forderten die Ehe für die Priester.

Die Worte, welche bei der Diskussion über diese Thesen verloren wurden, sind alle genau aufgezeichnet worden. «Es wurde in die Feder gredt», so verlangte es die Disputationsordnung.⁷⁴ Wir verzichteten darauf, auf diese «gredten Worte» im Detail einzugehen.⁷⁵ Das Protokollierte wurde unmittelbar nach Abschluss der Disputation dem Zürcher Drucker Christoph Froschauer übergeben, und dieser verfertigte einen sorgfältigen Druck.⁷⁶ Das Werk verliess die Werkstatt in Zürich bereits am 23. März 1528. In der Folge wurden diese Disputationsakten in allen bernischen Pfarrhäusern aufgelegt. Bis heute gehört das Buch zum Inventar in jeder Pfrund, und jeder Pfarrer kann dort leicht zur Kenntnis nehmen, was Huldrych Zwingli, Franz Kolb, Berchtold Haller und andere damals in Bern zu den Thesen gesagt haben.⁷⁷ Hier berichten wir nur vom Ergebnis: 235 von den rund 300 Berner Priestern unterschrieben die Thesen. Nur 46 verwarfen sie und wollten beim alten Glauben bleiben.

«Meinradus Wyssmann, Kaplan zu Madiswyl in der Grafschaft Aarwangen, gibt den ersten artickel gut und grecht mit den predicanten.»⁷⁸

Die Berner Disputation brachte den endgültigen Durchbruch der Reformation in Bern. Nachdem Zwingli die Berner in seiner Schlusspredigt zu «Standhaftigkeit und Beharrlichkeit» aufgefordert hatte⁷⁹, beschloss die Stadtbürgerschaft bereits am 2. Februar im Münster feierlich, der Obrigkeit auf dem vom Wort Gottes gewiesenen Weg in geistlichen und weltlichen Dingen zu folgen.⁸⁰ Gewiss, die Stadtbürgerschaft im Rücken zu haben, erliess der Rat fünf Tage später, am 7. Februar 1528, das Reformationsmandat.⁸¹

In ihm wies bereits der Ingress den Weg: Gegen alle bisherigen Gottesdienste steht das Wort Gottes. Und recht verbindlich wird definiert: Die weltliche Obrigkeit hat nicht nur für weltliche Dinge zu sorgen, sondern auch «zuo rechtgeschaffenem christlichen glouben inleitung (Anleitung) zu gäben».⁸² Damit lag die Kompetenz, über kirchliche Fragen zu entscheiden, endgültig bei der weltlichen Obrigkeit, die geistlichen Herrschaften waren ausgeschaltet.

Für die Madiswiler sollte das bald Folgen haben. Der zu schildernde Streit um das Wasser der Langeten wird es zeigen.⁸³

Auf der Grundlage der 10 Thesen wurden im Reformationsmandat in 13 Artikeln die Konsequenzen gezogen, die aus der freien Predigt des Evangeliums flossen. Sie hatten sich bereits in der Antwort aus Wangen auf die letzte Befragung des Rates hin angekündigt.⁸⁴

Am 17. Februar erging von allen Kanzeln im bernischen Untertanengebiet ein Aufgebot zu Versammlungen der Gemeinden, bei denen das Mandat ratifiziert werden sollte.⁸⁵ Auch alle Madiswiler, «was von vierzechen jaren uf mannsbilder sind», waren aufgefordert, sich am St.-Mathis-Abend (23. Februar) beim Versammlungsplatz im Dorf einzufinden.⁸⁶ Dort erwarteten sie die Ratsboten, die genau über das Vorgehen bei dieser Versammlung instruiert worden waren. Zunächst hatten sie zu kontrollieren, ob auch wirklich jeder Stimmfähige aus dem Dorf anwesend war. Anschliessend mussten sie den Landleuten die «trukte reformation» – das Reformationsmandat – laut vorlesen. Darauf hatten sie den obrigkeitlichen Wunsch bekannt zu geben: «Es ist unser ernstig begär und meinung», dass sich die Untertanen in der Glaubensfrage mit uns «gleichförmig» machen. Werden verschiedene Gemeinden gemeinsam instruiert und wird dabei nicht ein eindeutiges Mehr sichtbar, dann hat «jede kilchöri für sich selv ein mer ze machen, die messe und bilder absetzen und sich unseren herren und oberen in den dingen zu erlichen (anzugleichen)».⁸⁷

Leider sind die Protokolle dieser Versammlung in den Gemeinden nicht erhalten. Einer Eintragung im Ratsmanual vom 15. März 1528 kann jedoch entnommen werden, dass nur vier Gemeinden, die Landschaften Obersimmental und Frutigen, und die Landstädte Huttwil und Lenzburg, das Reformationsmandat verworfen haben.⁸⁸

Angesichts der Ereignisse im Jahre 1527 dürfen wir annehmen, dass die Madiswiler dem Reformationsmandat freudig zustimmten. Ein Indiz dafür, dass die Madiswiler mit dem Mandat in ihrer «kilchöri» ernst machten und mit dem Ausräumen der Bilder und Altäre begannen, ist der im Pfarrgarten gefundene Teil eines mit Gewalt zerschlagenen Weihwasserbeckens.⁸⁹

Ein weiteres Zeichen ist die Entschädigungsforderung des Ritters Sebastian vom Stein. Er, der entschiedene Gegner der Reformation⁹⁰, wollte sich für seine Aufwendungen bei der Stiftung des Katharinenaltars und der Kaplanei entschädigt wissen.⁹¹

In der geräumten Kirche begann nun Pfarrer Wyssmann das «wort gots» – wie es in der Schrift verfasst ist – zu predigen. Für die Durchführung der kirchlichen Handlungen hatte er bereits mit dem Reformationsmandat das

Ein kurze gmei ne form/ kinder zetuouffenn/ Die Lezebestären. Sie Predig an- zefaben vnd zü enden/ wie es zū Bernn gebrucht wirdt.



Gnädlich schrybt der die-
ner / den namen des kinds so
zum Touff bracht wirt / an / ouch
die namen vatter vnd muter / des Götty vnd
der Gotten.

Denn spricht der diener:

In Gottes namen / Amen. Unser hilf
stadt in dem Herren / der himmel vnd erden
geschaffen hat.

Der Diener fragt.

Wellend jr daß das kind getauft werde
in den Touff vnser Herren Jesu Christi?
Antwort des Götty vnd der Gotten: Ja.
So spricht der diener: Nennend das kind.
Vnd so sy es genennend / spricht der diener:
So wellend wir alle mit einander Gott also
bitten:

O allmechtiger ewiger Gott / der du hast
durch die sündflut / nach dinem strengen
verteyl / die ungläubige welt verdampft / vnd
den gläubigen Noe selb acht / vß diner grof-
senn erbärmdb / erhaltenn / der du den verstock-
ten Pharao mit allen den synen im roten
meer ettrēndt / vnnnd din volck Israel trockens
fuß hindurch gefürt hast / in welschem dises

bad des Touffs bezeychnet ist gsin. Wir bitten
dich durch din grundlose barmhergikeit / du
wellest gnädigklich ansehen disen dinen diener
N. vnd jm das liecht des gloubens in sin herg
geben / damit er dinem sun yngelybt / vnd
mit jm in den tod vergraben werde. Vuch jm
im vfferstond zu einem nūwen läben / in dem
er sin crüg / jm täglich nachfolgende / frölich
trage: jm anhang mit warem glouben / styf-
fer hoffnung / vnd ynbrünstiger liebe: das er
dises läben / das nüt anders ist / dann der
tod / omb dinent willen manlich verlassen
möge / vnd am jüngsten tag am gemeinen
gericht dines suns / vnerschrockenlich erschynen.
Durch den selben vnseren Herren Jesum Chri-
stum dinen sun / der mit dir läbt vnd rychs-
net in eynigkeyt des Seyligen geysts / ein
Gott / in ewigkeyt / Amen. (A ij)

Jez spricht der diener:

Der Herr sye mit ouch. Antwort: Vnd
mit dinem geyst.

Der Diener.

Das nachuolgend Euangelium ist
beschriben durch Marcum
am 1. capitel.

Antwort. Her sye dem Herren.

Bild 9. Das Berner Taufbüchli von 1528. Die erste reformierte Liturgie in Bern. Original in der Stadtbibliothek Bern. Nachdruck bei Adolf Fluri: Das Berner Taufbüchli von 1528. (Oben: Titelseite)

«Berner Taufbüchli» erhalten, welches den Gang der Taufe, die Eheschliessung und die Beerdigung genau regelte.⁹²

Die Madiswiler waren aufmerksame Hörer der Botschaft von der reformierten Freiheit. Bald zeigte sich, wie sie es auch verstanden, das Hören des Wortes in die Tat umzusetzen.

Der Wässerungsstreit mit dem Kloster St. Urban

Als Zinsbauern des Klosters St. Urban hatten die Roggwiler und Langenthaler Bauern in den Wässermatten zwischen Langenthal und Roggwil ein fast unbeschränktes Wässerungsrecht. Sie konnten bestimmen, wer das Langetenwasser nutzen konnte. So war zum Beispiel den Madiswiler Bauern verboten, das Wasser bereits im Langental auf ihre Matten abzuleiten.

Kaum war die Reformation beschlossen, leiteten die Madiswiler das Wasser zur Befriedigung ihrer Wasserbedürfnisse ab. Schliesslich hatte der Rat von Bern die Rechte der geistlichen Herrschaften bestritten. Und das galt auch für den Abt von St. Urban. In der Folge blieb den Klosterleuten aus Langenthal und Roggwil nur noch der Überfluss dessen, was die Madiswiler an Wasser nicht benötigten. So war es nicht verwunderlich, dass die Klosterleute und die Madiswiler Bauern aneinandergerieten. Der Abt bot die Bauern auf, die ungefragt alte Rechte übergingen. Sie mussten im Kloster erscheinen. Angesprochen auf ihr unrechtmässiges Handeln, bezweifelten die Madiswiler zunächst die Legitimität des äblichen Einspruchs. Sie hätten die Akten mit den alten Rechten nie zu Gesicht bekommen. Der Abt indes holte ein altes Urkundenbuch hervor, welches die Rechte des Klosters klar auswies. Wer nun glaubte, die Madiswiler hätten sich zurückgezogen, der sah sich getäuscht.

Wohl seien diese Akten alt, meinten sie, doch für sie gelte nun ein neues Recht. Das Recht des Evangeliums. Und dieses lehre sie etwas anderes. Der Abt versuchte, die Bauern noch auf das Handeln der Vorfahren festzulegen: Ihre Vorfahren hätten die Rechte immer anerkannt.

Darauf die Madiswiler: Ihre Vorfahren, und auch sie selber seien noch bis vor kurzem im Glauben gewesen, dass sie «vermeintend, wann sy sich wider söllich ordenslüt stalltind, dass sie eben gesündet, als sy gott unseren herrn selbs erzürnt hettind».⁹³

Waren also vor der Reformation die Ordensleute für die Bauern Vertreter Gottes auf Erden, deren Satzungen sozusagen dem Willen Gottes gleich-

kamen, so hatten nun die Berner Thesen und in der Folge das Reformationsmandat klar die Differenz zwischen Evangelium und menschlicher Satzung herausgestrichen. Die alten Akten, die die Wasserrechte der Mönche auswiesen, begriffen die Madiswiler nun als menschliche Satzungen. Vom Wort Gottes her waren diese überwunden und nicht mehr in Geltung. So kamen die Madiswiler durch die Reformation zu ihren fruchtbaren Matten.

Schluss

Innerhalb der Reformationsgeschichtsschreibung wurde in den letzten Jahren, vor allem ausgehend von den Forschungen des Berner Professors Peter Blickle, der Begriff «Gemeindereformation» geprägt. Sehr abgekürzt gesprochen, geht es darum, die Wechselbeziehung zwischen der reformierten Glaubenslehre und deren Aufnahme und Wirkung beim Laien, beim Dorfbauern zu erforschen.⁹⁴ Dabei wurde die These aufgestellt, dass auf dem Weg zur Gemeindebildung im Übergang vom Spätmittelalter zur Neuzeit die reformierte Lehre, vor allem in der oberdeutsch-schweizerischen Form die theoretische Rechtfertigung dieser Bemühungen abgegeben hat.

Am Schluss unseres Bildes über die Madiswiler Reformation lässt sich die Frage stellen: Ist das Geschehen in unserem Dorf während der Reformationszeit nicht eine Bestätigung dieser These?

Ist das Drängen der Madiswiler nach einem Pfarrer, den sie selber bestimmen und der ihnen den «rechten weg zur sälligkeit» weist, sowie die schlaue Rechtfertigung im Wässerungsstreit mit St. Urban nicht ein Zeichen für die Autonomiebestrebungen des Gemeinwesens, die beschleunigt werden durch die neue reformatorische Lehre?

Es wäre lohnend und interessant, auch in anderen Oberaargauer Gemeinden die Reformationsgeschichte auf diese Fragen hin zu untersuchen, eine Aufgabe, die vielleicht bald jemand an die Hand nehmen wird.

Anmerkungen

¹ Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, der im Rahmen des Vortragszyklus «Bilder aus der Madiswiler Kirchengeschichte» am 14. Januar 1988 in Madiswil gehalten wurde.

² Vgl. neuerdings: Das Mittelalter. Ein Lesebuch von Hartmut Bookmann, München 1988, besonders Kapitel VIII.

- ³ Einführende Literatur zu Luther:
Bernhard Lohse: Luther. Eine Einführung. München 1981; Hans Mayer: Martin Luther. Leben und Glaube. Gütersloh 1982.
Zur Wirkungsgeschichte:
Bernd Möller (Hrsg.): Luther in der Neuzeit. Gütersloh 1983.
- ⁴ Grundlegend zu Zwingli:
Gottfried Locher: Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte. Göttingen/Zürich 1979. Neuere Literatur:
Ulrich Gäbler: Huldrych Zwingli. Leben und Werk. München 1983; Walter E. Meyer: Huldrych Zwinglis Eschatologie. Zürich 1987; Berndt Hamm: Zwinglis Reformation der Freiheit. Neunkirchen-Vluyn 1988.
Zur Wirkungsgeschichte:
Peter Blickle, Andreas Lindt, Alfred Schindler (Hrsg.): Zwingli und Europa. Zürich 1985.
- ⁵ Urkunde in: *Fontes rerum Bernensis*, Bd. 1. Original in der Stiftsbibliothek St. Gallen.
Zur Interpretation:
Ulrich May: Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden. Bern 1976.
- ⁶ Vgl. unten, S. 246 f.
- ⁷ Gerade im Anschluss an das Bauernkriegsgedenkjahr 450 Jahre deutscher Bauernkrieg erschien eine Fülle von Literatur, welche die Wichtigkeit der Bauernbewegung in der Reformationsgeschichte deutlich machte. Dazu u.a. die Sammelbände:
Horst Buszello u.a. (Hrsg.): Der deutsche Bauernkrieg, Paderborn 1984 (UTB 1275); Peter Blickle (Hrsg.): Der deutsche Bauernkrieg von 1525. Darmstadt 1975.
- ⁸ Im Gedenkjahr 1989 – 500. Geburtstag Thomas Müntzers erscheinen grundlegende Werke über den Theologen Thomas Müntzer, z.B.: Hans-Jürgen Görtz: Thomas Müntzer, Mystiker. Apokalyptiker. Revolutionär. München 1989.
- ⁹ Vgl. Berndt Hamm: Zwinglis Reformation der Freiheit, Neunkirchen-Vluyn 1988, S. 10 ff.
- ¹⁰ Gottfried W. Locher: Zwingli und die schweizerische Reformation, 1982, S. 19.
- ¹¹ Gottfried W. Locher hat gezeigt, dass Zwingli in grundlegenden theologischen Fragen von andern Voraussetzungen ausgegangen ist als Luther. «Deshalb kann man ihn nicht als Schüler des Wittenbergers bezeichnen.» Ebd., S. 18.
- ¹² Zu der Entwicklung des Täuferturns in Zürich: Vgl. Hans-Jürgen Görtz (Hrsg.): Umstrittenes Täuferturn 1525–1975. Neue Forschungen. Göttingen 1975.
- ¹³ Peter Blickle (Hrsg.): Zugänge zur bäuerlichen Reformation. Zürich 1986. Darin besonders: Heinrich R. Schmidt: Die Häretisierung des Zwinglianismus im Reich seit 1525, S. 235.
- ¹⁴ Gottfried W. Locher: Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte, Göttingen/Zürich 1979, S. 226–236.
- ¹⁵ Ebd., S. 261 f.
- ¹⁶ Ebd., S. 182.
- ¹⁷ Zur Reformation in Bern: 450 Jahre Berner Reformation. Beiträge zur Geschichte der Berner Reformation und zu Niklaus Manuel. Archiv Historischer Verein Bern, 1978. Simon Kuert: Reformation in Bern. Texte. Quellen. Arbeitsunterlagen aus einem Proseminar. Bern 1981.

- ¹⁸ Rudolf Dellsperger: Zehn Jahre Bernischer Reformationsgeschichte, in: 450 Jahre Berner Reformation, S. 27.
- ¹⁹ Zu Georg Brunner: 1522 im Kleinhöchstetter Handel freigesprochen. 1523 wird er nochmals vom Rat gestützt, im September 1523 aber verhaftet und abgesetzt. 1527 wird er rehabilitiert und wirkt als Pfarrer in Biel-Benken. 1571 legt er seine Pfarrstelle, die er in der Zwischenzeit in Jegenstorf übernommen hatte, nieder.
- ²⁰ R. Steck und G. Tobler: Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation, 1521–1532, Bern 1923, Nr. 129. Abgekürzt ST.
- ²¹ ST, Nr. 88.
- ²² Bereits im Mai 1521 lehnte Zürich das Soldbündnis mit Frankreich ab.
- ²³ Neuerdings: Peter Prunder: Pfaffen. Ketzer. Totenfresser. Fasnachtskultur in der Reformationszeit. Die Berner Spiele von Niklaus Manuel. Zürich 1989.
- ²⁴ ST, Nr. 249.
- ²⁵ Ernst Walder: Reformation und moderner Staat. In: 450 Jahre Berner Reformation, S. 500.
- ²⁶ Rudolf Dellsperger: Die Täuferdisputation von 1538 im Rahmen der bernischen Reformationsgeschichte, Manuskript, S. 5.
- ²⁷ ST, Nr. 510; Nr. 610; Nr. 892.
- ²⁸ Christian Erni: Bernische Ämterbefragungen 1495–1521, Bern 1947.
- ²⁹ Die beiden Ämter Wangen und Aarwangen sind gemeinsam aus dem Landgericht Murgenthal hervorgegangen. In Madiswil war seit 1480 der Landvogt von Aarwangen für die niedere Gerichtsbarkeit zuständig. Die Zuständigkeit für die hohe Gerichtsbarkeit blieb aber für verschiedene Gemeinden, die 1480 zum Amt Aarwangen kamen, beim Landvogt von Wangen. (Vgl. dazu: Paul Kasser: Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, 2. Auflage 1953, S. 35.) – Die Dokumente zur Geschichte der Reformation in Madiswil lassen vermuten, dass es der Vogt von Wangen war, der sich für die kirchlichen Angelegenheiten, besonders für die Überwachung der Einhaltung des Kirchensatzes im Dorf zuständig zeigte. Vgl. besonders: ST, Nr. 1319; ST, Nr. 1293. – Von dieser Voraussetzung geht auch Wicki aus: Vgl. Hans Wicki: Geschichte der Cisterzienser Abtei St. Urban im Zeitalter der Reformation, 1500–1550. Freiburg 1945, besonders: S. 111 ff.
- ³⁰ ST, Nr. 824.
- ³¹ ST, Nr. 824.
- ³² ST, Nr. 824.
- ³³ ST, Nr. 935.
- ³⁴ ST, Nr. 882.
- ³⁵ ST, Nr. 891.
- ³⁶ Ernst Walder: Reformation und moderner Staat. In: 450 Jahre Berner Reformation, S. 518.
- ³⁷ ST, Nr. 1196.
- ³⁸ ST, Nr. 1196.
- ³⁹ ST, Nr. 1221.
- ⁴⁰ Zu Peter Cyro: Geb. 1495. Studien in Paris und Pavia. Verkehrte in Humanistenkreisen. Vermutlich Schüler Farel's. 1520 Magister artium, 1522 Stadtgerichtsschreiber von Fribourg, 1525–1561 Stadtschreiber von Bern. Organisator der Berner Disputation. Treibende Kraft bei der Entscheidung, allerdings immer im Hintergrund. Die Rolle, die er während der Berner Reformation spielte, wäre einmal gründlich zu untersuchen. Später war er auch Präsident der Disputation von Lausanne.

- ⁴¹ ST, Nr. 1416.
- ⁴² Gottfried W. Locher: Die Berner Disputation von 1528, in: 450 Jahre Berner Reformation, S. 144. – Zu Franz Kolb: Locher, Zwinglische Reformation, S. 430, Anm. 507. – Zu Berchtold Haller immer noch am ausführlichsten: RE, VII, S. 366 (Realenzyklopädie für Theologie und Kirche) Artikel von Fr. Trechsel und E. Blösch.
- ⁴³ ST, Nr. 1465, S. 594.
- ⁴⁴ Paul Kasser: Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, Langenthal 19532, S. 33.
- ⁴⁵ Günther Franz: Der deutsche Bauernkrieg. Aktenband. Darmstadt 1977 (4. Auflage). Nr. 148, S. 314/15.
- ⁴⁶ Ebd., S. 315.
- ⁴⁷ Karl H. Flatt: Die Errichtung der Bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, Bern 1969, S. 162.
- ⁴⁸ ST, Nr. 1319; ST, Nr. 1293; vgl. auch Anm. 29.
- ⁴⁹ Urbar Madiswil, Abschrift. Z. Zt. dem Staatsarchiv zur Verfügung gestellt.
- ⁵⁰ Ebd.
- ⁵¹ Ebd.. – In einem Brief vom 26. 12. 1988 hat mir der Bibliothekar des Klosters St. Blasien im Schwarzwald, Dr. J. Adamek, mitgeteilt, wie die Blasiusverehrung nach Madiswil gekommen sein könnte: «Madiswil lag im Herrschaftsgebiet der Rheinfelder ..., und diese hatten, wie bei Adelssippen üblich, einen Sippenpatron, der, wo immer die Sippe auftrat, in ihren Kirchen verehrt wurde: Es war der heilige Blasius. Auch die Reliquienübertragung nach St. Blasien im 9. Jahrhundert war vom Rheinfelder Adelsverband angeregt. So könnte Madiswil für die erste oder zweite Kirche auf Rheinfelder Gebiet Blasius als Patron erhalten haben.»
Vgl. auch: Andres Moser: Die Patrozinien der bernischen Kirchen im Mittelalter, in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 52 (1958). S. 2–47.
- ⁵² Gottlieb Kurz: Bilder aus der Madiswiler Kirchengeschichte. Langenthal 1931, S. 34.
- ⁵³ ST, Nr. 1293. Beschwerdeschrift von Luzern an Bern. Dass mit dem fraglichen «gotzhus» Madiswil gemeint sein muss, geht aus der Antwort des Berner Rates auf dieses Schreiben eindeutig hervor. Vgl. ST, Nr. 1319 «Bern an Luzern. Betr. Madiswil».
- ⁵⁴ Zusammenfassung des Streites in ST, Nr. 1391.
- ⁵⁵ Im Artikel «Pietistische Strömungen in der Dorfgeschichte von Madiswil» habe ich die Vermutung geäußert, diese Predigtstörung könnte im Zusammenhang mit täuferischen Umtrieben im Dorf gestanden haben. Vgl. Jahrbuch 1986, S. 175. Vgl. dazu auch: Max Jufer: Langenthal und die Reformation, hrsg. von der Ev.-ref. Kirchgemeinde, Langenthal 1979, S. 28, Anm. 16.
- ⁵⁶ ST, Nr. 1293.
- ⁵⁷ ST, Nr. 1318.
- ⁵⁸ Ebd.
- ⁵⁹ ST, Nr. 1321.
- ⁶⁰ ST, Nr. 1342. 60a ST, Nr. 1349.
- ⁶¹ ST, Nr. 1390/1391.
- ⁶² Ebd.
- ⁶³ Zur antikerikalen Kritik seitens von Laien und reformatorisch gesinnten Theologen, vgl. Hans-Jürgen Götz: Pfaffenhass und gross Geschrei. Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland 1517–1529. München 1987.

⁶⁴ Max Jufer: Langenthal und die Reformation. Hrsg. von der Ev.-ref. Kirchgemeinde, Langenthal 1979, S. 13.

⁶⁵ Ebd., S. 13.

⁶⁶ Gottfried W. Locher: Zwingli und die schweizerische Reformation, Göttingen 1982, S. 49.

⁶⁷ ST, Nr. 1465, S. 594.

Lohner (Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher, S. 640) weist für das Jahr 1527 drei Geistliche in Madiswil aus: Paul Zimmermann, Kilchherr; Paul Strasser, Caplan; Meinrad Wyssmann, Caplan.

Da Wyssmann im Verzeichnis der Geistlichen erscheint, die das Reformationsmandat unterzeichnet haben, ist anzunehmen, dass er der offizielle Inhaber der Pfarrstelle war. Wyssmann selber kann aber nicht der junge Pfarrer gewesen sein, den die Madiswiler in Herzogenbuchsee erkundet hatten (vgl. ST, Nr. 1391). Wyssmann war, bevor er in Madiswil wirkte, Kirchherr von Ursenbach. Im Mai 1525 fordert der Berner Rat den Abt von St. Urban auf: «Herrn Meinraden Wyssmann, kilchherrn zu Ursibach, für bevolchen haben und im den zenden von den nüwen uffbruch wie an ander ortten gelangen lassen» (ST, Nr. 653). Wyssmann wird aber auch nicht derjenige gewesen sein, den die Madiswiler als ungeschickt abgelehnt hatten: Er unterzeichnete ja die erste These in Bern und war anschliessend bis 1542 Pfarrer in Madiswil (Liste der Madiswiler Pfarrer im Beerdigungsrodel eingehaftet. Aufgezeichnet von einem Pfarrer zu Beginn des 18. Jh.). Es erstaunt allerdings, dass Wyssmann in Bern nur den ersten Artikel gutgeheissen hatte, nicht alle, wie die meisten seiner Kollegen.

Fürchtete er die Konsequenzen, die Unruhe, die der Vollzug der andern Artikel mit sich zog? War er doch der abttrue Mann, und der andere, der selbst erkundete, wirkte neben ihm auf eigene Kosten in der Gemeinde und taucht deshalb nicht in den Reformationsakten auf? Ein Strasser oder ein Zimmermann tauchen im Zusammenhang mit reformatorischen Umtrieben jedenfalls in der Aktensammlung nirgends auf. Sicher ist: Wyssmann war der erste reformierte Pfarrer in Madiswil und identifizierte sich mit dem wichtigsten Artikel der 10 Thesen, der ersten These. Mehr über die einzelnen Pfarrherren dürften erst detailliertere Quellenforschungen erbringen, die geplant, jedoch noch nicht durchgeführt sind.

⁶⁸ ST, Nr. 1465, S. 593.

⁶⁹ ST, Nr. 1465, S. 596. – Zu Goppel vgl.: Hansrudolf Lavater: Johannes Goppel: Prädikant zu Rohrbach und Zofingen 1527–1548, OJB 1978, S. 149.

⁷⁰ ST, Nr. 1465, S. 596.

⁷¹ ST, Nr. 1465, S. 593.

⁷² Vgl. Gottfried W. Locher: Die Berner Disputation von 1528. In: 450 Jahre Berner Reformation, Bern 1980, S. 138 ff.

⁷³ Ebd., S. 154/ 155 – Faksimiledruck.

⁷⁴ ST, Nr. 1494.

⁷⁵ Zum Verlauf der Disputation: Gottfried W. Locher: Die Berner Disputation von 1528. In: 450 Jahre Berner Reformation, Bern 1980, S. 138 ff. – D. L. Hendricks: The Bern Disputation. Some Observations. In: Zwingliana: 78/2, S. 565. – Karl Lindt: Der theologische Gehalt der Berner Disputation, Bern 1928.

⁷⁶ Gottfried W. Locher: Die Berner Disputation von 1528. In: 450 Jahre Berner Reformation, S. 142, ST, Nr. 1495, S. 620.

- ⁷⁷ In den bernischen Pfarrhäusern findet sich die 1701 in der hochobrigkeitlichen Druckerei Andreas Hügenet herausgebrachte Fassung.
- ⁷⁸ ST, Nr. 1465, S. 594.
- ⁷⁹ Gottfried W. Locher: Von der Standhaftigkeit. Zwinglis Schlusspredigt an der Berner Disputation. In: Gedenkschrift Kurt Guggisberg, Bern 1973.
- ⁸⁰ ST, Nr. 1504.
- ⁸¹ ST, Nr. 1543.
- ⁸² Ebd., S. 629.
- ⁸³ S.o., S. 246f.
- ⁸⁴ S. o., S. 235.
- ⁸⁵ ST, Nr. 1527.
- ⁸⁶ Ebd.
- ⁸⁷ ST, Nr. 1534.
- ⁸⁸ ST, Nr. 1558.
- ⁸⁹ Befindet sich im Besitze von Fritz Ledermann-Zulauf, Längernmoos, Madiswil.
- ⁹⁰ HBLS (Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. Band IV, S. 529. – Sebastian von Stein zog 1527 aus Protest gegenüber dem reformatorischen Kurs des Berner Rates nach Fribourg.
- ⁹¹ Urbar Madiswil (Abschrift). Z. Zt. in den Händen der Verfasser einer Schrift über die Ausgrabungen in der Madiswiler Kirche vom Juli 1987 bis Februar 1988.
- ⁹² Adolf Fluri: Das Berner Taufbüchlein von 1528. Nach dem einzig erhaltenen Exemplar der Berner Stadtbibliothek, herausgegeben von Dr. Ad. Fluri, Bern 1904.
- ⁹³ Hans Wicki: Geschichte der Zisterzienserabtei St. Urban im Zeitalter der Reformation, Freiburg 1945, S. 106.
- ⁹⁴ Peter Blickte: Gemeindereformation. Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil. München 1985.

GREGOR BIENCKHER AUS ATTISWIL

Ein Solothurner Steinmetz des frühen 17. Jahrhunderts

MARKUS HOCHSTRASSER

Vorwort

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts lebte in der Stadt Solothurn ein Steinmetz namens Gregorius Bienckher. Sein vielfältiges Wirken lässt sich recht detailliert zurückverfolgen. Möglich ist das dank der grossen Anzahl archivalischer Quellen, die uns aus dieser Zeit erhalten sind: Eintragungen in den Solothurner Ratsmanualen², in den Seckelmeisterrechnungen¹ und schliesslich in der Chronik des Klosters Nominis Jesu.³ Glücklicherweise sind auch einige Werke, es sind bezeichnenderweise die kunsthistorisch wichtigsten, erhalten geblieben. 1952 hat der damalige wissenschaftliche Mitarbeiter des Kunstdenkmälerinventarisators Gottlieb Loertscher, Hans Roth, in der Dezembernummer der «Jurablätter» einen Beitrag zu Bienckhers Schaffen veröffentlicht.⁴ Seither sind weitere Akten gesichtet und verarbeitet worden; die Erkenntnisse welche daraus resultierten, fanden vorerst in einem Vortrag Verwendung.⁵ Mit der vorliegenden Arbeit wird nun das bei diesem Anlass abgegebene Versprechen eingelöst, die Ergebnisse der jüngeren Nachforschungen in einer Gesamtschau zu publizieren und damit den Interessenten zugänglich zu machen. Der Familiengeschichte der Bienckhers hat Max Banzholzer nachgespürt. Die Resultate seiner Nachforschungen in den Pfarrbüchern von Oberbipp⁶ finden sich im nachfolgenden Kapitel. Es sei ihm an dieser Stelle für seine Bemühungen herzlich gedankt, ebenso dem Solothurner Staatsarchivar Othmar Noser und seinen Mitarbeitern, vor allem Jiri Osecky, die mitunter durch Hinweise, Erklärungen und bei der Umschrift der Quellenauszüge hilfsbereit Beistand leisteten.

Zur Familiengeschichte der Bienckher aus Attiswil (siehe Stammbaum Seite 265)

Das Geschlecht Bienckher (Bienker, Bunker) ist in Attiswil seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisen. Schon 1464 wird im Einkünfterodel Bipp ein

Hensli aufgeführt, der 10 ß den. von Glasers Schupposen zu entrichten hat. 1506 figurieren im Rodel über den Loskauf der Eigenleute zu Bipp bereits drei Namensträger: Niclaus (mit Tochtermann), Fridly und Anthony. Im Urbar Bipp von 1518 treffen wir wiederum die zwei letztgenannten und einen Hans Bunker von Flumenthal; zudem ist ein Fridli in Wiedlisbach ansässig.⁷ Das Geschlecht scheint sich darauf bald bedeutend vermehrt und verzweigt zu haben.

In den Kirchenbüchern von Oberbipp begegnen uns nämlich bereits im 16. Jahrhundert eine grössere Zahl von Vertretern, doch kann ihr familiärer Zusammenhang nur teilweise erkannt werden.

Wir lassen hier die ersten Angehörigen folgen:

Im *Totenrodel*:

1542 Margret
1545 Agnes, Gattin Christians
1546 Margret, Gattin des Johannes
1546 Christen
1550 Appollonia, Gattin des Johannes
1562 Heini
1564 Benedicta, Tochter Heinrichs
1564 Margret, Tochter des Johannes
1564 Durs, Sohn des Johannes
1568 Bendichts Sohn

Im *Eberodel*:

1542 Johannes ∞ Anna Anderes von Winau
1546 Christian ∞ Anna Lifer
1547 Gorius ∞ Anna Sigrist von Oberbipp
1548 Johannes ∞ Elsi Murer von Oberbuchsiten
1551 Durs ∞ Verena Adam von Aarwangen
1558 Christian ∞ Freni Müller von Attiswil
1577 Johannes ∞ Margareta Affolter von Deitingen

Aus dem *Taufrodel* lassen sich folgende erste Familien rekonstruieren:

1. Gorius I
Kinder: 1562 Magdalena, 1564 Urs, 1565 Anna, 1570 Katharina
2. Niclaus, Ehe mit Ursula Trachsel
Kinder: 1580 Catharina, 1583 Barbara
3. Hannes, 1577 Ehe mit Elsbeth?
Kinder: 1581 Barbara, 1583 Hans, 1586 N., 1589 Christen, 1592 Cathrina, 1594 Hans Heinrich
4. Hans, 1580 Ehe mit Elsa Freuuff von Herbetswil
Kind: 1579 Anna

5. Christen, 1581 Ehe mit Ursula von Burg von Balsthal
Kinder: 1581 Catharina, 1583 Hans
6. Niclaus, 1584 Ehe mit Anna Rhat von Niederbipp
Kinder: 1585 Hans, 1588 Niclaus, 1590 Verena, 1592 Durs
7. Niclaus, 1586 Ehe mit Elsbeth Houwenstein von Attiswil
Kinder: 1588 Durs, 1589 Christen, 1590 Christin, 1592 Barbara, 1594 Verena
8. Christian, Ehe mit Verena (1579: Müller)
Kinder: 1579 Margareth, 1583 Hans, 1587 Gorius.

Der letztgenannte Eintrag betrifft unseren Gregor. Er lautet: «Christen Beuncker von Attiswyl und siner Husfrouwen Verena / han ich uff den 1. tag Jenners ein kindt toufft, heist Gorius / Zügen: Gorius Haas, Hans Steiner, nit angän.» Leider ist die Eheschliessung nicht eingetragen, denn die schon am 20. März 1558 geschlossene Ehe eines Christian Bunker und einer Freni Müller kann aus zeitlichen Gründen doch nicht in Frage kommen.

In den Solothurner Staatsakten erscheint 1561 ein Niklaus Büncker. Er war Wirt in Attiswil und kam in den Genuss einer Fensterspende⁸ durch den Solothurner Rat, wahrscheinlich im Zusammenhang mit einem Neubau seines dortigen Wirtshauses. Unser Gregor dürfte indessen identisch sein mit dem am 1. Januar 1587 getauften jüngsten Kind des Christian und der Verena Bünckher(-Müller?). In den 1580er Jahren ist in Attiswil weiter ein Ehepaar Christian und Ursula Bünckher-von Burg⁹ fassbar, gleichzeitig lebten hier mindestens zwei Familien Hans Bünckher und zwei Familien Niklaus Bünckher, von denen einer als Wirt bezeugt ist. Heute leben die Nachfahren dieses einst weit verzweigten Geschlechts nicht mehr in der Heimatgemeinde Attiswil, sondern unter dem Namen Bunker im fernen Wien.

Zur Herkunft des Familiennamens Bienckber

Natürlich stellt sich die Frage, woher der merkwürdige Familienname der Bienckher abgeleitet ist. Konsultiert man diesbezüglich die Solothurner Chronik Franz Haffners von 1666, die zwar nicht immer zuverlässige, oft aber aufschlussreiche Hinweise enthält, so fällt dort in der Beschreibung der Dörfer des oberen Amtes, auf Seite 366 des zweiten Bandes folgende Notiz auf: «Oensingen und Biencken vor disem verschiden/anjetzo zusammen gestossen sehr weitläuffig/gross mit einem schön erbawten Obrigkeitlichen Korn- und anderen Wohnhäusern ...» Biencken wäre also demnach ein einstmals selbständiges Dorf, das im Verlauf der Zeit mit Oensingen zusammenwuchs und dann in dieses inkorporiert wurde. So liegt dann die Vermutung

rasch auf der Hand, dass die Familie Bienckher ursprünglich von Biencken her stammte und von daher ihren Namen hat. Das ist nicht unwahrscheinlich, denn es gibt auch andere Familiennamen, die einen ähnlichen Ursprung haben, wie etwa die von Arx, von Gunten, von Flüe, von Burg und andere.

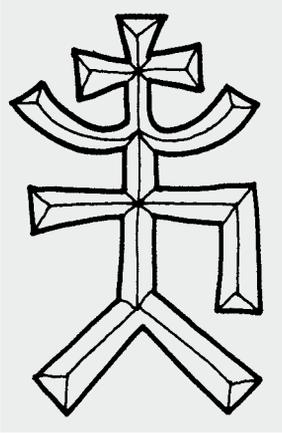
Die Bienckher in Solothurn

1. Hans der Maurerknecht

Im Jahre 1600 taucht erstmals ein Hans Bienckher in Solothurn auf, er war Maurerknecht. Im Ratsmanual dieses Jahres wird er mehrfach erwähnt¹⁰, er hatte Lohnforderungen gegenüber seinem Meister, Hans Schaffner, durchzusetzen. Auch in den Jahren 1601¹¹ und 1609¹² begegnen wir seinem Namen in den Ratsmanualen. Offenbar war Hans von etwas schwierigem Charakter, jedenfalls verwickelte er sich in verschiedenste Zwiste und Streitereien, was schliesslich den Rat der Stadt Solothurn 1611 dazu veranlasste, ihn samt seiner Frau nach Attiswil auszuweisen.¹³ Ob es sich bei diesem Hans um den gleichnamigen Bruder Gregors handelte, liess sich nicht feststellen.

2. Gregor der Maurer und Bildbauer

1613, nur zwei Jahre nach der Ausweisung von Hans, wird «... Gregorius Büenckher der Murer so sich mit Steffen Gutten seligem verlassenen Wittfrouwen verehelichet ...» als Hintersäss in der Stadt aufgenommen.¹⁴ In den beiden darauf folgenden Jahren wird Gregor nicht mehr aktenkundig. Möglicherweise war er in dieser Zeit bei einem fremden Meister angestellt. Die erste selbständige Arbeit übernahm er 1615. Am 6. August dieses Jahres schloss er jedenfalls das Verding zum Bau des Klosters Nominis Jesu ab, zu dem am 10. Dezember der Grundstein gelegt wurde.¹⁵ Im folgenden Jahr, am 17. August 1616, bewarb er sich ums Bürgerrecht der Stadt Solothurn¹⁶, das man ihm in Aussicht stellte, nachdem er sich am 24. Mai 1617¹⁷ «... in Harnist undt Gewehr mit sambt dem Eymer ...»¹⁸ vorgestellt hatte. 1623 erwarb er ein Sesshaus an der Barfüssergasse¹⁹, so dass man annehmen darf, er sei spätestens in diesem Zeitpunkt als vollberechtigter Bürger aufgenommen worden.



1 Das Steinmetzzeichen von Gregor Bienckher, 1:1 Pause ab dem Schluss-Stein am Chorgewölbe der Klosterkirche zu Nominis Jesu.

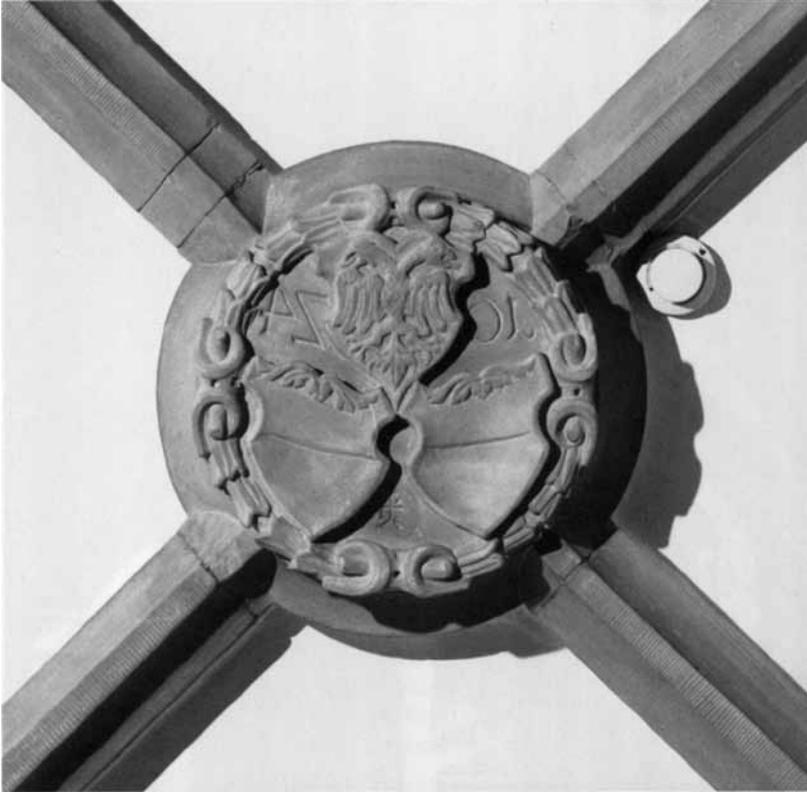
*Zur Wesensart von Gregor Bienckher,
Versuch einer Charakteranalyse*

Zur Wesensart Bienckhers findet man in den zeitgenössischen schriftlichen Quellen einige recht aussagekräftige Hinweise persönlicher Art. So ist etwa in der Chronik des Klosters Nominis Jesu vermerkt, dass er 1616 «... selbst zwanzigst den ganzen Sommer ganz glücklich und mit grossem Fleiss und Lob ...» an der Klostermauer gearbeitet habe. Als er sich im gleichen Jahr, ums Stadtbürgerrecht bewarb, notierte der Stadtschreiber im Ratsprotokoll, dass er ein seines Handwerks wohlrechtsamer Meister sei, der sich in den letzten Jahren wohl gehalten habe.²⁰ Bienckher war aber dennoch kein biederer Bürger, der sich vorbehaltlos allem und jedem unterordnete. So wurde er etwa 1618 vom Rat gebüsst, weil dieser sich in einen privaten Zwist hatte einschalten müssen.²¹ Nach einem Schulterchluss mit seinem Berufskollegen Urs Altermatt mussten sich die beiden für ihre Rechte um eine Steingrube wehren, die ihnen ein gewisser Beatus Wyngarten streitig machen wollte.²² Die gnädigen Herren versuchten in solchen Situationen meist zu schlichten, oder aber sie entschieden zugunsten Bienckhers, dessen Qualitäten sie offenbar erkannt hatten und auf den sie wohl in gewissem

Sinne auch angewiesen waren. So wird denn auch verständlich, warum die Stadtväter 1628 Bienckher und seinem Kompagnon Urs Altermatt «Thuech in Ihrer Gnaden Färb zu einem Mantel ...»²³ vergabten. Diese Geste kam einer wohlwollenden und anerkennenden Auszeichnung gleich. Überblickt man die verschiedenartigen Arbeiten, mit denen Bienckher betraut war, so fällt das breite Spektrum seines Könnens auf. Es reicht von einfachen Maurerarbeiten bis zu künstlerisch anspruchsvollen Werken. Bienckher war im besten Sinne das, was man sich auch heute noch bei Bau- und Renovationsarbeiten oft nur wünschen kann: ein geschickter und künstlerisch begabter Handwerker mit Pfiff.

Werke und Wirken

Unmittelbar nach seiner Einbürgerung wurde Bienckher durch die Stadtväter mit einer grösseren Anzahl von Arbeiten betraut. Die Hauptarbeit blieb zwar vorläufig der Bau des *Klosters Nominis Jesu*, wo nach etwas mehr als zweijähriger Bauzeit die Konventbauten und grosse Teile der Umfassungsmauern fertiggestellt waren. Im Mai 1618 begannen die Fundierungsarbeiten zur Kirche²⁴ (Abb. 1). Einen zweiten grösseren Bauauftrag brachte die Vergebung von Arbeiten beim Neubau des Beinhauses am Münster durch das St. Ursenstift.²⁵ Im selben Jahr wurde Bienckher auch für kleinere Arbeiten an der Gartenmauer beim Ambassadorshof und für das Herstellen und Errichten von Abteilstöcken an der Gold- und Kirchgasse bezahlt. Mit ähnlichen Arbeiten befasste er sich auch in den kommenden Jahren. So erstellte er im Rahmen der Sanierung des städtischen Frischwassernetzes weitere Abteilstöcke und er reparierte, wohl im selben Zusammenhang, den Fischbrunnen. Daneben hat er aber auch Kamine errichtet, Feuerstellen eingerichtet, Gewölbe gelegt, Wehrsteine und Brunnenstöcke versetzt oder Estrichböden mit Tonplatten belegt. Noch während die Bauarbeiten an der Klosterkirche zu Nominis Jesus liefen, wurde Bienckher im Juni 1618 in die Stadt gerufen. Hier war bei Bauarbeiten am *Ambassadorshof* ein Teil der Wehrmauer eingestürzt, die es so rasch als möglich wieder aufzurichten galt. Bienckher wurde als Oberbauleiter eingesetzt, «... als der Fürnembste», wie in der Klosterchronik zu lesen steht. Er arbeitete an der Stadtmauer mit zehn eigenen Knechten, dazu unterstanden ihm drei Maurermeister mit je zehn Mann²⁶, so dass sich ein stolzer Trupp von mehr als vierzig Mann ergab.



2 Rathaus Solothurn: Schluss-Stein am Gewölbe über dem ehemaligen Archiv im 1. Obergeschoss des Archivturms, 1624 datiert. Berner Sandstein. Der Schluss-Stein, der mit dem Steinmetzzeichen Bienckhers (zwischen den beiden Solothurner Standeswappen) signiert ist, trägt tatsächlich eine spiegelbildlich gehauene Jahrzahl.

Gegen Ende des Jahres 1620, nach gut zwei Jahren Bauzeit, konnte er Chor und Schiff der Namen-Jesu-Klosterkirche einwölben²⁷, am Schluss-Stein des Chorgewölbes hat er sich erstmals bescheiden und unauffällig an versteckter, kaum einsehbarer Stelle mit seinem Steinmetzzeichen verewigt (Abb. 2/3). Für grössere Flickarbeiten an der Stadtmauer beim Gurzelntor legte er 1621 eigens eine Kalkgrube an.²⁸

1622 kam Bienckher zu einem bedeutenden Auftrag, der auch seine gestalterischen Fähigkeiten herausfordern sollte. Hatten die bisherigen Ar-



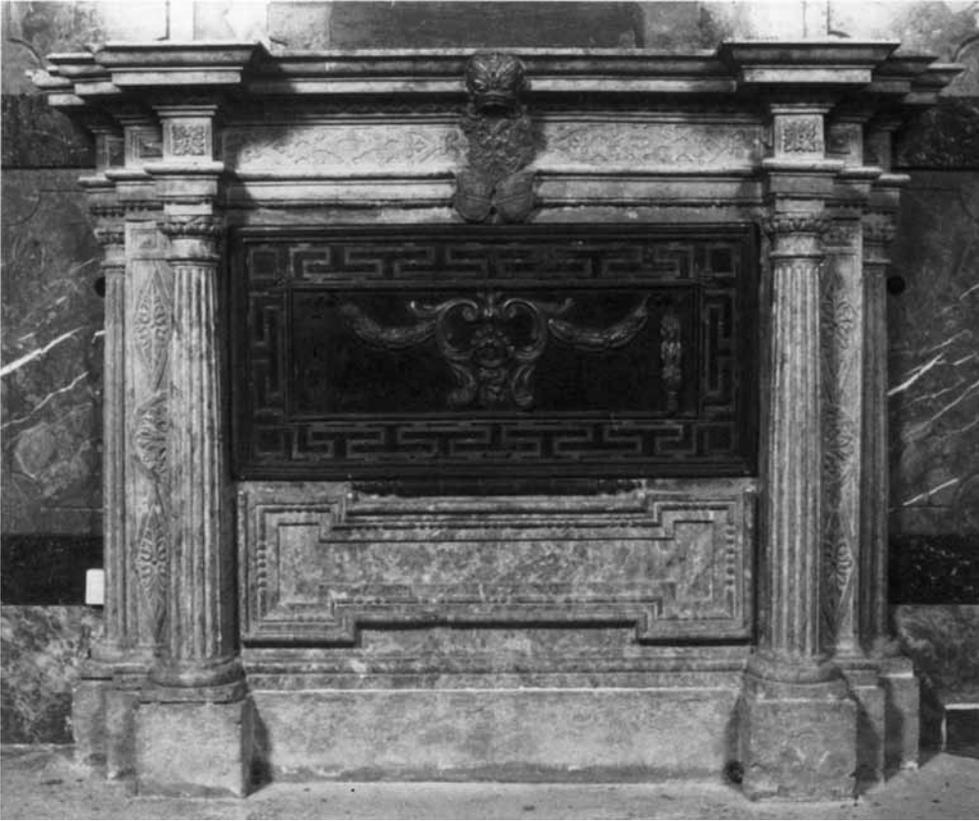
3 Rathaus Solothurn: Überwölbte Halle im Erdgeschoss des Archivturms von 1623/24. Interessant ist die eigenartige Mischung aus Stilelementen der Spätgotik, der Renaissance und des beginnenden Barocks. Foto Ernst Räss, Solothurn, 1963.



4 Solothurn, Bieltor
(früheres «Gurzelntor»),
St. Ursen-Standbild von
1623 auf der Westseite
über dem Durchfahrtstor.
Auf der Kragkonsole
Jahrzahl und Steinmetz-
zeichen Bienckhers.
Foto Victor Fluri,
Solothurn, 1989.

beiten vor allem organisatorisches und handwerkliches Geschick gefordert, so war nun auch künstlerisches Können gefordert. Es ging um die Errichtung des Archivturms am *Rathaus* (südlicher Seitenturm an der Rathaus-Ostfront), wo Bienckher die Rolle des Baumeisters zufiel. Er schuf mit seinen Knechten alle Steinhauer- und Maurerarbeiten, so nachweislich alle Formenteile wie Gesimse²⁹, Gewölberippen und Schluss-Steine³⁰ und die steinernen Pyramidenaufsätze am Dachfuss.³¹ Neben dem zur Hauptsache verwendeten einheimischen Kalkstein benützte er für einige feinere Arbeiten, wie etwa für Gewölberippen und Schluss-Steine den weicheren Berner Sandstein (Abb. 4, 5, 6, 7). Gleichzeitig mit dem Bau des Archivturms liefen die Arbeiten an der Stadtmauer beim Gurzelntor.³² Zum Abschluss dieser strategisch wichtigen Instandstellungsarbeit wurde das alte, mehrfach geflickte Standbild des Stadtpatrons St. Urs über dem Toreingang durch eine neue Statue ersetzt. Sie stammt aus der Hand Bienckhers und trägt auf der Standkonsole unter der Jahrzahl 1623 auch sein Steinmetzzeichen (Abb. 8).³³

Längst war man auf Bienckher aufmerksam geworden, der ja an fast allen bedeutenden Bauaufträgen seiner Zeit beteiligt war. Es verwundert deshalb nicht, dass das St. Ursenstift ihn 1623 mit der besonders ehrenvollen Arbeit betraute, ein neues Behältnis am *Hochaltar* des Münsters zu schaffen, in dem der Reliquienschrein der Stadtpatrone seine Aufbewahrung fand.³⁴ Auch dieses Werk ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Es wurde beim Abbruch des alten Münsters 1763 sorgfältig ausgebaut und danach auf der Rückseite des neuen hochbarocken Altars wieder in seiner angestammten Funktion eingesetzt. Die feinen Beschlägwerk-muster an der Umrahmung haben viele Gemeinsamkeiten mit den Dekorationen am Archivturm des Rathauses und lassen auf eine geschickte Könnerhand schliessen (Abb. 9, 10). Ebenfalls 1623 liessen die Stadtväter von Bienckher einen neuen *Brunnen* im Rathausgarten erstellen³⁵, es dürfte sich jedoch kaum um jenen Muschelbrunnen handeln, der heute auf der Südseite des Rathauses in die Wand eingelassen steht, sondern um ein heute verschollenes Werk, über dessen Aussehen wir nichts wissen. In den darauf folgenden Jahren wurde er noch mit zahlreichen verschiedenartigen Arbeiten betraut. 1625 wirkte er nochmals längere Zeit im St. Ursenmünster, 1626 an einer Stützmauer beim Spital und an einer grösseren Kirchenmauer (wohl zu St. Ursen). 1627 war er zur Hauptsache im Franziskanerkloster beschäftigt, das damals eine teilweise Erneuerung erfuhr.



5 Solothurn, St. Ursenkirche, Hochaltar. Das auf der Rückseite (Ostseite) eingelassene Behältnis für die St. Ursenreliquien, das Bienckher 1623 schuf. Polierter Solothurner Kalkstein, Gesamtansicht. Foto Hansruedi Riesen, Solothurn, 1988.

Schliesslich arbeitete er an der Errichtung einer Kasematte in der Vorstadt.³⁶ Mit seinem Kompagnon Urs Altermatt nahm er 1628 eine grössere Arbeit an der Emmenbrücke in Angriff, wo es um die Errichtung steinerner Joche ging. Unvorhergesehene Schwierigkeiten (wohl mit dem Baugrund) veranlassten die beiden, beim Rat vorstellig zu werden, wo sie Mehrkosten ausweisen konnten. Der Rat liess sich schliesslich überzeugen und bewilligte einen Kostenzuschuss.³⁷

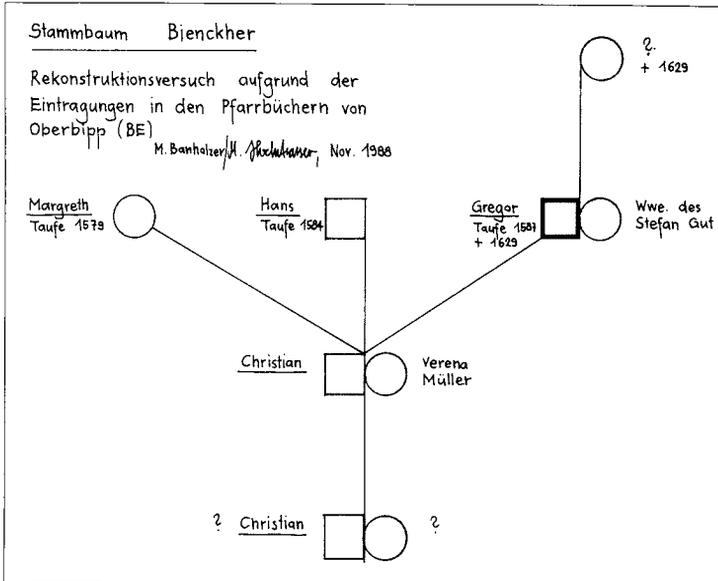
Das Ende

1629 wurden Gebiete des heutigen Kantons Solothurn, darunter auch die Stadt selbst, durch eine Pestepidemie heimgesucht. Die Infektionskrankheit, die sich durch ähnliche Symptome bemerkbar machte wie unsere neue Zivilisationskrankheit AIDS, fand auch in der Familie Bienckher seine Opfer. Anfangs Dezember starb ein Töchterchen; die Familie hätte nun unter Quarantäne gestellt werden müssen. Ein letztes Mal kam Gregor Bienckher in den Genuss einer Sonderbehandlung durch die Stadtväter, die ihm bewilligten: «... morgens am Tag in die Steingruben sich zu begeben, undt obents wieder nach Huss ...». ³⁸ Zwei «Wochen später, am 15. Dezember 1629, starb auch unser Meister an der schrecklichen Krankheit. ³⁹ Mit ihm erlosch der Solothurner Zweig der Bienckher.

Urs und Niklaus Altermatt, Maurer und Werkmeister

Mit Gregor Bienckher verlor Solothurn einen begabten Bildhauer und Maurermeister gleichzeitig. Ein Bildhauer liess sich erst vier Jahre später, 1633, wieder in der Stadt nieder. ⁴⁰ Die Tradition der einheimischen Maurer- und Werkmeister wurde aber ohne Unterbruch weitergeführt, was wohl nicht zuletzt mit der Lage der Steinbrüche in unmittelbarer Nähe der Stadt zusammenhängt. So lebte Urs Altermatt, der gelegentliche Kompagnon Bienckhers, nachweislich noch bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in Solothurn. Er arbeitete in der Folge mehrfach mit einem Namensvetter namens Niklaus zusammen. Die Beiden, sie waren möglicherweise Brüder, errichteten 1634/37 ein nicht näher zu ortendes Bollwerk in der Vorstadt ⁴¹ und waren gleichzeitig massgeblich an der Erweiterung der Kapuzinerkirche beteiligt. ⁴² In den Akten, die das belegen, ist häufig von Zahlungen an die «Altermatten» die Rede.

Urs Altermatt hatte das Solothurner Bürgerrecht 1610 erworben. ⁴³ Neben den bereits erwähnten Arbeiten, die er zusammen mit Bienckher oder mit Niklaus Altermatt ausführte, war er 1613 an den Verhandlungen zum Bau neuer Brückenjoche in Olten beteiligt. ⁴⁴ 1617 erhielt er das Verding zum Bau einer Pfarrscheune in Balsthal ⁴⁵, 1622 erarbeitete er einen Kostenvoranschlag zum Bau eines Korn- und Waaghauses in Dornachbrugg, zu dem ihm schliesslich auch die Maurerarbeiten zugesprochen wurden. ⁴⁶ 1624 ar-



beitete er in Solothurn an der neuen Treppe zur Propstei.⁴⁷ Mit der Wahl zum Grossrat machte er auch politisch Karriere; seine handwerkliche Begabung wurde durch die Ernennung zum Deckmeister belohnt. Er starb 1647.⁴⁸

Niklaus Altermatt hatte das Bürgerrecht 1625 erworben.⁴⁹ Aus seiner Hand stammen in Solothurn einige nicht unbedeutende Werke. So errichtete er 1632/33 den «Schneggen» am Rathaus, zu dem er auch das Wappenrelief über dem Eingangsportal schuf.⁵⁰ Zu Beginn der 1640er Jahre erbaute er die Privatkapelle des Schultheissen Johann von Roll zu Kreuzen. Eine gelegentliche Zusammenarbeit mit dem Bildhauer Hans Heinrich Scharpf scheint nachweisbar.⁵¹

Hans Heinrich Scharpf, Bildhauer

Als Bildhauer darf Scharpf als Nachfolger Bienckhers betrachtet werden. Er erhielt 1633 eine Aufenthaltsbewilligung und wohnte nachweislich bis 1651 (mit Unterbrüchen) in einem Mietshaus in Solothurn. Sein Wirken ist bereits von Erika Erni treffend zusammengestellt worden, es sei hier auf diese Publikation verwiesen.⁵²

Werkliste chronologisch, mit Quellenhinweis

Datum	Arbeit	Quelle		
		1 SMR	2 RM	3 CKNJ
<i>1615</i>				
6. VIII.	Verding zum Bau des Klosters Nominis Jesu			×
10. XII.	Grundsteinlegung zum Bau des Klosters Nominis Jesu			×
<i>1616</i>				
18. IV. bis 20. X.	Bau der Klostermauer zu Nominis Jesu			×
<i>1618</i>	Beinhaus zu St. Ursen	×		
I./II.	Gartenmauer Ambassadorshof	×		
VII.	Abteilstock beim Haus Kallenberg	×		
10. VIII.	Abteilstock an der Goldgasse	×		
9. XI.	Abteilstock an das Land	×		
8. V.	Grundsteinlegung zum Bau der Klosterkirche Nominis Jesu	×		×
ab 15 .V. bis XI.	Wiederaufbau der Wehrmauer beim Ambassadorshof dem Brunnenmeister geholfen	×	×	
<i>1619</i>		×		
23. I.	Abteilstock an der Hintern Gasse Kamin im Haus Gotthard Zwei Steine für das Wassertor Ambassadorshof Fischbrunnen (Renovation der Säule, neue Mundstücke)	×	×	
4. XI.	Beendigung der Kirchenmauern zu Nominis Jesu			×
9. XI.	Verding zu einem Neubau am Ambassadors- hof	×		
<i>1620</i>				
10. I.	Abtritt im Spital	×		
<i>266</i>				

Datum	Arbeit	Quelle		
		1 SMR	2 RM	3 CKNJ
3. III.	Ambassadorenhof	×		
	Abteilstock hinter dem St. Urbanhof	×		
28. VIII.	Kapuziner-Klosterkirche	×		
20. VIII.				
bis XI.	Klosterkirche Nominis Jesu eingewölbt			×
	Ziegelhof	×		
	Mauer beim Kapuzinerkloster	×		
6. XI.	Gewölbe beim Eichtor	×		
20. XI.	Wehrsteine in die Strasse beim Sommerhaus			
	Vigier	×		
4. XII.	Brunnenstock ausserhalb des Wassertors	×		
<i>1621</i>				
15. II.	Rathausbrunnen	×		
9. IV.	Estrichbelag im Ambassadorenhof	×		
4. VI.	Weitere Abteilstöcke	×		
11. VI.	Kalkgrube beim Gurzelntor	×		
27. VIII.	Abteilstock beim Fröschenweiher	×		
23. X.	Stadtmauer beim Gurzelntor	×	×	
5. XL	Mauer beim Werkhof	×		
24. XII.	Feuerstelle im Ambassadorenhof	×		
<i>1622</i>				
12. I.	Rathaus, Archivturm		×	
21. I.	Treppe am Graben, bei Jungrat H. Walliers Haus	×		
4. III.	Abteilung zum Fischbrunnen	×		
18. und				
25. III.	Weitere Abteilstöcke	×		
20. V.	Rathaus, Archivturm	×		
24. VI.	Abteilung bei der Spitalscheune	×		
12. VIII.	Kapuzinerkloster	×		
XI.	Grabstein im Kapuzinerkloster	×		
XII.	Stadtmauer beim Gurzelntor (mit Urs Altermatt)	×		

Datum	Arbeit	Quelle		
		1 SMR	2 RM	3 CKNJ
<i>1623</i>				
22. II.	Augenschein Kirche Grenchen		×	
20. IV.	Platte über den Barfüsserbach	×		
23. VI.	Ofenfuss im Kapuzinerkloster	×		
VIII.	Abteilung an der Schmiedengasse	×		
2. IX.	Brunnen im Rathausgarten	×		
8. IX.	Rathaus (Archivturm?)	×		
27. X.	St. Ursenstatue am Gurzelntor	×		
4. XI.	Abteilstock	×		
16. XI.	Verding Choraltar zu St. Ursen	×		
	Wappen am Gurzelntor erneuert (geflickt)	×		
	Veränderungen am «Salvator» vor der Kirchentür zu St. Ursen	×		
<i>1624</i>				
	Rathaus, Archivturm	×		
3. V.	Pyramiden auf das Dachgesims des Rathaus-Archivturms			×
14. VI.	Augenschein bei der Stephanskirche	×		
6. IX.	Mauer und Joch beim Spital			×
	Mauerstück beim Katzensteg	×		
<i>1625</i>	St. Ursen, Hochaltar, Nebenportal	×		
<i>1626</i>				
7. XI.	Joch beim Spital			×
	Kirchenmauer zu Franziskanern			×
<i>1627</i>				
	Brunnenstock im Franziskanerkloster	×		
	Kirchenmauer zu Franziskanern	×		
	Verding Kasematte in der Vorstadt	×		
<i>1628</i>				
	Platten beim Spitalbrunnen	×		
	Wehrsteine beim Goldbach	×		
	Öltrog	×		
24. V.	Joche bei der Emmenbrücke (mit Urs Altermatt)			×

Anmerkungen

- ¹ Dabei handelt es sich um das Journal des Seckelmeisters, in dem sämtliche Einnahmen und Ausgaben eines Amtsjahres aufgelistet sind. Ausgaben für Bauarbeiten sind unter der Rubrik «Merckliche Stucke» zu finden. – Bei nachfolgenden Quellenhinweisen werden sie mit SMR (für Seckelmeisterrechnung) abgekürzt. Die drei Zahlen dahinter bedeuten: Amtsjahr/Seitenzahl/Datum der Auszahlung.
- ² Protokolle zu den Ratssitzungen. Sie sind nachfolgend bei Quellenhinweisen mit RM abgekürzt. Die drei Zahlen dahinter bedeuten: Bandnummer/Jahr/Seitenzahl.
- ³ Chronik des Klosters Namen Jesu, verf. v. Visitor des Klosters, Gregor Pfau, Domherr am St. Ursenstift, Solothurn. Bei nachfolgenden Quellenhinweisen wird sie mit CKNJ abgekürzt.
- ⁴ «Jurablatt» Heft 12/1952, Hans Roth: «Gregorius Bienckher, der Schöpfer der St. Ursenstatue am Bieltor».
- ⁵ Vortrag des Autors vom 25. Oktober 1985 vor dem Historischen Verein des Kantons Solothurn und dem Verein der Freunde des Solothurner Steins.
- ⁶ Attiswil BE, der Heimatort der Familie Bienckher, war seit jeher nach dem benachbarten Oberbipp BE pfarrgenössig.
- ⁷ Vgl. Morgenthaler H., Beiträge zur Geschichte der Herrschaft. Bipp, Bern 1928, S. 141 f., 174. – Flatt K. H., Die Bevölkerung des Bipperamtes, OJB 1961, S. 167 f., 177.
- ⁸ SMR 1561/192. Die Fensterspende taucht in den RM und SMR im 16. und 17. Jahrhundert häufig auf. Es handelt sich dabei um eine Art Subvention an die Ersteller von Neubauten, die der Rat vergab. Für Solothurn ist noch nicht erforscht, in welcher Form diese Spende erfolgte. Es könnte sich sowohl um ein verglastes Fenster, ein steinernes Gewände oder um eine Wappenscheibe handeln, vielleicht auch je nach Bauherr um das eine oder andere.
- ⁹ Ehe 1581, Kindertaufen 1581, 1583.
- ¹⁰ RM 104/1600/46, 71, 88.
- ¹¹ RM 105/1601/331, 353.
- ¹² RM 113/1609/55.
- ¹³ RM 115/1611/13. Seine Frau war eine Tochter von Kaspar Sixt.
- ¹⁴ RM 117/1613/317, M. August 1613.
- ¹⁵ CKNJ.
- ¹⁶ RM 120/1616/333, 17. August 1616.
- ¹⁷ RM 121/1617/275, 24. Mai 1617.
- ¹⁸ Zitat aus dem oben erwähnten RM. Bienckher bekundete damit die verlangte Verteidigungs- und Wehrbereitschaft.
- ¹⁹ Gerichtsprotokolle 1617–1628, Seite 234.
- ²⁰ Identisch mit einem tadellosen Leumundszeugnis.
- ²¹ RM 122/1618/674, 23. November 1618. RM 122/1618/688, 28. November 1618.
- ²² RM 124/1620/81, 12. Februar 1620.
- ²³ RM 132/1628/615, 27. September 1628.
- ²⁴ CKNJ, 8. Mai 1618.
- ²⁵ SMR 1618.
- ²⁶ CKNJ, 15. Juni 1618 und SMR 1619, November 1618.

- ²⁷ CKNJ, August bis November.
- ²⁸ SMR 11. Juni 1621.
- ²⁹ RM 126/1622/15, 12. Januar 1622 und 350, 30. Mai 1622.
- ³⁰ SMR 1624, 23. August, der Schlussstein über dem 1. OG trägt die Jahrzahl 1624.
- ³¹ RM 128/1624/350, 3. Mai 1624.
- ³² Das Gurzelntor ist das heutige Bieltor. Siehe dazu: RM 125/1621/616, 13. Oktober 1621, RM 126/1622/783, 1. Dezember 1622 und SMR 1622 und 1623.
- ³³ SMR 1623, 27. Oktober. Das Original-Standbild befindet sich im Steinmuseum zu Kreuzen. Am alten Standort über dem westlichen Torbogen des Bieltors steht seit 1952 eine Kopie in Solothurnerstein von Hermann Walter.
- ³⁴ SMR 1624, 12. Oktober.
- ³⁵ SMR 1623, 2. September.
- ³⁶ SMR 1627.
- ³⁷ RM 132/1628/351, 24. Mai.
- ³⁸ RM 133/1629/369, 4. Dezember.
- ³⁹ Solothurner Pfarrbücher, Totenregister, 15. Dezember 1629; siehe auch: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte, 57. Band 1984, S. 5–194.
- ⁴⁰ Es war Hans Heinrich Scharpf aus Rheinfelden, siehe RM 137/1633/436, 19. Aug. 1633.
- ⁴¹ RM 138/1634/488, 23. September 1634, RM 141/1637/129.
- ⁴² RM 141/1637/129.
- ⁴³ RM 114/1610/255, 9. August 1610 und 358, 13. Oktober 1610.
- ⁴⁴ RM 117/1613/132, 20. März 1613.
- ⁴⁵ RM 121/1617/251, 10. März 1617.
- ⁴⁶ RM 126/1622/296, 29. April 1622 und 341, 27. Mai 1622. Dorneck-Schreiben 5/ 239.
- ⁴⁷ RM 128/1624/475, 19. Juli 1624.
- ⁴⁸ RM 151/1647/937 und 941.
- ⁴⁹ RM 129/1625/606, 3. September 1625 und 641, 17. September 1625.
- ⁵⁰ RM 136/1632/44, 23. Januar 1632, 111, 1. März 1632, RM 137/1633/543, 1. Oktober 1633 und 676, 16. Dezember 1633.
- ⁵¹ Vgl. dazu: Erika Erni. Johann Peter Fröhlicher ein Solothurner Barockbildhauer in: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte, 50. Band, 1977; Besonders Seite 100–103.

Erstabdruck in Jurablätter 51, 1989, Heft 2; mit freundlicher Genehmigung von Autor und Redaktion.

ALTE TAUFZETTEL AUS DEM MUSEUM WIEDLISBACH

BERNHARD SCHÄR

Bis ins 20. Jahrhundert hinein war es an vielen Orten üblich, dass die Taufpaten ihren «Göttibatzen» in einem speziell gefalteten, verzierten und beschriebenen «Tauf-Zedel» eingewickelt übergaben. Diese Praxis musste vorab im alten Bern strikte eingehalten werden.

Strenge Vorschriften

Das Patenamnt wurde damals sehr ernst genommen. Es gab viele Regeln, woran sich Eltern und Paten halten mussten. So mussten beispielsweise die Paten vor dem Pfarrer ein Examen ablegen. Die Taufe selbst umfasste, neben dem eigentlichen Taufakt, ein bis ins Detail festgelegtes Frage- und Antwortspiel zwischen Pfarrer und Taufzeugen. So brachte das Patenamnt also nicht nur eitel Freude. Trotzdem gab es solche, die an die 20 Göttikinder betreuten und zudem natürlich auch für den Göttibatzen aufkommen mussten. Dieser bewegte sich in der Höhe von zwei Dukaten, einer Summe, die heute mehreren hundert Franken entspricht.

Laut damaligem Brauch musste der «Taufpfennig» in einem «beschriebenen Zettel» eingewickelt geschenkt werden, und zwar nicht direkt dem Täufling oder stellvertretend seinen Eltern, sondern vorher dem Pfarrhelfer. Von ihm wurde der Zettel erstmals geöffnet und die Geldmenge kontrolliert. Damit sollte ein übermässiges Schenken und Sichübertrumpfenwollen verhindert werden.

Der Pfarrer oder Taufhelfer musste dabei gewissermassen als Preisüberwacher amten. Nicht zuletzt waren diese Berner Einwickelungspraxis und die Beschränkung des Höchstbetrages ein wesentlicher Anstoss, dass sich das Verziern der Taufzettel zu einer höchst interessanten Sparte der Volkskunst entwickelt hat.



Taufzettel.

Gott geb den Glauben diesem Kind, Und wasch ihm ab all seine Sünd; Und geb ihm seinen guten Geist; Zu thun was Gott der Vater heist. Nach seinem Willen hier zu leben; Nach dieser Zeit das ew'ge Leben.



Den Vrenning nim und hab von mir. Einen bekern woll' Gott geb dir. Thue Vater und Mutter gehorsam sein. Thu gern den frommen Leuten sein. Der schlimmen Leuten nim dich nicht an, So lannst mit Gott in Himmel gan; Darzu wolle helfen allermeist; Gott Vater, Sohn und h. Geist.



Dies wünsche ich, dein getreuester
Tauf *Hella Josefina's* Jugel
herr Jakob Friedrich
Den *20* Tag *Jänner*
im Jahr *1833* bist du getauft
worden zu *Herzogenbuchsee*



O Herr; nim auf zu dieser
Stund; Dies Kind in deine
Gnaden - Hand; Wasch es ab mit
deinem Blut; Damit es das ew'ge
Gut, Erben mög in deinen
Reich; O Herr; aus Gnaden er-
höre mich.



Gott verleihe diesem Kind,
Seine Gnad und reichen Seg-
gen, Damit es mög fromm leben
u. kühlig leiden; selig sterben
fröhlich auferstehen; und in die ewige
Freud und Seligkeit eingeben,
durch Jesum Christum, Amen.

Taufzettel. Herzogenbuchsee 1833. Aufnahme: B. Strahm, Gerlafingen.



Taufzettel. Oberbipp 1827. Aufnahme: B. Strahm, Gerlafingen.



Taufzettel. Niederbipp 1858. Aufnahme: B. Strahm, Gerlafingen.

Reiche Verzierungen

Der älteste heute noch erhaltene Taufzettel stammt aus dem emmentalischen Affoltern und wurde 1697 von Andreas Flückiger geschrieben. Interessant daran, dass die Wünsche nicht an den Täufling, sondern an den Götti gerichtet sind. Eine Formulierung, die man öfters findet.

Da nicht alle Taufpaten im Schreiben und in der Orthographie so gut geübt waren, wurden die jeweiligen Taufsprüche halt von den Vorlagen etwas ungenau übertragen. Die Zierlust im 18. Jahrhundert – Bemalen der Hausfassaden, Verzieren der Möbel – weitete sich bald auch auf die Verpackung des klingenden Taufgeschenkes aus.

Man begnügte sich nicht mehr mit der schön geschriebenen Adresse. Man begann sie mit Blumen, Vögeln und Ornamenten zu verzieren und auch mit einfachen Segenswünschen oder Ermahnungen zu bereichern.

Fast ein Beruf

Nicht jedermann konnte allerdings mit Pinsel und Farbe gleich gut umgehen. Begabte spezialisierten sich deshalb darauf, und bald einmal entwickelte sich der Taufzettel-Maler als Beruf oder zumindest doch als angesehene und gewiss auch einträgliche Nebenbeschäftigung. Die beliebtesten Dekorationselemente waren der Taufakt sowie verschiedene Pflanzenmotive (Kranz, Krone, Nelke, Rosenknospe).

Zu verkümmern begann die Taufzettel-Malerei mit dem Aufkommen des Druckes. Bald konnte man nämlich schon in fast jedem Dorfladen solche Exemplare kaufen. In diese gedruckten Taufzettel musste dann nur noch der Name und das Datum eingesetzt werden. Sie waren fast alle nach dem gleichen Schema gemacht und trugen auch gleiche oder sich stark ähnelnde Segens- und Mahnsprüche.

Von Hand koloriert

Obwohl vervielfältigt, blieb aber auch von diesen gedruckten Zetteln jeder einzelne etwas Besonderes. Da sie nur schwarzweiss waren, wurden nämlich die vorgedruckten Ornamente, Vögel oder Pflanzen, von Hand koloriert, und

zwar meist vom Taufpaten selbst. (Solche Vervielfältigungen sind heute im Museum Wiedlisbach käuflich.)

Da die Farben in dieser Zeit nicht gerade billig waren, stellte man sie selber her. Grün beispielsweise erhielt man aus Grünspan und Weinstein oder aus dem Saft der Spitzwegerichblätter. Um Rot zu bekommen, wurden Safranblumen mit Alkohol vermischt, und man stellte dann das Ganze mehrere Tage in die Sonne oder auf den warmen Ofen.

Beginn des Steindrucks

Bereits im Jahre 1834 verwendeten C. Studer in Winterthur und 1840 R. Dikemann in Zürich für die Taufscheine ein neues Druckverfahren: die Lithographie (Steindruck). Das Zeitalter der technischen Erfindungen begann seinen Siegeszug, die Leute waren für alles Neue aufgeschlossen.

Und das Neue konnte nicht auffällig genug sein: Die Taufzettel überquollen von flatternden Bändern, Girlanden und prallen Füllhörnern. Solche Motive verliehen ihnen natürlich ein pompöses Aussehen und verhalfen ihnen dadurch zu grosser Beliebtheit. Heute kennt man nur noch die modern bedruckten Taufkarten oder überdimensionale, versiegelbare Rollen. Ein echter Sammler wird auch sie sammeln. Sie sind letztlich Abbilder unserer Zeit und sollen deshalb auch unseren Nachkommen erhalten bleiben.

EINBLICK IN DIE RÖMISCHE LANDWIRTSCHAFT

Ein Tierknochenfund in Wiedlisbach

RUDOLF HAUDENSCHLID

In Wiedlisbach wurde kürzlich beim Aushub für den Neubau einer Liegenschaft ein vollständiges Rinderskelett ans Tageslicht gefördert. Der aufmerksame Bauunternehmer legte einige der grössten Knochen zur Seite und informierte den Schreibenden. Dieser liess sie an der Universität Basel bestimmen. Der Bescheid lautete: «Die Knochen (1 Oberschenkel, 1 Speiche, 1 Mittelfussknochen, 1 Kreuzbein, 1 Lendenwirbel) stammen von einem zirka 3½ Jahre alten Tier. Nach dem Erhaltungszustand beurteilt, sehen diese ziemlich alt aus. Die Grösse des Tieres (eher männlich) spräche für eine moderne oder römische Rasse. Für eine mittelalterliche Form sind diese Knochen zu gross und fallen aus dem normalen Rahmen. Sieht also «sehr römisch aus».¹

Es dürfte sich um einen römischen Zugochsen oder Stier handeln. Weil das Tier wahrscheinlich an einer Krankheit oder Seuche starb und deshalb für die Menschen ungeniessbar war, konnte ein vollständiges Skelett ausgegraben werden.

Die Vermutung, dass es sich um ein Rind aus der Römerzeit handelt, wird durch einen Literaturhinweis zusätzlich erhärtet. Gérard Coulon schreibt in seinem Buch «Les Gallo-Romains»², dass die einheimischen vorrömischen Rinder von kleiner Statur (*Bos brachyceros* Rütimayer) waren und dass die Römer ein Rind grösserer Statur (*Bos brachycephalus* Wilkens) ins Land brachten oder aus den Lokalschlägen herauszüchteten. Der Unterschied in der Grösse ist enorm. Laut Gérard Coulon soll die Widerristhöhe der ausgewachsenen römischen Rinder rund 25 Zentimeter mehr gemessen haben als jene der keltischen Rinder.

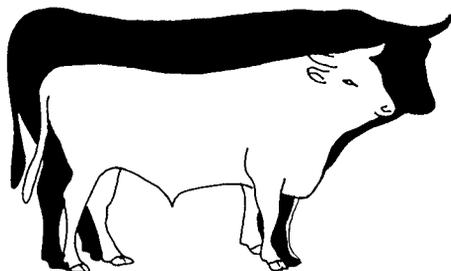
Die keltischen Rinder können mit kleinen Tieren unserer heutigen Braunvieh- und Fleckviehrasse verglichen werden. In diesen Populationen sind immer noch Gene vorhanden, die beim Zusammentreffen in einer zufälligen Paarung Tiere mit einer Widerristhöhe von 1,25 bis 1,30 m entstehen lassen. Als zu klein eingestuft, werden diese Tiere heute von der Weiterzucht

ausgeschlossen. Die grosse römische Rinderrasse ist in der Grösse mit den modernen Milchrassen der heutigen Milchviehzucht vergleichbar, welche ausnahmsweise sogar eine Widerristhöhe von 1,50 m überschreiten. Gérard Coulon vermutet, dass die grosse römische Rinderrasse wegen des grösseren Fleischertrags gehalten wurde.

Die Antwort auf die Frage, warum die Römer solche grossen Rinder züchteten, hat der Schreibende in «Den zwölf Büchern über die Landwirtschaft»³ des römischen Agrarschriftstellers Columella gefunden. Columella, aus Spanien stammend, lebte unter den Kaisern Claudius und Nero in Rom in enger Verbindung mit führenden Persönlichkeiten – darunter Seneca – und war selbst Grundbesitzer und experimentierender Landwirt.

Doch zuerst zurück an unseren Knochenfundort des vermutlich römischen Ochsen oder Stieres: Dass die Römer, wenn auch nur in kleiner Zahl, entlang des Juras siedelten, wissen wir auch aus andern Funden. Im Niederfeld Wiedlisbach wurde 1981 eine römische Villa (Villa rustica) ausgegraben.⁴ Der Standort liegt etwas abseits der vermuteten Römerstrasse Avenches–Windisch (Aventicum–Vindonissa), welche entlang der Jurakette von Solothurn (Castrum) herkommend, oberhalb des Einschnittes Wiedlisbacher-Moos, am Fundort der Knochen vorbei, nach Niederbipp verlief. Dass die Römerstrasse nicht zwingend an der römischen Villa vorbeifahren musste, stimmt wiederum mit den Empfehlungen des römischen Agrarschriftstellers Columella überein. In seinem Werk äussert er sich im ersten Buch, 4. Kap./Zeile 75 ff. über die Wahl des Standortes der Villa wie folgt: «Die beste Lage ist also die am halben Hang, allerdings so, dass der Bauplatz etwas herausragt, damit nicht ein Giessbach, der nach Regenfällen herniederbraust, die Fundamente gefährdet» und im 5. Kap./Zeile 49 ff. «Eine Heerstrasse aber mindert den Besitz durch die Zerstörungen vorüberziehender Wanderer und durch die dauernde Beherbergung einkehrender Gäste. Deshalb halte ich es für richtig, derartige Schädigungen zu vermeiden und das Gebäude weder unmittelbar an der Strasse, noch auch weit von ihr entfernt an einem erhöhten Platz zu errichten, und zwar derart, dass seine Front nach Osten blickt.» Diese Anweisungen könnten bei der Wiederentdeckung von weiteren Villen dienlich sein.

Unter einer römischen Villa versteht man ein ländliches Gehöft. Die Villa, wie bescheiden sie auch oft war, diente nicht nur einer modernen Landwirtschaft, sondern sie war auch ein Zentrum der römischen Kolonisation und Zivilisation auf dem Lande.



Schwarz: römischer Stier von grösserer Statur (*Bos brachycephalus* Willkens) Weiss: einheimischer Stier von kleiner Statur (*Bos brachyceros* Rütimayer)

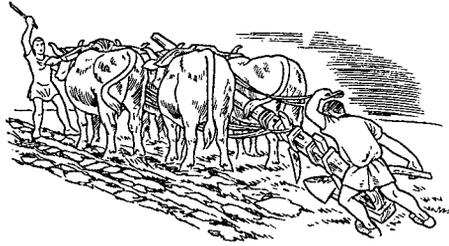
Neben Lebensstil, Tradition und Religion kamen mit den Römern auch Reben, neue Obstsorten, neue Früchte und Gemüse, neue Getreidearten und -sorten, neue Futterpflanzen und römische Nutz- und Haustiere ins Land. Die wirtschaftliche Umwälzung wurde durch Handel und Verkehr mit den neuen grossen Märkten im Römischen Reich und durch neue Arbeitsverfahren in der Landwirtschaft und im Gewerbe geprägt. Die Landwirtschaft wurde auf die Marktproduktion ausgerichtet. Anstelle der Selbstversorgung trat das Gewinnstreben. Der Ackerbau wurde intensiviert durch Düngung (Stallhaltung, Bau von Mistgruben, Anbau von stickstoffbindenden Pflanzen wie Lupinen, Birken, Erbsen, Wicken, Luzerne), und der Kunstfutterbau wurde eingeführt. Damit musste jeder Acker jährlich, je nach Kultur verschiedene Male, gepflügt werden. Im zweiten Buch, 2. Kap./Zeile 155 ff. schreibt Columella: «Seine Üppigkeit hängt aber nicht zum wenigsten davon ab, dass er sorgsam und sachkundig gepflügt wird. Deshalb ist es das Wichtigste, nun die Verfahrensweise dieser Arbeit darzustellen, und die Bauern mögen sie wie eine Rechtsform und Satzung beim Aufbrechen des Ackers beachten.»

Zum Pflügen wurden Gespanne von Zugochsen oder Stieren eingesetzt. «Die Rinder halte man bei der Ackerarbeit eng eingeschrirrt, damit sie möglichst aufrecht und mit hochgehobenem Kopf gehen, ihr Hals nicht so hinabsinkt und das Joch besser im Nacken sitzt; diese Art des Anspannens ist nämlich am besten bewährt. Die andere, die in manchen Provinzen üblich ist und bei der man das Joch an die Hörner bindet, wird von fast allen landwirtschaftlichen Fachschriftstellern abgelehnt, und zwar mit guten Gründen. Mit Hals und Brust können die Tiere nämlich mehr Kraft einsetzen als mit den Hörnern, und zwar legen sie sich auf diese Weise mit dem gesamten

Gewicht der Körpermasse ins Geschirr; auf die andere Weise aber quälen sie sich mit rückwärts gezerrtem und hochgerissenem Kopf, haben Mühe, mit einem leichten Pflug gerade eben die Oberfläche des Bodens zu ritzen, und arbeiten deshalb mit zu kleinen Pflügen, weil sie nicht in der Lage sind, tiefe Schollen frischer Äcker auszuheben und umzuwerfen; gerade dies ist aber für alle grünenden Pflanzen sehr wichtig; denn wenn die Felder tief durchgepflügt sind, gedeihen die jungen Triebe von Saat und Bäumen mit kräftigerem Wachstum. Auch darin also weiche ich von Celsus ab, der aus Scheu vor höheren Ausgaben, die natürlich beim Kauf grösserer Rinder entstehen, die Meinung vertritt, man solle auch deshalb mit kleineren Pflügen und Scharbäumen ackern, um es mit Rindern geringerer Grösse tun zu können; dabei verkennt er, dass der Gewinn bei üppigem Fruchtertrag höher ist als der Aufwand beim Einkauf grösserer Rinder (...).»

Columella liefert damit die Erklärung, warum die Römer ein Rind grösserer Statur nach Gallien und wohl auch nach Wiedlisbach mitbrachten. Der intensive Ackerbau erforderte Zugtiere. Die kleineren keltischen Rinder waren für den anstrengenden Zug am Pflug durch lehmhaltigen Boden zu schwach.

«Freilich kann jene Auffassung des Celsus für Numidien und Ägypten zutreffen, wo meist baumloser Boden mit Getreide bestellt wird und wo es genügt, solchen Boden, der durch seinen fetten Sand mürbe ist wie lockere Asche, selbst mit dem leichtesten Hakenpflug aufzureissen (...). Der Gespannführer soll auf dem Aufgepflügten gehen und im Wechsel von Zeile zu Zeile einmal den Pflug schräg halten und einmal ihn senkrecht und voll durchziehen, jedoch so, dass nirgends ungeackerte und ungewendete Erde stehen bleibt, was die Bauern eine «Bank» nennen; wenn die Rinder an einen Baum kommen, soll er sie stramm halten und langsamer führen, um zu verhindern, dass die Schar mit zu grossem Schwung in eine Wurzel fährt und die Tiere am Hals reisst oder dass ein Stier sein Horn zu heftig gegen den Stamm schlägt oder diesen mit dem Ende des Joches beschädigt oder einen Ast abreisst. Er soll seine Tiere mehr durch Rufe als durch Schläge aufjagen, und Schläge sollen nur das letzte Mittel sein, wenn sie sich weigern zu arbeiten. Nie soll man einen Pflugstier mit dem Stachel antreiben, weil man ihn dadurch verunstaltet und zum Schläger macht; gelegentlich freilich mag man ihn mit der Peitsche an seine Pflicht mahnen. Man soll ihn auch nicht mitten in der Zeile anhalten lassen, sondern ihm an der Kehre Rast gönnen, damit er in der Hoffnung auf diese Schnaupause die gesamte Länge durchzieht. Die



Furche länger als 120 Fuss auszudehnen ist für das Zugtier nachteilig, weil es bei Überschreitung dieser Länge übermässig angestrengt wird. Ist man bei der Kehre angelangt, dann soll der Pflüger das Joch nach vorn schieben und die Stiere anhalten, damit ihr Nacken abkühlt; denn er wird rasch heiss, wenn er ständig gerieben wird, und daraus entwickeln sich Schwellungen und schliesslich Geschwüre. Der Pflüger soll ausser dem Pflug auch die Axt gebrauchen und angerissene Schösslinge und hochliegende Wurzeln, die ein baumbestandenes Grundstück durchziehen, ganz freilegen und aushauen.»

Wer auf einer römischen Villa in der Provinz Geld verdienen wollte, musste also neben Sklaven für Haus- und Hofarbeiten und Sklaven für Hack-, Jät- und Erntearbeiten auf dem Feld auch schwere, grosse, kräftige Zugtiere haben. Die Tiere waren deshalb für den Besitzer sehr wertvoll. Sie wurden mit äusserster Sorgfalt gepflegt und bei schwerer Arbeit mit einem proteinreichen Kunstfutter aus Gerste, Wicke und unbekanntem Gemüsepflanzen, die Römer nannten es «farrago», gefüttert.

Über die Behandlung der Stiere nach dem Ausspannen schrieb Columella im zweiten Buch, 3. Kapitel: «Hat er die Rinder nach dem Ackern ausgespannt, dann soll er sie knapp anbinden und abreiben, ihren Rücken mit den Händen kneten, die Haut abheben und nicht zulassen, dass sie am Leib festhaftet, da dies eine den Tieren besonders schädliche Krankheit ist. Ihren Hals soll er massieren, und wenn sie geschwitzt haben, soll er ihnen reinen Wein in die Kehle giessen; es genügt dabei, jedem Tier zwei Schoppen zu geben. Es ist nicht gut, die Rinder eher an die Krippe zu binden, als bis sie aufgehört haben zu schwitzen und zu schnaufen. Wenn es dann Zeit ist, sie zu füttern, soll man ihnen nicht viel und nicht alles auf einmal geben, sondern in kleineren Portionen nach und nach. Haben die Tiere das aufgefressen, dann soll man sie zum Wasser führen und durch Zischen (sürfeln?) locken, dass sie lieber saufen, danach zurückbringen und nun erst reichlicher füttern.»

Dieser kleine Einblick in die Welt der römischen Landwirtschaft mag zeigen, dass Tiere, Pflanzen und Boden dem Menschen in jeder Kultur seit

jeher zum Wohle dienen, solange der Mensch im Wissen um die Zusammenhänge der Natur Achtung schenkt.

Diese Erkenntnis kann aus einem alten porösen Knochen kommen. Achtlos weggeworfen, ist und wäre es ein alter poröser Knochen geblieben; in die Hand genommen und hinterfragt, ist er zum Fenster in eine vergangene andere Welt geworden, welche beim genaueren Hinsehen gar nicht so anders war, als wir immer glauben wollen.

Anmerkungen

- ¹ Morel Philipp, Schriftliche Mitteilung an den Verfasser, Basel 1982.
- ² Coulon Gérard, Les Gallo-Romains, Au carrefour de deux civilisations, Armand Colin, Paris 1985.
- ³ Columella Lucius Junius Moderatus, Zwölf Bücher über die Landwirtschaft, Artemis Verlag München 1981.
- ⁴ Stöckli Werner u.a., Die römische Villa auf dem Niderfeld in Wiedlisbach. OJB 1984, 197 ff.

URS BURKHARDT 1944–1989

Gründer des Museums «Salzbütte» Huttwil

JÜRIG RETTENMUND

Am 11. April 1989 ist in Huttwil Urs Burkhardt-Aebi gestorben. Mit ihm verlor das Museum «Salzbütte» Huttwil seinen Gründer und Präsidenten. In der Jahrbuch-Vereinigung des Oberaargaus wirkte er von 1982 bis zu seinem Tod als Vorstandsmitglied.

Urs Burkhardt wurde am 29. August 1944 als jüngstes Kind von Fritz und Johanna Burkhardt-Trösch in Huttwil geboren. Seine Eltern führten ein Spenglergeschäft. Nach Beendigung seiner Schulzeit bereitete sich Urs Burkhardt zielstrebig darauf vor, die Handwerkstradition in seiner Familie fortzuführen, die bis zu seinem Urgrossvater zurückreicht, der bei einer Kirchenrenovation verunglückt war. 1973 bestand er die Meisterprüfung und übernahm dann auch das väterliche Geschäft. In einer Zeit wirtschaftlicher Konzentration war er von der Wichtigkeit selbständiger Klein- und Mittelbetriebe überzeugt. Mit diesem Ziel vor Augen hat er sich mit seiner ganzen Kraft und grossem Können für sein Unternehmen und seine Mitarbeiter eingesetzt.

Über den eigenen Betrieb hinaus hat er sich seinem Berufsverband, dem Spengler- und Installateurenverband Emmental/Oberaargau, zur Verfügung gestellt. 1975 wurde er in den Vorstand gewählt. 1978 übernahm er das Vizepräsidium und seit 1985 amtierte er als Präsident. Auch hier setzte er eine alte Familientradition fort, hatten doch schon sein Grossvater und sein Vater leitende Funktionen in dieser Berufsorganisation versehen.

1968 verheiratete sich Urs Burkhardt mit Rosmarie Aebi aus Huttwil. Ihrer Ehe entsprossen zwei Söhne. 1974 konnte die Familie ihr schönes Heim an der Wiesenstrasse beziehen.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit stellte Urs Burkhardt seine Fähigkeiten auch in den Dienst der Öffentlichkeit. Von 1973 bis 1980 war er Mitglied des Kirchgemeinderates. Von 1973 an war er Mitglied der Vorstandschaftskommission, die er von 1977 bis 1984 präsidierte. Auf Neujahr 1981 wurde er als Vertreter der Freisinnigen Partei in den Gemeinderat ge-

wählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er sozialen und kulturellen Fragen. Er war Vertreter des Gemeinderates in der Fürsorgekommission, die er mit viel Einfühlungsvermögen und grosser Sachkenntnis leitete. Er wirkte in der Baukommission für das neue Berufsschulhaus am Brunnenplatz, im Vorstand der Musikschule und als zweiter Vizepräsident in der Kommission der heilpädagogischen Sonderschule mit. Der Gemeinderat delegierte ihn auch an die Hauptversammlung des Alters- und Pflegeheims Frienisberg, in den Gemeindeverband des Bezirkspitals Huttwil, in den Ausschuss der Gemeindekranken- und Hauspflege von Affoltern, Dürrenroth, Walterswil und Huttwil, in den polyvalenten Sozialdienst und in den Sozialmedizinischen Dienst des Amtes Trachselwald sowie in die Stiftung der Behindertenwerkstätte Madiswil.

Die ihm übertragenen politischen Ämter hat Urs Burkhardt mit der gleichen Gründlichkeit versehen wie die Arbeit im eigenen Geschäft. Als echter Liberaler hatte er nicht nur seine eigenen klaren Ansichten, er wusste auch die Meinungen anderer zu akzeptieren. Den eigenen Vorteil hat er nie gesucht. So sehr er sich in den Gremien, in denen er wirkte, durch seine geradlinige, offene Art, seine sachbezogene Arbeit, aber auch seine Spontaneität und seinen Humor Achtung und Respekt zu verschaffen wusste, so wenig lag es ihm, im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen. So hat er hinter den Kulissen viel ausgelöst und ausgeführt, von dem eine breite Öffentlichkeit nicht viel erfahren hat. Er hinterlässt dort, wo er gewirkt hat, sehr spürbare Lücken.

Das Lebenswerk von Urs Burkhardt war jedoch das Heimatmuseum Huttwil. Die Wertschätzung kultureller Tätigkeiten wurde ihm, wie das Engagement in Geschäft und Öffentlichkeit, das Einstehen für Menschen auf der Schattseite des Lebens, im Elternhaus vorgelebt. Bei Hans Burkhardt im Kronenstöckli, einem Nachfahren der bedeutenden Huttwiler Schultheissenfamilie Blau, wurde in ihm das Interesse für Huttwils Vergangenheit geweckt. Seine wachen Sinne liessen ihn schon während der Schulzeit erkennen, dass in der rasanten Konjunktur um 1960 viele Zeugen der Vergangenheit unwiederbringlich verloren zu gehen drohten. So entstand im Estrich des Elternhauses eine erste, noch private Sammlung.

Im Frühsommer 1959 mietete Urs Burkhardt zusammen mit zwei Schulkameraden in der alten Post ein Lokal, in dem ihre bereits ansehnliche Sammlung zum ersten Mal öffentlich ausgestellt wurde. Eine Schmiede aus dem Jahre 1770, eine Küche aus dem Jahre 1810 und eine Bauernstube



Urs Burkhardt, Huttwil. Bild H. Oberle.

konnten dort nebst weiteren Gegenständen jeweils am Sonntag morgen von 10 bis 12 Uhr besichtigt werden. Im Winter musste die Ausstellung wegen Problemen mit der Heizung geschlossen bleiben.

An Weihnachten 1960 jedoch wartete das Museum mit einer Sonderschau auf, in der allerhand Gebrauchsgegenstände für die Festtagsvorbereitungen gezeigt wurden, darunter als Prunkstück ein Bretzeleisen der Schultheissenfamilie Blau aus dem Jahre 1561. Selbst Gebäck nach Urgrossmutterart soll nicht gefehlt haben. Und mit Schmunzeln erinnern sich die damaligen Mitglieder noch heute daran, wie verschiedene damalige Huttwiler Prominente auf ihre lausbübische Darstellung der Huttwiler Geschichte am legendären Huttu-Fest von 1961 reagiert haben.

Die Sammlung des Heimatmuseums wuchs rasch; schon bald wurde der Platz in der alten Post eng. Da die finanziellen Möglichkeiten der Initianten, die inzwischen in der Lehre steckten, begrenzt waren, hofften sie auf Unterstützung durch die Gemeinde. Schützenhilfe erhielten sie von dem in Huttwil aufgewachsenen Sekundarlehrer Samuel Herrmann, der damals verschiedene Nachforschungen über die Huttwiler Geschichte anstellte, unter anderem über die ersten schriftlichen und bildlichen Darstellungen oder über den Städtlibrand von 1834.

Nachdem im September 1962 in Nyffel ein neues Schulhaus eingeweiht worden war, konnte die Gemeinde endlich Hand bieten, um die Raumnöte des Museums zu lindern. Im November 1963 beschloss der Gemeinderat, dem Heimatmuseum eine Schulstube im Parterre des alten Nyffel-Schulhauses zur Verfügung zu stellen.

Mit Eifer machten sich die Initianten noch im gleichen Winter an die Einrichtungsarbeiten, und schon an Pfingsten 1964 konnte der neue Ausstellungsraum eröffnet werden. Anhand von vergrösserten Stichen und Plänen wurde das Werden des Städtlibildes gezeigt. Auch die alte Rauchküche aus der früheren Ausstellung traf man wieder an. Werkzeuge dokumentierten altes Handwerk, wie die in der Region Huttwil früh eingesessene Leinwandherstellung.

Zum Bretzeleisen der Familie Blau waren weitere Kostbarkeiten gekommen, zum Beispiel alte Holzschlösser aus dem 17. Jahrhundert, eine Abschrift der Emmentaler Landsatzung von 1659, in der die städtischen Sonderrechte Huttwils bestätigt worden waren, das Zifferblatt einer einstigen Kapelle in Tschäppel, eine Familienbibel, die beim Städtlibrand von 1834 aus einem brennenden Haus gerettet worden war, oder der Originalplan des 1834 abgebrannten Städtlikerns. Alte Waffen, Uniformen, Trachten und Gebrauchsgegenstände sowie eine reiche Bibliothek rundeten die Ausstellung ab.

Die Sammlung wuchs in den folgenden Jahren weiter. Später erhielt das Museum auch die zweite und 1967 schliesslich die dritte Schulstube zur Verfügung gestellt. An Pfingsten 1967 konnte die neugestaltete Ausstellung eröffnet werden. Über 600 Besucher bezeugten im ersten Sommer ihr Interesse am Heimatmuseum. Sonntag um Sonntag warteten Urs Burkhardt und seine Mitstreiter während der Sommermonate in Nyffel auf Kundschaft. Als dieser Strom in den folgenden Jahren immer spärlicher wurde, erkannte Urs Burkhardt, dass sich die Bedürfnisse der Museumsbesucher änderten: In unserer schnellebigen Zeit muss immer wieder etwas Neues geboten werden, soll das Interesse erhalten bleiben. Periodische Sonderausstellungen hiess das Zauberwort, das den Fortbestand eines lebendigen Museums gewährleisten sollte.

Zum Zuge kam dieser neue Gedanke bereits in Nyffel. Die dortige Ausstellung wurde für ein paar Tage mit interessanten Leihgaben ergänzt: 1970 stellte die katholische Kirchgemeinde ein Abendmahlsgemälde zur Verfügung, das in vorreformatorischer Zeit die Kirche Huttwil geschmückt



Ausschnitt aus der ersten Ausstellung im Schulhaus Nyffel: Die Rauchküche aus dem frühen 19. Jahrhundert. Bild Hermann Oberle.

hatte und vor den Bilderstürmen ins Luzernbiet gerettet worden war. 1972 konnten die drei Burgerbecher aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts und der Abendmahlsbecher, den die Huttwiler nach dem Brand von 1834 von der Berner Regierung erhalten hatten, ausgestellt werden. Es waren alles Leihgaben der Bürgergemeinde.

Für diese periodischen Ausstellungen war jedoch nicht nur der Raum in Nyffel knapp, auch der abgelegene Standort erwies sich als Nachteil. Erneut war das Museum deshalb auf Raumsuche. Der Erfolg einer Ausstellung im Kirchgemeindehaus mit Grafik aus fünf Jahrhunderten, die von rund 400 Personen besucht wurde, bewies, dass man auf dem richtigen Weg war. Lange Zeit wurde ein Keller im neuerbauten Schulhaus Schwarzenbach ins Auge gefasst. Da tauchte in letzter Minute einer der Gewölbekeller in der alten Krone als weitere Möglichkeit auf. Ein Besuch in diesem lokalgeschichtlich bedeutsamen Raum – die alte Krone mussten die Huttwiler nach dem verlorenen Bauernkrieg 1653 ihrem Schultheissen Friedrich Blau auf Geheiss der Obrigkeit wieder aufbauen – habe auch die letzten Zweifler überzeugt, hält das Protokoll der Hauptversammlung vom 14. November 1974 dazu

fest. An der gleichen Versammlung wurde auch beschlossen, in Zukunft eine bis zwei Sonderausstellungen in diesem Lokal zu organisieren.

Im Winter 1974/75 wurde der imposante ehemalige Zehnt- und Weinkeller mit seinem acht Meter breiten Gewölbe durch den Verein renoviert. Am ersten Mai-Wochenende konnte er mit einem Kellerfest eröffnet werden. Die erste Ausstellung vom 15. bis 25. Mai war gleich einer der Höhepunkte lokalhistorischer Ausstellungstätigkeit, konnte doch die Sammlung von Dr. Peter Sauerheimer über die Huttwiler Postgeschichte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Gemäss der Absicht des Vorstandes sollten im Schultheissenkeller jedoch nicht nur historische Ausstellungen stattfinden. Hier sollte auch Künstlern Gelegenheit gegeben werden, ihre Werke dem Huttwiler Publikum vorzustellen. Die erste Kunstausstellung fand im Juni 1976 mit dem Huttwiler Erwin Schönthal statt. Sogar Konzerte wurden in den Anfangsjahren organisiert, doch zeigte es sich bald, dass der Aufwand zu gross war, den Keller jedesmal für diesen Zweck herzurichten. Die Räumlichkeiten in Nyffel konnten glücklicherweise beibehalten werden. Sie dienten fortan als Lager. In einem Zimmer wurde eine dauernde Ausstellung zur Ortsgeschichte zusammengestellt, die im Mai 1980 eröffnet werden konnte. Die folgende Zusammenstellung mag einen Eindruck von der Vielfalt der Ausstellungstätigkeit im Schultheissenkeller geben:

Historische Sonderausstellungen

Postgeschichtliches von Huttwil (Juni 1975); Die Schatzkasten. Truhen und Trögli aus sechs Jahrhunderten (September 1975); Bronze und Messing (November 1976); Alte Musikinstrumente (April 1977); Erinnerungen an die Biedermeierzeit (Mai 1978); Bücher aus fünf Jahrhunderten (September/Oktober 1978); Huttwil im Spiegel der Fotografie (Juni 1979, in Zusammenarbeit mit dem Fotoclub Huttwil); Leihgaben für die Kyburger-Ausstellung in Winterthur (Juni bis August 1980); Schlüssel und Schloss (Dezember 1980); Mittelalterliche Ofenkacheln (September 1981); Ein Prozess um den Huttwilwald 1757/59 (März 1982); Ein Abend mit der Laterna magica (August 1982); Bern 1750–1850, ein Kanton im Wandel (November 1982, Wanderausstellung des Historischen Museums Bern in alten Eisenbahnwagen); Franz Niklaus König (Januar 1983, Wanderausstellung des Kunstmuseums Bern in der Aula der Sekundarschule); Huttwil 1834. Ausstellung zum Wiederaufbau des Städtchens Huttwil nach dem Brand vor 150 Jahren (Juni bis September 1984); Huttwilare – 4950 Huttwil (Juni bis September 1985); Victor Surbek (Februar 1986, Wanderausstellung des Kunstmuseums Bern in der Aula der Sekundarschule).

Kunstaussstellungen

Erwin Schönthal, Huttwil (Juni 1976); Ernst Moser, Seeberg (März 1977); Kurt Siegenthaler, Einigen (September 1977); Ernst Ruch, Worb (Hand-Sackdruck, September 1979); Georges Feldmann, Eriswil (April/Mai 1980); Vreni Lehmann, Huttwil, Erna Huber, Huttwil, Jürg Dürr, Huttwil, und Franz Eggenschwiler, Eriswil (Juni 1980); Walter Steffen, Rehetobel (April/Mai 1981); René Gentinetta, Bern (Juni 1981); Marianne Ellenberger, Thun (Mai 1983); Fred Baumann, Rohrbachgraben (Mai 1985); Ruedi Peter, Heiden (Oktober/November 1987).

Der zweite Höhepunkt der Ausstellungstätigkeit im Schultheissenkeller war zweifellos die grosse Erinnerungsausstellung zum Wiederaufbau Huttwils nach dem Stadtbrand vom 8./9. Juni 1834. Rund vier Jahre Vorarbeit standen hinter dieser Dokumentation über ein wichtiges Ereignis im Werden des Ortsbildes. Ich selbst konnte dabei nicht nur vom grossen historischen Wissen, das sich Urs Burkhardt angeeignet hatte, profitieren, sondern auch von seiner Erfahrung, wie meine wissenschaftlichen Ergebnisse in eine Ausstellung gestaltet und damit einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden konnten. Die Begeisterung des Verstorbenen für die Huttwiler Geschichte hat mich angesteckt, ohne seine Förderung wäre meine Arbeit über den Städtlibrand, hinter der am Schluss nur mein Name stand, kaum in dieser Form möglich gewesen.

Mit der regen Ausstellungstätigkeit hatte auch das neue Lokal seine Schwächen offenbart. Seine geschichtsträchtige Atmosphäre blieb zwar unbestritten. Wegen der grossen Feuchtigkeit konnten jedoch empfindliche Gegenstände überhaupt nicht oder nur sehr kurze Zeit ausgestellt werden. Und besonders im Winter bescherte die Aufsicht im Keller den Vorstandsmitglieder nicht nur häufige Enttäuschungen über mageren Besuch, sondern trotz allen Heizversuchen kalte Füsse.

Die erneute Suche nach einem neuen Lokal begann Erfolg zu zeigen, als die Gemeinde 1984 die ehemalige Salzbütte an der Spitalstrasse erwerben konnte. Dass dieses wertvolle Gebäude aus dem letzten Jahrhundert nicht einer Überbauung zum Opfer fiel, sondern zu einem Kulturzentrum umgebaut werden kann, ist weitgehend dem Einsatz von Urs Burkhardt zu verdanken. Im November 1988 ist auch der Kredit für die letzte Sanierungsetappe vom Stimmbürger bewilligt worden. Diese Arbeiten sollen demnächst ausgeführt werden.

Bezeichnend für die politische Arbeit des Verstorbenen ist jedoch, dass er auch hier, wo es um eines seiner wichtigsten Anliegen ging, nie mit der gros-

sen Kelle angerichtet hat. Dank seinem Einsatz ist die Gemeinde auf günstige Weise zu dringend benötigtem Kulturraum gekommen: Für eine Kauf- und Bausumme von rund einer Million Franken entstand ein Zentrum, in dem nicht nur das Museum Platz findet; im ersten Stock und im prächtigen Dachstock erhalten auch die Musikschule und weitere Vereine Übungslokale.

Der Einsicht folgend, dass dem Stimmbürger schon vor seinem Entscheid die Möglichkeiten des Gebäudes aufgezeigt werden sollten, hat das Museum bereits 1986 die erste Ausstellung in der Salze organisiert. Künstler, die in der Region wohnten oder mit dem Museum durch bisherige Ausstellungen verbunden waren, sowie Schulklassen, wurden aufgefordert, ein Werk zum Thema «Huttwil 1986» beizutragen. Die Ausstellung fand nach der Sanierung des Daches im erst notdürftig zurechtgemachten Erdgeschoss statt. Die rund 160 ganz unterschiedlichen Darstellungen von Huttwil stiessen auf ein grosses Interesse, das natürlich noch dadurch gesteigert wurde, dass erstmals ein Teil der von der Gemeinde erworbenen Liegenschaft besichtigt werden konnte.

Mit der zweiten Renovationsetappe konnten die Museumsräume im Erdgeschoss im Rohbau zurechtgemacht werden. Der Museumsverein hat sich verpflichtet, den weiteren Ausbau selbst zu übernehmen. Im westlichen Teil des Gebäudes entstand ein grosser Ausstellungsraum. Hier fanden bereits die ersten Kunstaussstellungen mit Ruth Frauchiger, Huttwil (Juni 1988), Ada Kuonen-van der Lugt, Neuenburg/Huttwil (Januar 1989) und der Thuner Gruppe 3 (September 1989) statt. Der Raum wurde weiter im März und August 1989 dem Fotoclub Huttwil und dem Polnisch-Schweizerischen Verein in Huttwil für Ausstellungen zur Verfügung gestellt. Die drei Räume im östlichen Teil konnten erhalten werden. Zwei von ihnen werden in Zukunft ebenfalls als Ausstellungsräume benutzt werden können.

Für Urs Burkhardt ging mit dem Erwerb der Salze durch die Gemeinde ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Er hatte bereits sehr konkrete Vorstellungen, wie die Ausstellungstätigkeit im neuen Haus gestaltet werden sollte. Die Verwirklichung dieser Ideen war ihm allerdings nicht mehr vergönnt. Ende 1988 machte sich bei ihm ein heimtückisches Leiden bemerkbar. Mutig stellte er sich der entsprechenden Behandlung und hoffte zuversichtlich, dass der Krankheit Einhalt geboten werden könne. Kurz vor Ostern verschlechterte sich sein Zustand aber so, dass er sich in Spitalpflege begeben musste. Trotz allen ärztlichen und pflegerischen Bemühungen war es nicht mehr möglich, der Krankheit Herr zu werden. Am Dienstag, 11. April 1989,



Die Salzbrütte in Huttwil. Sie wurde 1984 von der Einwohnergemeinde erworben. Im Erdgeschoss hat das Museum neue Räume erhalten. Bild Jürg Rettenmund.

wurde er durch einen sanften Tod von seinem schweren Leiden erlöst. Er starb im Alter von 45 Jahren.

Urs Burkhardt hinterlässt im Museumsverein Huttwil eine Lücke, die niemand schliessen kann. Sein grosses Wissen über Huttwils Vergangenheit hat er mit in sein Grab genommen. Keiner hatte einen Überblick über das Sammelgut des Museums, wie er. Er befasste sich aber nicht nur mit dem Sammeln alter Gegenstände und dem Gestalten von Ausstellungen. Er war auch Baufachmann und sorgte dafür, dass die Finanzen des Vereins im Lot blieben. Er war die treibende Kraft, bei ihm liefen alle Fäden des Vereins zusammen. Für die Mitglieder des Vorstandes war er mehr als bloss der Präsident. Sie verlieren in ihm einen wertvollen Förderer und Kameraden, aber auch einen glänzenden Unterhalter.

Der Vorstand wird sich nach dem Tod des Präsidenten neu organisieren müssen. Die Arbeit, die Urs Burkhardt geleistet hat, wird in Zukunft auf

mehreren Schultern ruhen. Das erste Ziel wird sein, die Salzbütte fertig einzurichten, so wie es unter der Leitung von Urs Burkhardt geplant worden ist. Der grosse Ausstellungsraum soll den wichtigsten Etappen der Ortsgeschichte gewidmet werden. Dieser Teil soll ergänzt werden durch Gegenstände aus dem Alltag der früheren Bewohner Huttwils, die unter dem Motto «Wohne, wärche, wehre» in den beiden kleineren Ausstellungszimmern gezeigt werden sollen. Es ist vorgesehen, diese Dauerausstellungen so zu gestalten, dass sich die Räume durch einfache Umstellungen immer wieder für Wechselausstellungen benützen lassen. Denn das Museum soll lebendig bleiben und zu einem kulturellen Treffpunkt der Gemeinde werden. Wie bisher im Schultheissenkeller, soll deshalb auch regelmässig Künstlern Gastrecht geboten werden.

Die Räume im Schultheissenkeller und im Schulhaus Nyffel sollen abgegeben werden, sobald die Salzbütte richtig bezogen ist. Ganz in der Nähe konnte ein zusätzlicher Lagerraum gemietet werden. Neben der Ausstellungstätigkeit ist die Inventarisierung und Aufbereitung der umfangreichen Sammlung eine weitere grosse Arbeit, die möglichst bald in Angriff genommen werden muss.

Mit dem Museum «Salzbütte» hat Urs Burkhardt für das kulturelle Leben Huttwils Grosses geleistet. Der Vorstand des Museums «Salzbütte» Huttwil betrachtet es als seine Verpflichtung, diese Hinterlassenschaft im Sinne des Verstorbenen zu erhalten und weiterzuführen. Er hofft dabei auf die Unterstützung der Bevölkerung und der Gemeinde.

25 JAHRE ASA ARBEITSGEMEINSCHAFT ZUM SCHUTZ DER AARE

RENÉ MONTEIL

Wir sitzen im Herbst 1963 nach einer Ruderfahrt bei einem Bier und kommen auf die Schiffbarmachung der Aare zu sprechen. Scheu mustern wir die Gäste an den andern Wirtstischen: Wir wissen, es sind ihrer nur ganz wenige, die nicht in die allgemeine Bewunderung für eine Aareschiffahrt einstimmen. Handelskammer und die Parteien unterstützen das Projekt des Rhone-Rhein-Schiffahrtsverbandes, der soeben in der Transhelvetica AG einen finanzstarken Promotor erhalten hat. So zwingt uns die Vorsicht vor unliebsamen Zuhörern zum Flüstern. Wehmütig müssen wir erkennen: In ein paar Jahren werden die Lastkähne die stillen Wasser unserer Aare aufwühlen – an einen Widerstand ist nicht zu denken.

Da erscheint im Dezember 1963 ein Artikel von Paul Nussbaum in der Zeitung, der die Aareschiffahrt auch aus wirtschaftlichen Gründen ablehnt. Die Stellungnahme des Oltener Industriellen gibt uns Mut. Man trifft sich in Olten. Paul Feser vom Solothurnischen Naturschutzverband vermittelt die Bekanntschaft mit Max Byland, Vorstandsmitglied des ABN, in Aarburg. Die Fischer stossen dazu: Otto Hess und Ernst Schläppi aus Solothurn, Rudolf Lüthy aus Wangen, der Tierarzt Dr. Raggenbass aus Melchnau. Es gelingt die Verbindung zu Dr. Paul Schorer und Kurt Furrer vom Bernisch-Kantonalen Fischereiverband.

Gründung der ASA

Nach einigen Vorbereitungssitzungen kommt es am 29. Juni 1964 im Restaurant Baseltor in Solothurn zur Gründung der ASA. Ständerat Konrad Graf ist eigens von Stein am Rhein zu uns gefahren. Er hat als Präsident des Komitees gegen die Hochrheinschiffahrt bereits Erfahrungen mit Schiffahrtsfragen und macht uns in einer fulminanten Rede Mut zu eigenem Handeln. Nach einigem Hin und Her bleibt das Präsidium an mir hängen; doch steht mir ein einsatzfreudiger Vorstand zur Seite.

Seither sind 25 Jahre vergangen, Jahre eines harten Ringens, aber auch Jahre, die im gemeinsamen Einsatz für die Aare Freundschaften entstehen liessen, die unvergessen bleiben. Stellvertretend möchte ich hier nur Max Byland erwähnen, der mich 1970 im Präsidium ablöste, und Arthur Uehlinger vom Rheinaubund, der uns in «Natur und Mensch» stets grosszügig Platz für unsere Artikel bot.

Unser Hauptanliegen, die Verhinderung der Lastschifffahrt auf der Aare, schien damals eine fast unlösbare Aufgabe: Die II. Juragewässerkorrektion war bereits beschlossen; weitere Vorleistungen zur Schiffbarmachung wie die KW-Neubauten in Flumenthal und Neu-Bannwil standen vor der Konzessionserteilung. Die Presse verhielt sich unserem Anliegen gegenüber spröde; nur in der Rubrik «Leserkreis» fanden unsere Einsendungen Aufnahme. Da widmete die Sozialdemokratische Partei des Kantons Solothurn im November 1964 ihren Parteitag dem Thema der Aareschifffahrt. Nach kontradiktorischen Referaten stimmten von 100 Delegierten nur gerade 8 für die Schifffahrt. Das gab uns Auftrieb: In Olten, Langenthal und Brugg wurden Regionalgruppen gegründet. Zudem erhielten wir Sukkurs durch die am 6. November 1964 in Twann gegründete Interessengemeinschaft Bielersee (IGB), die seither unter ihren Präsidenten Oberst Ernst Hirt und Kurt Hubacher getreu an unserer Seite marschiert ist.

Die Gegenseite wird aktiv

Unsere Gegner blieben nicht untätig: Die welschen Kantone, unterstützt durch die Ostschweiz und den Kanton Bern, drängten in der Motion des Freiburger Ständerates Torche den Bundesrat, die Schiffbarmachung von Hochrhein und Aare durch ein Freihaltegesetz sicherzustellen und baldmöglichst zu verwirklichen. In beiden Räten erhielt die Motion eine Mehrheit.

Doch wir gaben nicht nach: Mit Vorträgen suchten wir in der Öffentlichkeit ein Umdenken zu erwirken. Unser «Pressedienst Hochrhein-Aare» versandte regelmässig seine Bulletins an 200 Zeitungen. Auf den 1. August 1965 erschien ein reich bebildeter Artikel von Paul Feser im «Sonntag», von dem wir weit herum Separata verschickt haben. Einen wichtigen Beitrag an unsere Aufklärungsarbeit leisteten die Filme von Fritz Läng: «Aarelandschaft – bedrohter Lebensraum» (1967) und «Ausverkauf unserer Erholungsland-



Aare und Schwarzhäusern, vom Schloss Aarwangen aus. Foto: Hans Zaugg, Langenthal

schaften» (1971), von dem auch eine französischsprachige Fassung für die Westschweiz vorliegt.

Im Jahre 1967 gingen wir zum direkten Angriff über: In den Kraftwerkneubauten von Flumenthal und Neu-Bannwil sahen wir Vorbereitungsarbeiten für die Schiffbarmachung. Es fehlten nur noch zwei Staustufen, jene von Brugg und von Ruppoldingen/Boningen. Um ein Kraftwerk bei Boningen zu verhindern, starteten wir unter der Führung von Georges Ducommun die Wasserrechtsinitiative, welche die Konzessionserteilung zur Nutzbarmachung der Wasserkräfte künftig einer Volksabstimmung unterstellt. Da die Regierung einlenkte, blieb uns ein Abstimmungskampf erspart. Nun kommt – nach 21 Jahren – dieses neue Wasserrecht bei der Konzessionierung des umstrittenen Kraftwerkes Wynau und voraussichtlich auch beim Neubauprojekt des Kraftwerkes Ruppoldingen zum Tragen.

Politische Erfolge

Dass unsere Öffentlichkeitsarbeit wenigstens im Kanton Solothurn nicht fruchtlos blieb, zeigte die Vernehmlassung des Eidg. Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartementes über «Schiffahrtsfragen». Nachdem (mit Ausnahme der Freisinnig-demokratischen Partei) alle Parteien, Regionalplanungsgruppen und Naturschutzorganisationen die Schiffahrt abgelehnt hatten, erteilte der Solothurner Regierungsrat eine abschlägige Antwort nach Bern. Solothurn war mit dem Kanton Schaffhausen der einzige Kanton, der damals Mut zu einer so konsequenten Haltung aufbrachte.

Dies bewies uns die Notwendigkeit, unseren Kampf gegen die Lastschiffahrt von einer höheren Plattform aus zu führen. So suchten wir nach einer Dachorganisation, die vermehrtes Gewicht auf eidgenössischer Ebene haben würde: Am 11. März 1970 wurde in Bern die «Nationale Arbeitsgemeinschaft zum Schutze der Flüsse und Seen», die AQUA VIVA, gegründet, die namentlich von der ASA, der IGB, dem Bernisch-Kantonalen Fischereiverband, dem Rheinaubund und dem SBN getragen wird. In der *Société faitière pour le patrimoine neuchâtelois* fand sich der Brückenkopf in Richtung Westschweiz, die ja immer noch fest an ihrer Utopie eines *Canal transbelvétique* hing. Es ist dem Präsidenten der AQUA VIVA, Oberst Ernst Hirt, a. Direktor der Sportschule Magglingen, gelungen, eine Grosszahl von Parla-



Aare bei Wynau, vom Chellebode flussaufwärts. Foto: Val. Binggeli

mentariern, vor allem auch welsche Räte für den Vorstand der AQUA VIVA zu gewinnen.

Mit der Gründung der AQUA VIVA, in deren geschäftsleitendem Ausschuss der jeweilige ASA-Präsident (neben dem Verfasser dieses Berichtes) mitwirkt, hat sich der Aufgabenkreis der ASA etwas gewandelt. Die Schiffsfahrtsfragen wurden weitgehend an die AQUA VIVA delegiert. 25 Jahre nach der Gründung der ASA sind sie immer noch nicht entschieden; doch dürfen wir befriedigt auf den Stimmungswechsel bei Behörden und Parlamentariern hinweisen: Der Bundesrat schlägt in seinem Bericht vom 15. April 1987 dem Parlament vor, auf Schifffahrt und Freihaltegesetz auf der Aare zu verzichten und auf dem Hochrhein bis zur Aaremündung nur über

kantonale Bestimmungen zum Raumplanungsgesetz eine gewisse Offenhaltung zu gewährleisten. Es ist zu erwarten, dass die eidgenössischen Räte – trotz dem heftigen Protest der Schifffahrtsbefürworter, namentlich in der Waadt – dem bundesrätlichen Bericht zustimmen werden.

Reich befrachtete Traktandenliste

Es blieben für die ASA – ausser der Schifffahrtsfrage – noch Problemkreise genug. Sie arbeitete in der JGK-Kommission zur Gestaltung der Aareufer mit und setzte sich für die Unterschutzstellung der Alten Aare zwischen Winznau und Schönenwerd ein (Postulat René Monteil im Kantonsrat 1969). Auch hat sie wiederholt für die Einschränkung der Motorbootplage auf der Aare – leider mit wenig Erfolg – gestritten. Sie lehnte ein AKW bei Graben ab und leistet immer noch Widerstand gegen die Autobahn N 5 durch die Grenchner Wyti. Das gegenwärtige Hauptproblem der ASA ist das Stollenprojekt der KW Wynau. Der bevorstehenden Volksabstimmung sieht der Vorstand der ASA, der sich in 25 Jahren mehrfach verjüngt hat, zuversichtlich entgegen.

Erstabdruck in «Natur und Mensch» Nr. 2/3, 1989

ZEHN JAHRE VERKEHRS-CLUB DER SCHWEIZ

RENATO BECK

Der Verkehrs-Club der Schweiz (VCS) entstand aus dem Bedürfnis nach eine Organisation, welche die Interessen aller Verkehrsteilnehmer/innen vertritt und Menschen und Umwelt ins Zentrum setzt. Nach intensiven Vorarbeiten – sie wurden vor allem von einer Initiantin und neun Initianten geleistet – konnte am 16. Januar 1979 zunächst eine Stiftung gegründet werden, welche die Leitidee langfristig absichern sollte: die Schweiz. Verkehrs-Stiftung (SVS). Auf deren Ziele wurde auch die vier Monate später gegründete Publikumsorganisation, der Verkehrs-Club der Schweiz (VCS), verpflichtet. Dem Unternehmen zu Gevatter standen u.a. verschiedene Umweltorganisationen. Der VCS setzt sich ein:

- für eine sparsame Verwendung von Energie, Raum und Rohstoffen.
- für die Vermeidung von unnötigem Verkehrsaufkommen.
- für optimale Sicherheit und Gesundheit aller Verkehrsteilnehmer namentlich für Kinder, ältere Leute und Behinderte.
- für eine verminderte Umweltbelastung vor allem durch Lärm, Erschütterungen, Schmutz- und Schadstoffe.
- für die Förderung von Verkehrsmitteln mit optimalem Wirkungsgrad (öffentl. Verkehrsmittel, Velo).
- für verkehrsarme Raum- und Siedlungsstrukturen.
- für den Schutz der Natur und der Kulturgüter vor Verkehrsauswirkungen.

Dass der VCS von Beginn weg sein Domizil im Oberaargau besass, hängt mit der Vorgeschichte zusammen: die Person, die das Risiko einging, ihren Arbeitsplatz aufzugeben und vollamtlich für das Projekt VCS zu arbeiten stellte die Bedingung, an ihrem Wohnort bleiben zu können. Die Person ist der nachmalige VCS-Zentralsekretär Martin Sommer, dessen Wohnort Herzogenbuchsee. In den späteren Jahren, als die neue Organisation einen stürmischen Mitgliederzuwachs zu verzeichnen hatte, zeigte sich, dass weder von den Büroräumen noch vom Betrieb her die Notwendigkeit bestand, das Domizil zu wechseln: gute Mitarbeiter/innen liessen sich auch dort finden;

Post, Telefon, Telefax, Bahnverbindungen und anderes mehr funktionieren in Herzogenbuchsee ebensogut wie in einer Grossstadt.

Der VCS entfaltete ab Beginn eine rege Aktivität auf den Gebieten Verkehrspolitik, Verkehrssicherheit, Verkehrsberuhigung. Innert zwei bis drei Jahren konnten auch in allen Kantonen Sektionen aufgebaut werden, welche sich mit den anfallenden regionalen und lokalen Verkehrsproblemen auseinandersetzen. Die Gründung des VCS hatte offenbar eine «Marktlücke» geschlossen: im Jahr 1984 konnte das 50 000., anlässlich des Zehnjahre-Jubiläums 1989 das 100 000. Mitglied gefeiert werden. Bei den Behörden auf Bundes-, Kantons- und Ortsebene wurde der VCS bald als ernstzunehmende Organisation wahrgenommen und in die Vernehmlassungen einbezogen. Dazu trugen nicht zuletzt eigene konstruktive Vorschläge des VCS in verschiedenen Verkehrsbereichen bei. Im Oberaargau dürfte vor allem sein Einsatz für eine umweltgerechte Linienführung bei der Neubaustrecke der Bahn 2000 zur Kenntnis genommen worden sein.

Die Erfolgsgeschichte des VCS und sein Mitgliederzuwachs sind untrennbar verbunden mit der Entwicklung seiner Dienstleistungen für alle Verkehrsteilnehmer/innen. Schon vor der Gründung war allen Beteiligten klar, dass der Club von zwei Säulen getragen werden musste: von der Verkehrspolitik und von attraktiven, den verkehrspolitischen Zielsetzungen jedoch nicht widersprechenden Dienstleistungen, welche das Mitglied nach dem Baukastenprinzip beziehen kann. Im Laufe der Jahre wurde ein breiter Fächer solcher Dienstleistungen geschaffen. Im Sinne von Beispielen seien erwähnt: Pannenhilfe und Auslandschutzbrief für Autofahrer/innen, Rechtsschutz für motorisierte und nichtmotorisierte Verkehrsteilnehmer/innen, Bahn- und Veloschutzbrief, Bahnkundenschutz, Velokarten, Bahnbillettverkauf und Angebot von ökologisch vernünftigen Reisearrangements, Mitfahrzentrale für Behinderte und Betagte. Ab Oktober 1979 gibt es die VCS-Zeitung und, für die französischsprachigen Mitglieder, das Journal AST.

Die erfreuliche Mitgliederentwicklung erlaubte (und bedingte gleichzeitig) eine sinnvolle Dezentralisierung der VCS-Aktivitäten. Seit 1983 besitzen die kantonalen Sektionen eigene Rechtspersönlichkeit; 1984 wurde in Delémont JU ein Sekretariat für die französischsprachige, 1988 in Agno TI ein solches für die italienischsprachige Schweiz errichtet. Im Interesse einer grösseren Publikumsnähe auch im Dienstleistungssektor wurden zudem 1986/87 in den Städten Basel, Bern, Genf und Zürich Geschäftsstellen errichtet.

NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1988

PAUL LEUENBERGER, VALENTIN BINGGELI, CHRISTIAN LEIBUNDGUT

Schwerpunkte der Tätigkeit des NVO bildeten, wie bereits im Vorjahr, das Ausbauprojekt des EW Wynau, Langetenkorrektur und Wässermattenschutz sowie speziell das Projekt Bahn 2000. Gerade von letzterem wird ja die Region Oberaargau sehr direkt betroffen. Die Verhandlungen mit den SBB punkto Linienführung verliefen bisher alles andere als befriedigend. Es bleibt aus unserer Sicht zu hoffen, dass über politische Entscheide allzu kurzfristiges Renditedenken auf Kosten langfristiger übergeordneter Werte noch verhindert werden kann. Die Aufgabe des NVO sehen wir diesbezüglich darin, unsere Anliegen in den geeigneten Gremien (Planungsverband Oberaargau u.a.) möglichst wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Wie weit darüber hinaus die bereits angelaufene Diskussion um die NEAT-Linienführung zu weiteren den Oberaargau tangierenden Ausbauvorhaben des öffentlichen Verkehrs (sprich: Lötschberg-Simplon-Variante) führen wird, muss die Zukunft zeigen. Die Überlegungen aus dem letztjährigen Tätigkeitsbericht behalten m.E. diesbezüglich ihre volle Gültigkeit.

Die Naturschutzberatung und -aufsicht bearbeitete im abgelaufenen Jahr wie üblich zahlreiche Baugesuche und ähnliche Vorhaben (z.B. Meliorationen). Die Gesuche wurden jeweils auf ihre Verträglichkeit bezüglich des Natur- und Landschaftsschutzes hin geprüft, und soweit nötig wurden zur Wahrung dieser Interessen Einsprachen eingereicht. Die Anliegen des Natur- und Landschaftsschutzes wurden dabei in den meisten Fällen anerkannt und geschützt. Generell ist jedoch in den letzten Jahren ein zunehmender Druck an Bauvorhaben auf die Landwirtschaftszone festzustellen.

Der Vorstand des NVO traf sich im abgelaufenen Jahr zu vier ordentlichen und einer ausserordentlichen Vorstandssitzung, dazu kamen die je nach zugeteiltem Ressort teilweise recht zahlreichen Sitzungen in Arbeitsgruppen, Kantonalsektionen, Orientierungsversammlungen u.a.

Ein Schwerpunkt dieses Jahres stellt die Vernehmlassung zum Schutzvorschlag der «Arbeitsgruppe Wässermatten» dar, die im Zug der Realisierung

des Regierungsratsbeschlusses von 1985 eingesetzt worden war. (Dazu in «Jahrbuch des Oberaargaus» 1985.)

Da der NVO mit zwei Vertretern in der Arbeitsgemeinschaft Wässermaten vertreten ist, konnte er seine Vorstellungen vom Natur- und Landschaftsschutz im Langetental einbringen und immer wieder diskutieren. Die Stellungnahme kann daher kurz bleiben und sich auf einige wesentliche Punkte beschränken.

Zur Stellungnahme des Oberaargauer Bauernvereins: Die ablehnende Haltung, die im Schreiben des Bauernvereins zum Ausdruck kommt, ist für den NVO überraschend. Der NVO wünscht das Gespräch mit den direkt betroffenen Bauern und mit den Vertretern der Landwirtschaft weiterzuführen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen (z.B. Veränderung der Milchkontingente, usw.).

Was *Entschädigungsfragen* betrifft, so unterstützt der NVO die Haltung, diese seien grosszügig (angemessen dem Betriebsaufwand und dem Ertragsausfall) anzusetzen.

Eine *Güterszusammenlegung* darf höchstens sehr «sanft» erfolgen in dem Sinne, dass auf jeden Fall das traditionelle Muster der Landnutzung in seinen Grundzügen erhalten bleibt (Parzellierung, Feldgehölze).

Schutzzone A: Die Variante 1 mit einer Fläche von 111,4 ha (ohne Gruenholz), beruhend auf den vom Geogr. Institut der Uni Bern ursprünglich bezeichneten Landschaftseinheiten, stellt für den NVO eine Minimalvariante dar. *Schutzzone B:* Mit der im Bericht vorgeschlagenen Abgrenzung dieser Pufferzone ist der NVO einverstanden. Die *Grenze zwischen A und B* soll möglichst natürlich sein. Hier sollten *Abtausche* sowohl innerhalb der Teilgebiete als auch zwischen ihnen möglich sein.

Der Schutz des Gebietes *Gruenholz* soll aufgrund seiner Bedeutung für das Grundwasser erfolgen.

Es sollen Anstrengungen unternommen werden, die Bauern vom Nutzen und der Notwendigkeit der *Erhaltung und Neupflanzung von Hecken* zu überzeugen. Das Ausmass der Neupflanzungen ist im einzelnen abzuklären.

Als *Leitlinie* gilt nach wie vor der Beschluss des Regierungsrates vom 15. Mai 1988.

HEIMATSCHUTZ OBERAARGAU 1988

S. GERBER, H. WALDMANN, H. ERNST, D. OTT

Die Prioritäten unserer Tätigkeit lagen bei der Bauberatung und bei der Öffentlichkeitsarbeit. Unsere Bemühungen, ausdrücklich Bauberatung – und nicht Baukritik – anzubieten, wirkten sich positiv auf die Glaubwürdigkeit der Regionalgruppe aus. Es zeigte sich weiterhin, dass durch frühe Bauberatung eher konkrete Verbesserungen erzielt werden können als durch Einsprachen.

Mit der Organisation des *Kantonalen Jahresbottes im Schloss Thunstetten* versuchten wir aufzuzeigen, dass Heimatschutz nicht nur eine Frage des baulichen Rahmens ist: auch Essen und Trinken, Kleidung und Musik sind Bestandteile einer schutzwürdigen Verhaltensweise, die im Wandel der Zeit einer stetigen gedanklichen Auseinandersetzung bedarf.

Mit einer Informationstagung über das Thema *Dächer* folgten die Bauberater der Absicht des Vorstandes, mit dem guten Beispiel voranzugehen statt zu kritisieren. Die von der Regionalgruppe erarbeitete Tonbildschau wurde aktualisiert, so dass sie bis heute einen guten Einblick in den Sinn der Tätigkeit unserer Regionalgruppe gibt.

Der Vorstand beschloss finanzielle Beiträge an die besonders aufwendige Sanierung von *Dorfbrunnen* in *Rumisberg* und *Wangenried*. Erstmals genehmigte der Vorstand auch einen finanziellen Beitrag an die Durchführung eines Gestaltungswettbewerbes im Ortskern von *Oberbipp*. Die Regionalgruppe will damit zum Ausdruck bringen, dass sie sich nicht nur für die Restaurierung alter Gebäude, sondern auch für die Ergänzung und Neugestaltung besonders wichtiger Ortsbilder engagieren will. Sie möchte dabei ihren Beitrag dazu leisten, der Gegenwartsarchitektur ein zeitgerechtes, harmonisches Gesicht zu verleihen.

An die Erhaltung und Ergänzung einer Kopfsteinpflasterung in der Kirchgasse *Herzogenbuchsee* genehmigte der Vorstand einen finanziellen Beitrag in Anerkennung der langjährigen Bemühungen der Gemeinde um die Gestaltung ihres Ortskerns.

Bauberatung: Einmal mehr bestand auch dieses Jahr unsere Tätigkeit aus Beratungen und Empfehlungen zu Baugesuchen und Haussanierungen sowie aus Stellungnahmen zu Neubauten in der Landwirtschaftszone oder in Ortsbildschutzgebieten.

Es ist festzustellen, dass einige Gemeinden mehrfach und andere nie den Beratungsdienst beiziehen.

Oft scheint es, dass nur schwierig zu beurteilende Gesuche dem Bauberater zugestellt werden, damit man wohl gewisse Entscheide auf andere (den Heimatschutz) abwälzen kann.

Langenthal bildete einen Schwerpunkt der Tätigkeit in Form von Renovationen, Stellungnahmen zu Neubauprojekten sowie einer Einsprache gegen das Abbruchgesuch des Amtshauses und früherer Kantonalbank. Die kantonale Denkmalpflege und die Gemeinde leisteten mit ihren Einsprachen Unterstützung. Erfreulicherweise hat die Gemeinde Langenthal zum ersten Mal *Architekturpreise* für gute Renovationen an drei Bauten verliehen. Sicher ist dies eine gute Motivation für bauwillige Hausbesitzer. Der Erfolg der Bauberatertätigkeit ist mehrheitlich befriedigend. Wir wurden 1988 für insgesamt 140 Stellungnahmen und Beratungen angefragt.